





Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm von Schlegel,

Professor an der Königl. Preußischen Rhein-Universität, Ritter des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, Mitgliede der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baierischen Akademie der Wissenschaften, der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Gesellschaften.

Erster Band.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1823.

Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm von Schlegel,

Professor an der Königl. Preußischen Rhein-Universität, Ritter des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, Mitglied der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baierischen Akademie der Wissenschaften, der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Gesellschaften.

Ersten Bandes Viertes Heft.

Bonn,

bei Eduard Weber.

1823.

Inhalt
des ersten Bandes.

An

Se. Durchlaucht

Herrn Fürsten von Hardenberg,

Königlich Preußischen Staatskanzler.

Durchlauchtigster Fürst!

Hochgebietender Herr Staatskanzler!

Ew. Durchlaucht haben geruhet, meine Vorschläge zur Förderung der Indischen Sprachkunde in Deutschland zu genehmigen, die Mittel zu deren Ausführung zu sichern, und mir die Besorgung der erfoderlichen Anstalten aufzutragen.

Das mir hiedurch bewiesene ehrenvolle Zutrauen hat nicht nur meinen Eifer, sondern auch meine Kräfte verdoppelt, und ich darf daher wohl ein erwünschtes Gelingen hoffen.

Der Nutzen, der aus dem einheimischen Anbau eines neuen, für weltgeschichtliche und philosophische Forschung

Durchlauchtigster Fürst!

Hochgebietender Herr Staatskanzler!

Ew. Durchlaucht haben geruhet, meine Vorschläge zur Förderung der Indischen Sprachkunde in Deutschland zu genehmigen, die Mittel zu deren Ausführung zu sichern, und mir die Besorgung der erfoderlichen Anstalten aufzutragen.

Das mir hiedurch bewiesene ehrenvolle Zutrauen hat nicht nur meinen Eifer, sondern auch meine Kräfte verdoppelt, und ich darf daher wohl ein erwünschtes Gelingen hoffen.

Der Nutzen, der aus dem einheimischen Anbau eines neuen, für weltgeschichtliche und philosophische Forschung

so wichtigen Feldes der Gelehrsamkeit erwachsen kann, für Deutschland überhaupt, und insbesondere für die kaum gestiftete, aber durch eine wahrhaft königliche Anlage, und durch die Berufung so vieler ausgezeichneten Männer schon blühende und berühmte Lehranstalt, welcher ich anzugehören die Ehre habe: dieser Nutzen wird ganz die Schöpfung Ew. Durchlaucht seyn.

Mich selbst betrachte ich hiebey nur als Werkzeug, und schätze mich glücklich, wenn ich die schwierige Bahn ebnen, mitlebenden und künftigen Denkern den Zugang zu den schriftlichen Denkmalen der Asiatischen Vorwelt

erleichtern kann. In so fern jedoch die Ergebnisse meiner eignen Forschungen einigen Werth haben mögen, sind sie das Eigenthum des erlauchten Gönners, der meine wissenschaftliche Neigung zu meinem Berufe gemacht hat. Aber sie Ew. Durchlaucht öffentlich, mit dem Ausdrucke meiner innigsten Dankbarkeit und Verehrung, zueignen zu dürfen, dieß gewährt meinem Gefühle eine unschätzbare Befriedigung.

Möge der steigende Flor der Wissenschaften und schönen Künste in den Preußischen Staaten, ein angestammter Ruhm dieser Monarchie, noch in einer fernen Zukunft

von dem überschauenden Blick und der belebenden Fürsorge Ew. Durchlaucht zeugen!

Ich verharre in tiefster Ehrerbietung

Ew. Durchlaucht

unterthänig gehorsamster

August Wilhelm von Schlegel.

Vorrede.

Der Zweck dieser Zeitschrift ist, theils das bisher bekannte im Fache der Indischen Litteratur und Alterthumskunde zusammenzustellen, zu prüfen und, wo es nöthig, zu berichtigen; theils das neue, das in Europa oder in Indien selbst ans Licht gefördert werden mag, allgemeiner bekannt zu machen.

Für ein Gebiet des Forschens, wo alles noch im Werden begriffen ist, wo man den Umfang und die Gränzen des Gegenstandes noch nicht einmal deutlich überschaut, wo noch manche Entdeckungen gemacht werden müssen, ehe man zu einiger Vollständigkeit gelangen kann, und wo solche Entdeckungen täglich zu erwarten sind, schien mir die Form einer Zeitschrift vorzüglich angemessen. Wenn meine Unternehmung Beyfall findet, so hoffe ich, soll nach einigen Jahren ein Repertorium daraus erwachsen, in dessen Berichten man den Punkt, von welchem wir ausgingen, das während dieser Zeit

geleistete, und was noch zu leisten übrig bleibt, übersehen wird.

In einer Zeitschrift können auch einzelne Bemerkungen, vorläufige Andeutungen, Fragen und Zweifel, oder versuchte Auflösungen von Fragen und Zweifeln eine Stelle finden, welche die Untersuchung in mancherley Richtungen anzuregen dienen, deren Mittheilung aber vielleicht ganz versäumt würde, wenn sie auf die Ausarbeitung eines ausführlichen, und die Gegenstände methodisch umfassenden Werkes warten sollte.

Ich bin nicht bloß Herausgeber, sondern auch Verfasser der Indischen Bibliothek; ich habe für jetzt keinen Mitarbeiter, und will versuchen, wie weit ich mit meinen eignen Kräften den billigen Erwartungen des Publikums entsprechen kann. Sollte sich in der Folge ein in gleichen Forschungen begriffener Gelehrter zur Herausgabe mit mir vereinigen, so werde ich es im voraus anzeigen; bis dahin bin ich für alles verantwortlich, was nicht als ein fremder Beytrag ausdrücklich bezeichnet wird.

Wiewohl mein Augenmerk zwar eigentlich auf die Vorzeit Indiens gerichtet ist, so werde ich mich doch häufig mit dem heutigen Indien zu beschäftigen haben, in so fern die genauere Kenntniß der Geographie und Naturgeschichte des Landes zum Verständniß der alten

Schriften dient, und in so fern der gegenwärtige gesellige, religiöse und politische Zustand entweder noch ein treues Bild des vormaligen darstellt, oder darauf zurückschließen läßt.

Die alten Denkmale der Baukunst und Bildnerey, welche die diesseitige Halbinsel aufzuweisen hat, sind vielleicht noch nicht einmal dem Namen nach vollständig bekannt: geschweige denn, daß man von allen genaue Beschreibungen und charakteristisch treue Abbildungen hätte. Die Bestimmung ihres Zeitalters, wofern sie durch innere oder äußere Gründe möglich wird, ihre Deutung, ihre Beurtheilung in künstlerischer Hinsicht, endlich die Frage über die Originalität der Indischen Kunst überhaupt: dieß alles ist von der größten Wichtigkeit für die Beleuchtung des Alterthums, und gehört daher wesentlich mit zu meinem Plan. Auch die Bildwerke der neueren Zeit haben einen archäologischen Werth, weil sie, insbesondre bey der Darstellung geheiligter Gegenstände, immerfort nach alten Mustern ausgearbeitet werden.

Zwischen dem Indus und Ganges liegt ein weites und herrliches Gebiet, dessen Mannichfaltigkeit für die Betrachtung unerschöpflich ist. Dennoch werde ich mich nicht ausschließend darauf beschränken; im Wesen meiner Untersuchungen liegt die Nöthigung, von dorther den

Blick nach allen Seiten hinaus zu wenden, um die Berührungspunkte der Indischen Vorwelt mit den Geschichten und Ueberlieferungen andrer Völker nachzuweisen oder auszumitteln. Die Einflüsse, welche von der diesseitigen Halbinsel, der Heimat des Sanskrit, über die jenseitige Halbinsel, die gegen über liegenden Inseln, Tibet und das ganze östliche Asien sich verbreitet haben, liegen am Tage. Der Zusammenhang der alten priesterlichen Lehre und Verfassung Indiens mit der frühesten Bildungsgeschichte der Westwelt ist, in Hinsicht der Zeit, der Weise und der Richtung, worin die Mittheilungen erfolgt seyn mögen, weit räthselhafter, gleichwohl sehr wahrscheinlich, ja durch so viele auffallende Uebereinstimmungen wird er fast unläugbar. Nach den hierüber bereits in Umlauf gesetzten Ansichten und Begriffen kann es die Leser nicht befremden, daß in dieser Zeitschrift häufig von Aegypten, von Medien und Persien, von dem gesamten Vorder-Asien, zuweilen auch von Griechenland, von den Etrus-kern und übrigen Italischen Völkerschaften, endlich von Germanien und Scandinavien die Rede seyn wird.

Vornämlich werde ich es mir angelegen seyn lassen, die Zeugnisse der Griechen, der Römer und der Byzantiner über Indien mit unsrer heutigen Kenntniß des Landes und der Sprache, und den Aussagen der einheimischen Vorzeit zu vergleichen, dadurch ihren Sinn

aufzuklären, ihre Wahrheit zu bestätigen, oder die eingemischten Irrthümer darzuthun.

Die des Sanskrit kundigen Leser, die ich jetzt schon in Deutschland, ja in Europa zu finden hoffen darf, würden sich sehr bald aufzählen lassen. Diese wenigen werde ich mich bemühen, durch die strengste Genauigkeit zu befriedigen, wo es auf Auslegung und Sprachkritik ankommt. Hauptsächlich aber geht mein Bestreben dahin, die Theilnahme gebildeter Leser zu gewinnen, welche aller wahren Erweiterungen des geistigen Besitzes sich lebhaft erfreuen, ohne die philologischen Forschungen, wodurch dergleichen gewonnen werden, selbst abstellen zu wollen oder zu können. Ich werde daher Sorge tragen, daß solche Leser in jedem Hefte nur wenige Blätter zu überschlagen finden, der größte Theil des Raumes wird allgemein verständlicher Belehrung oder willkommner Unterhaltung gewidmet seyn.

Indessen darf es doch nicht vergessen werden, daß gründliche Sprachkunde immer die Grundlage aller zu hoffenden wahrhaft ersprießlichen Ergebnisse bleibt, und daß wir, sobald diese vernachläßigt wird, nur auf den Sand bauen. Es wird mir daher wohl vergönnt seyn, in dieser Hinsicht hier manches für eine, wie ich glaube, nicht sehr entfernte Zukunft niederzulegen, wo die Kennt-

niß des Sanskrit in Deutschland wenigstens nicht seltner seyn dürfte, als etwa die des Arabischen und Persischen.

Die Neigung denkender Gelehrten, welche sich durch keine Mühseligkeit abschrecken lassen, wo es auf Entdeckung der verborgenen Wahrheit ankommt, wie es deren in Deutschland so viele giebt; die Neigung, sage ich, durch Erlernung des Sanskrit an der reinsten Quelle Inner-Asiatischer Ueberlieferungen selbst zu schöpfen, hat sich bisher, wegen der Unzugänglichkeit dieser Quelle, nicht in ihrem ganzen Umfange kund geben können. Ich darf aber dem Deutschen Publicum eine hierin bevorstehende günstige Veränderung mit Zuversicht ankündigen.

Die Königlich Preußische Regierung hat mit der Freygebigkeit, womit sie gewohnt ist, alle Fortschritte der Wissenschaften aufzumuntern, thätig zu fördern und zu belohnen, die Kosten zur Anlegung einer Indischen Druckerey auf meinen Vorschlag bewilligt, und mir Befehl ertheilt, die Typen unter meiner Leitung verfertigen zu lassen. Vielleicht schon in Jahresfrist werden wir demnach anfangen können, Elementarbücher des Sanskrit und Indische Texte in Deutschland zu drucken.

Bis auf diesen Zeitpunkt verspare ich nun auch die Herausgabe einer von mir unternommenen grammatischen und etymologischen Sprachvergleichung zwischen dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen, und den

verschiedenen alten Mundarten des deutschen Sprachstammes, der Gothischen, Angelsächsischen, Fränkischen, Isländischen, u. s. w. Die im vorigen Jahre angekündigte Abhandlung: De vsu linguae Brachmanum sacrae in causis linguae graecae et latinae indagandis, sollte nur einige Abschnitte des größeren Werkes enthalten, welche ich vorläufig den Philologen vorzulegen wünschte, weil ich nicht wußte, wie bald ich im Besitz der zum Druck des Ganzen nöthigen Typen seyn würde. Denn bey einem Werke dieser Art, wo es auf die wissenschaftlichste Genauigkeit ankommt, ist der ungelehrte Nothbehelf nicht zu dulden, daß man die Wörter aus Sprachen, die ihre eigenthümliche und ganz von unserm Alphabet abweichende Schrift haben, bloß mit Lateinischen Buchstaben ausdrückt.

Die ursprüngliche Verwandtschaft der oben genannten Sprachen, und einiger andern, wodurch sie sich, zusammengenommen, als Eine große Sprachfamilie ausweisen, und sich eben so bestimmt von andern Sprachgeschlechtern absondern, wird auf Glauben bereitwillig genug angenommen; ja diese merkwürdige Thatsache ist schon manchen Misdeutungen ausgesetzt gewesen, und hat nicht gehörig bewährte Folgerungen und Vermuthungen veranlaßt. Es ist Zeit, daß das unfruchtbare Staunen über einzelne herausgegriffene Aehnlichkeiten, und das

etymologische Herumtappen aufhöre, und daß durch eine systematische und vollständige Vergleichung, welche von dem innersten Bau der Sprachen und den grammatischen Elementen ausgeht, jene Verwandtschaft nach ihrem wahren Wesen, und den Graden ihrer Abstufung ins Licht gesetzt werde. Weit entfernt, Beystimmung ohne Prüfung zu begehren, werde ich vielmehr die kritischen Zweifler auffodern, mit allen ihren Einwürfen hervorzutreten.

Wo uns die schriftlichen Zeugnisse verlassen, zeugen noch die steinernen Denkmale, wo diese, die Sprachen von den alten Menschengeschlechtern. Die Geschichte der Urwelt ist nicht durch eine unübersteigliche Kluft vor uns verschlossen: nur müssen wir durch die rechte Pforte zu ihren Weihungen eingehn, und nicht auf Nebenwegen einen apokryphischen Besitz erlangen wollen.

Bonn im Junius 1820.

I.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie.

Geschrieben im Sommer 1819.

(Dieser Aufsatz ist zuerst im 2ten Heft des Jahrbuchs der Preußischen Rhein-Universität erschienen, und seitdem zweymal ins Französische übersetzt, in der Bibliothèque universelle, und in der Revue encyclopédique. Da ich indessen nicht voraussetzen kann, daß er allen meinen Lesern in die Hände gekommen, so habe ich dennoch, wegen der darin enthaltenen allgemeinen Uebersicht, für zweckmäßig gehalten ihn hier voranzustellen.)

Auf nicht wenigen Gebieten der Forschung sind die Deutschen allen übrigen Völkern Europa's entschieden voraus; auf keinem werden sie es sich gefallen lassen, hinter ihren Nachbarn zurück zu bleiben. Es ist wahr, zum Gedeihen mancher Bestrebungen des menschlichen Geistes sind äußerliche Bedingungen erforderlich; man muß den Stoff des Wissens und die Werkzeuge zu dessen Verarbeitung in seiner Gewalt haben, und wenn man diese nur durch fremde Vermittlung überkommen kann, so ist man dabei in einer gewissen Abhängigkeit vom Auslande, wie es bei der Indischen Philologie wirklich

der Fall ist. Die Engländer, und jetzt beynahe sie allein, sind im Besitz des Indischen Handels nicht nur, so wie der natürlichen und Gewerbs-Reichthümer dieses mannichfaltig begabten Landes; sondern sie haben auch den Schlüssel zu dessen geistigen Schätzen, den schriftlichen und künstlerischen Denkmalen des Alterthums. Die Missionare ließen es sich zwar schon frühzeitig angelegen seyn, die heutigen Mundarten Indiens zu erlernen und erlernbar zu machen; zur Kenntniß des Sanskrit drangen sie nur selten und auf unvollkommene Weise hindurch. Ihre Mittel waren beschränkt, überdieß hatten sie mit dem Mistrauen der Brahmanen zu kämpfen, welche wohl einsahen, daß die christlichen Priester ihre [illegible] heiligen Bücher nur zu kennen begehrten, um sie als [illegible] Gewebe verderblicher Irrthümer zu widerlegen. Indessen haben die Missionare doch zuerst Handschriften sanskritischer Bücher nach Europa geschafft, wofür wir ihnen noch immer dankbar seyn müssen. Der Vorrath in Paris ist beträchtlich und sehr schätzbar; ich bin nicht genau unterrichtet, wieviel in der Propaganda sich finden mag. Allein diese Bücher lagen lange Zeit unbenutzt und beynahe so unzugänglich da, als die Aegyptischen Papyrus-Rollen. Seit einigen vierzig Jahren haben zwey Männer von ausgezeichnetem Geist, Warren Hastings und nach ihm Sir William Jones, sich das unsterbliche Verdienst erworben, die Bekanntschaft mit den Indischen Sprachen, den heutigen sowohl, als der gelehrten Ursprache, in einem umfassenderen Kreise zu fördern. Von Warren Hastings rühren die ersten Aufmunterungen her; Sir William Jones kam als ein vielgeübter Sprachkenner nach Indien: und wiewohl in höheren Geschäften dahin berufen, fand er dennoch Muße mit seinem eignen Beyspiele

vorzuleuchten. Die Fortschritte waren anfänglich langsam, weil unermeßliche Schwierigkeiten beseitigt werden mußten; sie beschleunigten sich aber in steigendem Verhältnisse, und jetzt geht es rasch vorwärts. Zuerst wurden Uebersetzungen geliefert, dann Elementarbücher, endlich Originaltexte. Das meiste zur Erlernung des Sanskrit dienliche ist in den letzten funfzehn Jahren erschienen.

Die Engländer sind bey dem Anbau und der Verbreitung der Indischen Sprachkunde auf einen großen politischen Zweck gerichtet. Sie haben ihre Europäischen Mitwerber entweder ganz aus Indien verdrängt, oder auf einen unbedeutenden Kreis beschränkt; kaufmännische Niederlassungen sind ihnen zu einem großen Reiche erwachsen; ihr Oberbefehlshaber ist an die Stelle des großen Mogols getreten, und handhabt diese Gewalt mit ganz anderm Nachdrucke als die letzten Herrscher jenes entthronten Stammes; von der auf hundert Millionen geschätzten Gesamt-Bevölkerung der diesseitigen Halbinsel gehorchen schon siebzig Millionen dem Brittischen Scepter, unmittelbar, oder mittelbar unter pflichtigen Fürsten; nicht einmal zu rechnen, daß ihre Obergewalt auch auf den Inseln des Indischen Oceans mehr und mehr um sich greift. Dieses mit der Weltherrschaft der Römer wetteifernde Reich streben sie nun fester zu gründen durch voraussehende und vorbeugende Staatsklugheit; durch eine geordnete, der Willkühr möglichst entzogene Verwaltung; besonders aber durch Schonung der Denkart ihrer Unterthanen, und durch Entscheidung der Rechtshändel nach den einheimischen Gesetzen, welche jedem der untergebenen Völker vermöge seiner Religionsbegriffe für heilig gelten. Sie stellen daher nur

solche Beamten an, welche die Indischen Sitten und geselligen Verfassungen kennen. Diese Kenntniß ließe sich allenfalls aus übersetzten Büchern erwerben. Allein die Machthaber sollen nicht von treulosen oder ungeschickten Dollmetschern abhängen, sie sollen im Stande seyn, ihre Untergebenen selbst zu hören und zu bescheiden: deswegen wird es jetzt den verwaltenden Behörden zur unerlaßlichen Bedingung gemacht, die Landessprachen zu wissen. Die heutigen Mundarten der verschiednen Landschaften sind aber sämtlich durch Einmischung des Persischen, des Arabischen und andrer Sprachen, aus dem Sanskrit entstanden. Auf dieses, als die gemeinsame Grundlage der Indischen Sprachkunde, ist man also ebenfalls zurückgeführt worden. Man hat Druckereyen angelegt, Lehranstalten in Asien und in Europa gestiftet; jene sind zum Theil mit Indischen Gelehrten besetzt, und Britten gehen bey Brahmanen in die Schule.

Alle obigen Zwecke und Antriebe liegen außer dem Bereich der Deutschen; dagegen werden die weltgeschichtlichen, philologischen und philosophischen Gesichtspunkte, die sich sogleich bey Betrachtung der Indischen Denkmale darbieten, sie um so lebendiger ansprechen. Denn die Forschungen, welche das Auge für dergleichen Aussichten in die unbekannte Vorwelt schärfen, sind in Deutschland vorzugsweise einheimisch, und auswärtige Gelehrte ahnden manche Begriffe noch nicht, womit der Deutsche schon vertraut geworden ist. Es ist hier nicht der Ort, umständlich zu entwickeln, welche reichhaltigen Ergebnisse die Kenntniß des Sanskrit und das Verständniß der darin abgefaßten alten Bücher für allgemeine Sprach- und Völkerkunde, ja für die Urgeschichte der Menschheit versprechen; welche schöpfe-

rische Fülle der Einbildung in der Mythologie der Indier, welcher zarte Sinn in ihrer Poesie, welche Tiefe und Klarheit geistiger Anschauung in ihrer Philosophie sich offenbart. Auch darf ich mich wohl auf die Schrift über die Sprache und älteste Weisheit der Indier von Friedrich von Schlegel berufen, worin alle jene Gesichtspunkte angedeutet sind.

Wenn die heilige Bibliothek des Osymandyas, durch ein Wunder erhalten, uns plötzlich aufgethan, wenn uns zugleich der Schlüssel zu den Hieroglyphen, der Buchstabenschrift und Sprache der alten Aegyptier verliehen würde; welch ein Wetteifer würde unter den denkenden Alterthumsforschern entstehen, die Ueberlieferungen einer weisen Vorwelt sich anzueignen, und dem heutigen Geschlecht mitzutheilen! Wir sind keineswegs gesonnen, die Wissenschaft und die geheimen Weihungen der Aegyptischen Priester herabzuwürdigen, aber wir behaupten dreist: hier ist mehr als die Bibliothek des Osymandyas! Der Gehalt der geheiligten und wissenschaftlichen Ueberlieferungen beyder Völker mochte ungefähr gleich seyn, ehe die Aegyptischen zerstört waren; die Anfänge der gesetzlichen Bildung beyder gehen in eine Vorzeit zurück, von welcher unsre Geschichte nichts zu berichten weiß: denn die uralte Aechtheit der Indischen Denkmale denken wir schon gegen die Angriffe einiger Engländer von befangener Gesinnung und verneinender oder starr behauptender Denkart durchzufechten. Aber die Form der Darstellung dürfte sich, wenn die Vergleichung angestellt werden könnte, weit vollkommener in den Indischen Schriften ausweisen, als in den Aegyptischen. Vermuthlich war die Sprache der alten Nil-Anwohner

ursprünglich eine arme und rohe Africanische Mundart, nur durch priesterliche Kunst, wie das Volk selbst, gezähmt, und zum Ausdruck höherer Begriffe gleichsam magisch umgestaltet. Die Indische Sprache hingegen gehört zu dem edelsten Stamme, und hat unter den ihr im Bau und Wesen verwandten Sprachen zugleich das ursprüngliche Gepräge am reinsten bewahrt, und die höchste in sich beschlossene Vollendung erreicht. Sie ist ein wunderwürdiger Beweis von dem Umfange jenes zusammenfassenden, einigenden Vermögens im menschlichen Geiste, kraft dessen Anschauung und Begriff sich gegenseitig durchdringen, und das Ganze eines Gedankens seinen Theilen vorangeht.

Als mein Bruder seit dem J. 1803 in Paris sich auf die Erlernung des Sanskrit wandte, da war es in der That ein herkulisches Unternehmen in dieser unbetretenen Wildniß sich einen Weg zu bahnen, und in seinen Umgebungen, in seiner Europäischen Entlegenheit von den Quellen des heiligen Stromes konnte er mit Recht sagen:

Avia Pieridum peragro loca, nullius ante
Trita solo, iuvat integros accedere fontes.

Glücklicher Weise fand er einen früher am Ganges einheimisch gewordenen Wegweiser. Einige unvollkommene handschriftliche und gedruckte Versuche der Missionare ausgenommen, gab es damals fast noch gar keine Hülfsmittel; man mußte unmittelbar von den ersten Elementen der Sprache zur Lesung der Original-Handschriften fortgehen, welche, wie sich versteht, dem Ungeübten weit schwerer zu entziffern sind, als gedruckte Bücher. Was in Indien bald nachher geschah, kam langsam nach Europa, und konnte, bey dem damaligen gewaltsamen Zustande des festen

Landes, von England aus nicht mitgetheilt werden. In den wenigen seitdem verflossenen Jahren hat sich nun der Schauplatz ganz verwandelt. Die Zahl der Arbeiter ist bedeutend angewachsen, die Bemühungen haben sich vervielfältigt; was man kaum hoffen durfte, ist bereits geleistet worden. Hülfsmittel und Materialien sind im Vergleich mit dem früheren Zustande in ziemlicher Menge vorhanden; nur fehlt es großentheils noch an einer zweckmäßigen Verarbeitung, um die Sache, die ihrem Wesen nach immer sehr schwierig bleiben muß, so viel möglich zu erleichtern.

Dazu kommt nun als äußerliches Hinderniß der Umstand, daß fast alle bisher erschienenen Bücher in Indien gedruckt sind; daß nur eine einzige Buchhandlung in London (Black, Kingsbury, Parbury, und Allen) welche die Aufträge der Ostindischen Compagnie zu besorgen hat, den Bücherverkehr mit Asien treibt; und daß, wenn der geringe Vorrath, welchen man nach dem zu erwartenden Absatz nach Europa kommen läßt, erschöpft ist, die Bestellungen über den Ocean sehr weitläuftig und von zweifelhaftem Erfolge sind. Denn in Indien selbst scheinen die Auflagen mancher vor nicht vielen Jahren gedruckten Bücher schon erschöpft zu seyn. Ich habe weder Kosten noch Mühe gespart, um eine vollständige Sanskrit-Litteratur zusammen zu bringen; ich sehe mich im Besitz einer Sammlung dazu gehöriger Werke, dergleichen vermuthlich in keiner öffentlichen Bibliothek Deutschlands vorhanden ist: aber, ungeachtet der Verwendung einiger gelehrten Freunde in England, fehlen mir noch verschiedene wichtige Stücke.

Erst seit fünf Jahren habe ich angefangen, das

Sanskrit zu erlernen, und nur unter mancherley Unterbrechungen darin fortfahren können. In Paris konnte ich die Handschriften der königlichen Bibliothek, und die unvergleichliche, über die Litteratur, Geschichte und Geographie des gesamten Asiens mit seltener Vollständigkeit sich verbreitende Büchersammlung des Herrn Langlès benutzen, dessen gefällige Mittheilung seiner Kenntnisse und Vorräthe an auswärtige Gelehrte nicht genug gerühmt werden kann. Die gütigen Hülfleistungen meines vortrefflichen Freundes, Herrn von Chezy, Professors der Indischen Sprache am Collége de France, haben mir die ersten Schritte erleichtert. Mit Herrn Bopp, der sich schon durch eine sprachvergleichende Schrift vortheilhaft bekannt gemacht hat, und gegenwärtig mit Unterstützung der Königl. Baierischen Regierung in London seine Forschungen fortsetzt, habe ich in Paris oft gemeinschaftlich gearbeitet. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich etwas dazu beytragen könnte, das Studium des Sanskrit in Deutschland einheimisch zu machen. Eine diesen Sommer auf der Rheinischen Universität gehaltene öffentliche Vorlesung über die Litteratur und die Alterthümer Indiens hat mich überzeugt, daß selbst eine unvollkommne Uebersicht der künftigen Ergebnisse dieses Studiums hinreicht, um lebhafte Theilnahme zu erwecken. Bis ich mit reiferen Arbeiten hervortreten kann, mögen folgende kurze Andeutungen dazu dienen, denen unter meinen Landsleuten, welche das Abenteuer bestehen wollen, (denn ein Abenteuer bleibt es noch immer) einigermaßen den Weg zu weisen.

Die Grammatik ist die Grundlage alles übrigen: ganz vorzüglich in der Indischen Sprache, weil sie im

höchsten Grade durch Anlage und wissenschaftliche Ausbildung regelmäßig ist, und in ihrer unendlichen Entwicklungsfülle einer einfachen in sich zusammenhängenden Gesetzgebung gehorcht. Die grammatischen Versuche des Pater Paulinus *) sind, abgesehen von den vielen Irrthümern und Ungenauigkeiten, schon deswegen unbrauchbar, weil die Indischen Wörter mit Lateinischen Buchstaben gedruckt sind. Ich will alle sprachvergleichende Etymologen davor gewarnt haben, auf die darin enthaltenen Angaben zu fußen. Die Arbeiten des Deutschen Jesuiten Hanxleben, aus dessen Papieren der Verfasser geschöpft hat, mögen zu seiner Zeit und mit seinen Mitteln sehr verdienstlich gewesen seyn: aber der Pater Paulinus theilte mit, was er nur sehr unvollkommen verstand.

Die Engländer haben schon vier Indische Sprachlehren geliefert **). Die von Colebrooke und Forster sind bis jetzt unvollendet, und die erste wird es auch wohl bleiben.

*) *Sidharubam*, seu Grammatica Samscrdamica, cui accedit dissertatio historico-critica in linguam Samscrdamicam, vulgo Samscret dictam. Romae 1790. *Vyácarana* seu locupletissima Samscrdamicae linguae institutio; adornata a P. Paulino a S. Bartholomaeo. Romae 1794.

**) 1. A Grammar of the Sanscrit language. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Vol. I. Calcutta, 1805. fol. (Preis in London: 2 Guineen) 2. An Essay on the principles of Sanscrit Grammar by *H. P. Forster*, Esq. Calcutta, 1810. P. I. royal 4to. (Preis: 3 Guineen.) 3. A Grammar of the Sungskrit language etc. By *W. Carey*. Serampore, 1806. royal 4to. (Preis: 8 Guineen.) 4. A Grammar of the Sanskrita language by *Charles Wilkins*. London, 1808. 4to. (Preis: 4 Guineen.)

Man kann sie daher nur in den ersten Abschnitten der Wissenschaft zu Rathe ziehen. Colebrooke, sonst ein bewunderns würdiger Meister in der philologischen Kritik, wurde bey dieser Arbeit durch die damalige Unvollkommenheit der Indischen Typographie behindert. Die zuerst gegossenen Buchstaben waren von einer so ungeschickten Größe, daß der Raum nicht verstattete, die Regeln durch Beyspiele gehörig zu erläutern. Der Verfasser spricht daher schon in der Vorrede von einer vorzunehmenden Umarbeitung. Die Grammatik von Carey empfiehlt sich durch den Reichthum an Paradigmen und Beyspielen; freylich ist sie auch sehr weitläuftig ausgefallen. Der Verfasser hat sich zwar der Europäischen Methode befleißigt, aber in vielen Stücken sich an die Indischen Grammatiker angeschlossen, und man lernt aus seinem Werke ihre treffende Terminologie kennen. Wilkins endlich hat mit ungemeiner Klarheit und Gewandtheit, wenn ich so sagen darf, die Algebra der Indischen Sprachlehre in die gewöhnliche Arithmetik übertragen. Man vermißt zwar in seiner Grammatik vieles, dessen Auslassung bey dem großen Maaßstabe, wonach das Werk entworfen ist, sich nicht wohl entschuldigen läßt; auch ist seine Terminologie nicht immer glücklich gewählt. Jedoch dürfte dieses Lehrbuch für den Anfang das bequemste und brauchbarste seyn, und da es in London gedruckt und leicht herbeyzuschaffen ist, so haben wir damit viel gewonnen.

Es sind nun auch bereits drey Original-Werke über die Indische Grammatik gedruckt: die Sprüche des Panini nebst einer Auswahl von den Anmerkungen der Scholiasten, die Siddhanta-Kaumudi, und die kurze Sprachlehre des

Vopadeva, unter dem Titel Mugdha - Bodha. *) Diese gehören aber nicht zu den Hülfsmitteln für Anfänger, sondern zu dem ans Licht geförderten Vorrath von Erzeugnissen der Indischen Gelehrsamkeit. Denn so schwere Bücher können nur erfahrne Kenner des Sanskrit lesen, und auch solchen wird Inhalt und Einkleidung noch Schwierigkeit genug machen, besonders da sie mit keiner Uebersetzung oder Erklärung in einer bekannten Sprache ausgestattet sind. Indessen ist es sehr wichtig, sie zu haben: die grammatischen Arbeiten der Europäischen Philologen können in der Folge mit diesen authentischen Quellen verglichen, darnach geprüft, daraus berichtigt oder bestätigt werden. Die Methode der alten Indischen Sprachlehrer ist strenge wissenschaftlich, und sie legen es keineswegs darauf an, die Anfangsgründe zu erleichtern. Sie sprechen die allgemeinen Gesetze in Formeln aus, welche den algebraischen an Kürze gleichen, und mit ihnen den Vortheil gemein haben, daß, wenn man sie einmal begriffen hat, alle darunter befaßten Fälle mit Sicherheit aufgelöst werden können. Was sich nicht unter eine Regel bringen läßt, wollen sie dem Gedächtnisse durch allerley mnemonische Kunstgriffe eingeprägt wissen. Sie haben auf Köpfe gerechnet, denen das spitzfindigste bald geläufig wird, und

*) The Grammatical Sùtras or aphorisms of *Pánini* with selections from various Commentators. *Nagari* Character. 2 Vol. 8. Calcutta, 1809. The Siddhànta - Kaumudi, a Grammar conformable to the system of Pánini by *Bhattóji Dikshita. Nagari* Character, 1 Vol. 4to. Calcutta, 1812. The *Mugdha Bódha*, a Grammar by *Vopadeva*. Bengali Character, 1 Vol. 12. Serampore, 1807.

nach dem grossen und dauerhaften Ruhm ihrer Schriften zu urtheilen, haben sie sich nicht betrogen.

Das nächste Bedürfniß nach der Sprachlehre sind die Wörterbücher, und hierin sind wir noch längst nicht so gut berathen als in jenem Fache. Wir haben nichts als den Amara-Kosha, *) freylich in der vortrefflichen Bearbeitung von Colebrooke. Allein der Amara-Kosha ist kein alphabetisches, sondern ein metrisch abgefaßtes Real-Wörterbuch, dessen Hauptzweck ist, das Geschlecht der Nenn- und Eigenschaftswörter zu bestimmen: diese werden nicht als zwey verschiedene Classen betrachtet, sondern die letzten nur als dreygeschlechtige bezeichnet. In den ersten beyden Büchern sind die Benennungen nach der Folge der Gegenstände geordnet; dann kommen im dritten Bande vermischte; vieldeutige Wörter, auch die der Biegung nicht empfänglichen. Die Zeitwörter sind ausgeschlossen. Der Herausgeber hat ein alphabetisches Register beygefügt, und die Stelle oder die Stellen, wo jedes Wort vorkommt, nach der Seiten- und Verszahl angegeben. Es ist also immer ein doppeltes, oft ein mehrfaches Nachschlagen nöthig; nicht selten sucht man vergeblich, denn bey vielen andern Verdiensten hat das Buch keineswegs das der Vollständigkeit. Indessen wird es immer zu Rathe gezogen werden müssen, wenn wir auch künftig ein alphabetisches Wörterbuch besitzen, weil es merkwürdige Aufschlüsse über die Eigenthümlichkeit und den Zusammenhang der Indischen Begriffe von der Geisterwelt, der Natur und dem mensch-

*) *Cósha* or Dictionary of the Sanscrit language, by *Amara Sinha.* With an Englisch Interpretation and Annotations. By *H. T. Colebrooke*, Esq. Serampoor, 1808.

lichen Leben giebt. Da die Ausgabe von Colebrooke schon sehr selten geworden ist, (ich besitze sie nur durch die Güte meines verehrten Freundes Sir James Mackintosh) so wäre sehr zu wünschen, daß in England ein neuer Abdruck veranstaltet werden möchte, der sich bey den Vortheilen der Europäischen Typographie leicht um vieles bequemer einrichten ließe. Auf den in Calcutta erschienenen Abdruck des Textes von Amara-Kosha nebst drey andern ähnlichen Wörterbüchern *) ohne alle Erläuterung, ist dasselbe anzuwenden, was ich oben von den Original-Sprachlehren sagte.

Am Schlusse des von Wilson herausgegebenen Gedichtes Megha-Duta **), wird ein alphabetisches Wörterbuch desselben Verfassers, als bereits im J. 1813 unter der Presse befindlich, angekündigt. In England aber war es, als ich zuletzt Erkundigung einzog, noch nicht angekommen, und vermuthlich ist es bis jetzt nicht an's Licht getreten. Zufällig habe ich Gelegenheit gehabt, die ersten dreyhundert Seiten davon genau durchzugehn, und habe mich dabey überzeugt, daß es noch viel zu wünschen übrig lassen wird. Die verschiedenen Bedeutungen der Wörter sind verworren hingeschüttet, statt daß die Grundbedeutung, woraus die abgeleiteten begreiflich werden, vor-

*) The *Amara Cósha*, *Médini Cósha*, *Tricánda Sésha*, and *Háràvali*, four original Vocabularies. 1 Vol. 8. *Nagari* character. Calcutta, 1807.

**) The *Mégha Dúta* or *Cloud Messenger*, a poem in the Sanscrit language, by *Cálidása*. Translated into English verse, with notes and illustrations, by *Horace Hayman Wilson*. Calcutta, 1813. 4to.

angestellt seyn sollte. Auch ist keinesweges eine befriedigende Vollständigkeit erreicht. Die Indische Sprache besitzt freylich eine so unbegränzte Fähigkeit, zusammengesetzte Wörter zu bilden, daß es ins Unendliche gehen würde, wenn man alle von Dichtern oder Philosophen ersonnenen Zusammensetzungen in ein Wörterbuch aufnehmen wollte. Auch bedarf es dessen nicht. Sehr häufig ist das vielfach zusammengesetzte Wort unmittelbar verständlich, sobald man den Sinn der Bestandtheile weiß. Nicht selten aber erwächst aus der Verbindung eine untheilbare Einheit der Bedeutung, die sich aus der Beschaffenheit der Elemente zwar wohl begreifen, aber nicht im voraus errathen läßt. Ist es doch im Griechischen und im Deutschen eben so. Was ließe sich zum Beyspiel mit einem Griechischen Wörterbuche machen, in welchem die mit einer oder mehreren Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter nicht angegeben wären? Und diese läßt Wilson größtentheils aus. Schätzbar ist es hingegen, daß er die Indischen Etymologien beygefügt hat. Die einheimischen Sprachlehrer behaupten, das Sanskrit sey ein in sich vollendetes zusammenhängendes Ganzes; ohne die mindeste fremde Einmischung. Sie leiten alle Wörter ohne Ausnahme von den Wurzeln, d. h. von den einfachen Zeitwörtern ab, und halten sich dabey bloß an die Form, unbekümmert um die Bedeutung, was in der That vollkommen folgerecht ist. Aber auch in Hinsicht der Form nehmen sie, wie mich dünkt, zu allerley Nothbehelfen ihre Zuflucht; und so wird es wohl in allen Sprachen, selbst den reinsten und ursprünglichsten, ergehen, wenn dasselbe System durchgeführt werden soll. Gleichwohl ist bey weitem der größte Theil der Indischen Wörter offenbar

von den Zeitwörtern abgeleitet, und zwar dergestalt, daß der, welcher die Regeln der Ableitung kennt, ihre Bedeutung mit Zuverläßigkeit bestimmen kann.

Ein Wurzel-Wörterbuch ist daher unentbehrlich. Das einzige, was man bisher hatte, ist das von Carey seiner Grammatik angehängte. Wilkins hat seitdem ein andres drucken lassen, aber es ist nicht in den Buchhandel gekommen, und wird, wie ich höre, nur an die Schüler der Lehranstalt zu Hertford vertheilt. Sollten die Engländer etwan auf ein Monopol mit der Indischen Litteratur Anspruch machen? Das wäre zu spät. Der Zimmet und die Gewürznelken mögen ihnen bleiben; diese geistigen Schätze sind ein Gemeingut der gebildeten Welt.

Zwischen dem, was man aus Sprachlehren und Wörterbüchern lernen kann, und der fertigen Lesung der Bücher ist noch eine große Kluft, welche nur durch eine Auswahl von leichteren und schwereren Stellen, mit wörtlicher Uebersetzung, erläuternden Anmerkungen, und vollständiger Zergliederung aller zum erstenmal vorkommenden Wörter, mit einem Worte, durch eine Chrestomathie, ausgefüllt werden kann. Eine solche Chrestomathie, eine kurzgefaßte Grammatik, ein nicht allzu dürftiges alphabetisches Glossar: dieß sind die dringendsten Bedürfnisse für den ersten Unterricht, wovon noch kein einziges befriedigt ist.

Aus allem obigen geht demnach hervor, daß wer es unternimmt, sich des Sanskrit ohne Lehrer zu bemeistern, für jetzt nicht mit der Mühe abkommt, eine der schwierigsten Sprachen zu erlernen, sondern daß er in dem Falle ist, sie größtentheils entziffern und enträthseln zu müssen.

Wie dem auch sey, da man sich einmal ins Wasser

werfen muß, ehe man schwimmen gelernt hat, so mag man sich eben so gern dem Ganges anvertrauen, als dem Flüßchen des benachbarten Thales: dort stärkt einen wenigstens das Bewußtseyn eines kühnen Unternehmens. Unter allen bisher gedruckten Indischen Büchern, vielleicht unter allen vorhandenen, würde ich rathen, mit dem Ramayana anzufangen. Die Erzählung in diesem Heldengedicht schreitet anschaulich fort, wie die Homerische; der epische Ur-Styl ist großartig und einfach; man gewöhnt sich bald an die fremde Eigenthümlichkeit einer entfernten Zone, eines geistig und körperlich anders gearteten Menschengeschlechts. Ueberdieß entfaltet sich sogleich in der alten Götter- und Heroen-Welt eine Fülle schöpferischer Einbildung, welche den Leser abwechselnd unter lieblichen und hohen Bezauberungen festhält, und ihn keine Mühseligkeit gewahr werden läßt. In der Anstalt zu Hertford hat man das bekannte Fabelbuch, den Hitopadesa, zur Lesung beym ersten Unterrichte gewählt, und dieß mag vielleicht unter dem Vorsitze eines Lehrers zweckmäßig seyn, eben weil die Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Form immer neue Uebung veranlaßt. Die Erzählung ist in Prosa; die eingeflochtenen metrischen Sittensprüche sind aus verschiedenen Büchern entlehnt, und weichen im Styl sehr von einander ab. Manche werden durch ihre gedrängte sinnreiche Kürze dunkel, und können dem Ungeübten viel zu schaffen machen.

Die bisher gelieferten Englischen Uebersetzungen Indischer Bücher haben die Wißbegier wenigstens vorläufig befriedigt, und manche Belehrung und Unterhaltung gewährt. Freylich, wenn es auf historisch-kritische Forschungen ankommt, kann gefodert werden, daß man auf die Ur-

schriften zurückgehe, da sie nunmehr zugänglich sind. Hier betrachte ich die Uebersetzungen nur, in so fern sie zum leichteren Verständniß und zur richtigen Auslegung des Textes dienen mögen. Die Uebersetzung des Hitopadesa von Wilkins ist voll von entstellenden Misverständnissen; aber die Jahrszahl der Herausgabe (1787) entschuldigt den Verfasser. Nicht viel günstiger kann ich von der Uebersetzung des Bhagavad-Gita, ebenfalls von Wilkins, urtheilen, so weit ich sie verglichen habe. Bey dem Hitopadesa kommt noch hinzu, um sie unbrauchbar zu machen, daß der Uebersetzer einer von der gedruckten Ausgabe in Anordnung und Inhalt beträchtlich abweichenden Handschrift gefolgt ist. Die dem Ramayana, so weit er erschienen, beygefügte Uebersetzung ist auch nicht frey von Fehlern, und längst nicht genau genug; zugleich ist sie form- und geschmacklos. Die Uebersetzungen des Sir William Jones vom Hitopadesa, von der Sakontala, von dem Gita-Govinda, und von den Gesetzen des Manu, durch Vergleichung mit den Originalen näher zu prüfen, habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt. Doch läßt sich voraussetzen, daß sie weit vorzüglicher sind, weil Sir William Jones große philologische Gewandtheit, und regen Sinn für die morgenländische urweltliche Denkart besaß, und weil ihm in seinem hohen Posten die beste Hülfe gelehrter Brahmanen zu Gebote stand. Seine Uebertragung der Gesetze des Manu empfiehlt sich schon durch den würdigen Styl. Colebrooke's Uebersetzungen von mehreren Schriften Indischer Rechtsgelehrten und von der Algebra des Brahmagupta, werden ohne Zweifel meisterhaft seyn, wie alles, was von diesem Manne kommt. Sie sind ein wichtiger Beytrag zur Kenntniß der noch gelten-

den Indischen Gesetze, und zur Geschichte der Mathematik; aber die übersetzten Bücher sind weder leicht lesbar, noch überhaupt geeignet, die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers vorzugsweise zu beschäftigen.

Die Druckerey in Calcutta ist zwar in den letzten Jahren sehr thätig gewesen, und Ausgaben von Original-Texten sind schnell auf einander gefolgt; dennoch hat es mit der Indischen Philologie im ganzen, wie mich dünkt, eine unerwünschte Wendung genommen. Diese Ausgaben sind nämlich durchaus nicht auf Europäischen Fuß eingerichtet; allem Anschein nach hat dabey kein Englischer Gelehrter Hand angelegt, sondern die Sache ist den bey der Schule in Fort-William angestellten einheimischen Lehrern des Sanskrit überlassen worden. Diese wackern Männer haben denn nichts besseres gewußt, als das Gedruckte den Handschriften so ähnlich zu machen wie möglich, welches höchst unbequem ist. Alles ist in Devanagari-Schrift bis auf die Seitenzahlen; nicht einmal ein Englischer Titel benachrichtigt den der Sprache Unkundigen, was er in Händen hat. Ja es geht so weit, daß ein paar Bücher vor mir liegen, die auf lange schmale Papierstreifen in Querformat gedruckt sind, und zwar so, daß was an der Vorderseite oben, an der Rückseite unten ist. Dieß ist eine Nachahmung der Handschriften auf zubereiteten losen Palmblättern, die man bey weitläuftigen Werken den gebundenen auf Baumwollen-Papier vorzieht, weil man es in dem heißen Klima ermüdend findet, ein schweres Buch zu handhaben. Solche Bücher mögen wir nun auf ein Polster vor uns legen, uns mit kreuzweise untergeschlagenen Beinen dahinter setzen, und wie ächte Brahmanen Blatt

vor Blatt bedächtig aus der Capsel hervorheben: zum Nachschlagen sind sie völlig unbrauchbar.

Nur sehr wenigen Büchern sind Erleichterungsmittel beygefügt. Vom Amara-Kosha habe ich schon gesprochen: es ließe sich doch daran noch manches vervollkommnen. Bey dieser Ausgabe des Amara-Kosha und bey dem Ramayana ist eine scheinbar kleine Veränderung der Indischen Schreibung angebracht, die von unermeßlich großem Nutzen für das leichtere Lesen und schnellere Verstehen ist: Punkte unter der Zeile, welche den Anfang der Worte bezeichnen. Das Sanskrit ist, wie schon bemerkt, zu starken Zusammensetzungen geneigt: in den ältesten Schriften findet dieß vergleichungsweise noch in einem mäßigen Grade statt; die Dichter des verfeinerten Zeitalters kennen darin weder Maaß noch Ziel. Allein außer diesen wirklich grammatischen Zusammensetzungen giebt es noch andre bloß orthographische und euphonische Verknüpfungen der Wörter. Die schließenden und anfangenden Buchstaben bestimmen sich wechselseitig; die zwey Wörtern angehörigen Vocale verschmelzen in einen Diphthongen, oder einer davon geht in einen Halbconsonanten über. Hier kommen nun die Punkte vortrefflich zu Statten, und doch hat man diese sinnreiche Methode wieder verlassen. Die Indischen Schreiber verknüpfen selbst diejenigen Worte, die gar nichts mit einander zu schaffen haben: dieß ist eine bloße Schreibverkürzung, um sich die ausführlichere Form der anfangenden Vocale zu ersparen. Dennoch hat man es ebenfalls im Druck den Handschriften nachgemacht. Ich frage, wie es mit dem Genuß der classischen Litteratur aussehen würde, wenn z. B. die Herausgeber des Virgilius immer fortgefahren hätten, die Verse ohne Son-

derung der Worte und ohne Interpunction drucken zu lassen, wie die ältesten Handschriften sie haben. Warum sollte man nicht auf das Sanskrit die typographischen Bequemlichkeiten anwenden, welche eine Erfahrung von viertehalb Jahrhunderten uns gelehrt hat? Dem Schüler, der jene unerbittlich in eins fortlaufenden Zeilen vor sich sieht, muß zu Muthe werden, wie dem Freunde der Botanik, der am Eingange eines Indischen Waldes eine herrliche Mannichfaltigkeit rankender Wucherpflanzen vor sich sieht, welche die Stämme umschlingen, wodurch aber zugleich alle Pfade so verwachsen sind, daß er nicht vordringen kann, um das einzelne zu betrachten.

Die Anmerkungen zum Ramayana sind äußerst dürftig. Ueberhaupt giebt es fast keine philologische Vernachlässigung, welche sich die Herausgeber nicht hätten zu Schulden kommen lassen. Sie melden nicht einmal, ob sie einer einzigen Handschrift gefolgt sind, oder ob sie mehrere verglichen, und ob sie die verglichenen übereinstimmend gefunden oder Abweichungen bemerkt haben; geschweige denn, daß sie über die Entstehungsart des Gedichts, über dessen vermuthliches Zeitalter und angeblichen Verfasser, endlich über die mythische und historische Bedeutung etwas zu sagen gewußt hätten. Wiewohl der Ramayana in gewissem Sinne äußerst leicht ist, kann er dennoch sehr verwickelte Untersuchungen veranlassen. Die zahlreichen Versehen beym Drucke, wo zuweilen ganze Verse aus ihrer Stelle gerückt sind, werden nirgends angezeigt. Ein künftiger Herausgeber wird daher aufs neue Handschriften zu vergleichen haben. Das Ganze dieser Ausgabe war auf zehn Quartbände berechnet: sie scheint, aus Mangel an Unterstützung, mit dem dritten

Bande ins Stocken gerathen zu seyn *). Man erschrecke nicht über diese Weitläuftigkeit eines einzigen Gedichtes: der Raum ist ungeschickt verschwendet, so daß auf jeder Seite nur zehn Verse, oft noch weniger stehen. Bey einer verständigen Einrichtung würde sich der Ramayana wohl in halb so viel Octav-Bände bringen lassen.

Mit der oben erwähnten Ausgabe eines kleinen Gedichtes von Kalidasas, des Megha-Duta, hat Wilson den Freunden der Indischen Poesie ein angenehmes Geschenk gemacht. Seine Anmerkungen zeugen von Sinn und Geschmack, und von Belesenheit in den Griechischen und Lateinischen sowohl, als den Indischen Dichtern. Viele Anspielungen auf einheimische Mythologie, Sitten und Naturgegenstände sind erläutert; aber die hier unentbehrliche grammatische Auslegung des Textes hat der Herausgeber übergangen. Die beygefügte freye Nachbildung in gereimten Versen wird schwerlich solche Leser befriedigen, welche das Original ergründen wollen und können.

Dieß sind nun, so viel mir bekannt geworden, alle Ausgaben von Büchern, in welchen von dem eröffnenden Gruße: Heil dem glückseligen Ganesa! an, bis zu dem Schlusse des Reinigungsblattes (so nennen die Indier das Druckfehler-Verzeichniß) irgend ein anderer als Indischer Buchstabe vorkäme. Scholien sind einigen Schriften beygegeben: aber bis wir erst mit dem Gedankengange, der Methode und der Kunstsprache der Indischen Commenta-

*) The *Ramayuna* of *Valmeeki*, in the original Sungskrit. With a prose translation and explanatory notes, by *W. Carey* and *J. Marshman*. Vol. I — III. Serampore, 1806 — 1810. 4to.

toren vertraut geworden seyn werden, sind die Scholien der Erläuterung fast eben so bedürftig, als der Text selbst.

Ich schließe diese kurze Nachricht mit einer allgemeinen Bemerkung. Soll das Studium der Indischen Litteratur gedeihen, so müssen durchaus die Grundsätze der classischen Philologie, und zwar mit der wissenschaftlichsten Schärfe, darauf angewandt werden. Man wende nicht ein, die gelehrten Brahmanen seyen ja durch ununterbrochne Ueberlieferung im Besitz des Verständnisses ihrer alten Bücher; für sie sey das Sanskrit noch eine lebende Sprache: wir dürften also nur bey ihnen in die Schule gehn. Mit den Griechen war es vor der Zerstörung von Constantinopel derselbe Fall; die Kenntnisse eines Lascaris, eines Demetrius Chalkondylas, von der alten Litteratur ihres Volkes waren allerdings schätzbar; dennoch haben die abendländischen Gelehrten sehr wohl gethan, es nicht dabey bewenden zu lassen. Zur Lesung der Griechen war man indessen in Europa durch die nie ganz ausgestorbene Bekanntschaft mit der Lateinischen Litteratur ziemlich vorbereitet. Hier hingegen treten wir in einen völlig neuen Ideenkreis ein. Wir müssen die schriftlichen Denkmale Indiens zugleich als Brahmanen und als Europäische Kritiker verstehen lernen. Die heutigen Homerischen Fragen waren jenen gelehrten Griechen nicht fremder, als es die Untersuchungen über den Ursprung der Indischen Religion und Gesetzgebung, über die allmähliche Entwickelung der Mythologie, über ihren Zusammenhang und ihre Widersprüche, über ihre kosmogonische, physische oder geschichtliche Deutung, endlich über die Einmischungen späteren Betruges, den Weisen Indiens seyn würden.

Dem Herausgeber Indischer Bücher bieten sich dieselben Aufgaben dar, wie dem classischen Philologen: Ausmittelung der Aechtheit oder Unächtheit ganzer Schriften und einzelner Stellen; Vergleichung der Handschriften, Wahl der Lesearten und zuweilen Conjectural-Kritik; endlich Anwendung aller Kunstgriffe der scharfsinnigsten Hermeneutik. Für alles dieses wäre es wohl das zweckmäßigste, die Lateinische Sprache zum Werkzeuge der Mittheilung zu wählen. Sie ist seit drey Jahrhunderten im Besitz, die Kunstsprache der Philologie zu seyn; und wenn sie ursprünglich auch wenig Anlage dazu gehabt hätte, vielfältige Bearbeitung hat sie für diesen Zweck ausgebildet. Man hat bisher im neueren Europa die grammatische Terminologie der Lateiner noch nicht entbehren können. Auch für das Sanskrit wird sie so ziemlich hinreichen, mit Hinzufügung weniger nach der Analogie neu zu prägender Ausdrücke. Die Englische Sprache ist, wegen ihrer Formlosigkeit und ihres analytischen Charakters, durchaus untauglich zu wörtlich genauen Übertragungen aus dem Sanskrit, der ersten unter allen synthetischen Sprachen. Die Armuth des Lateinischen, und dessen Beschränktheit in der Zusammensetzung ist ebenfalls ein Hinderniß. Man muß sich da mit Umschreibungen helfen; Striche, welche die Wörter verbinden, mögen andeuten, wie vieles durch ein einziges Indisches Wort ausgedrückt wird: eine Methode, die man schon bey den Versionen der Homerischen Gesänge angewandt hat. Allein die Lateinische Sprache hat den unermeßlich großen Vortheil, daß sie der Wortstellung des Sanskrit sich Schritt vor Schritt anschließen kann. Wir erfahren mit Vergnügen, daß Herr Bopp so eben eine

Seiten der Regierung ist nichts geschehen; die bisherigen Privat-Unternehmungen sind mehr geeignet, das Auge durch auffallende malerische Wirkung zu ergötzen, als der Wissenschaft zu genügen. Von dem Style der Alt-Indischen Architektur kann man sich aus dem großen Werke von Daniell allenfalls einen Begriff machen; die merkwürdigsten Denkmale der Sculptur sind entweder noch gar nicht, oder charakterlos abgebildet. Fast im Angesichte von Bombay, eines der Hauptsitze der Englischen Herrschaft in Indien, liegt die Insel Salsette; und dennoch kennen wir ihre Tempelgrotten bisher nur aus flüchtigen Beschreibungen: man hat sich nicht die Mühe gegeben, sie in Kupfer zu stechen.

Was nun die Sprachenkunde betrifft, so ist den Engländern das Sanskrit mehr Mittel, als Zweck. Von den älteren Gelehrten, deren Namen schon durch die Asiatischen Untersuchungen berühmt geworden, haben wir, dem Vernehmen nach, keine neuen Arbeiten zu erwarten; und man sieht eben nicht, daß ihre Stelle durch jüngere Nachfolger ersetzt worden wäre. Die erste durch Sir William Jones angeregte Begeisterung scheint erloschen zu seyn. Dem Deutschen Fleiß und Tiefsinn steht also hier ein großes Feld der Mitwerbung offen. Doch wenn wir dabey nicht fernerhin vom Auslande abhängig seyn sollen, so ist eins unumgänglich nöthig: eine mit Indischen Typen versehene Druckerey in Deutschland. Die erste Auslage würde beträchtlich seyn, aber durch den Nutzen reichlich vergütet werden. Es wird mit solcher Freygebigkeit von mehreren Deutschen Regierungen, insbesondere von der Königlich Preußischen, für die Förderung ächter Wissenschaft gesorgt,

daß wir bey einem so wichtigen Zweck wohl auf öffentliche Unterstützung hoffen dürfen. *)

Ein Mann, auf den sein Vaterland stolz seyn kann, dessen Name jenseits, wie diesseits des Atlantischen Meeres, mit Verehrung genannt wird, Alexander von Humboldt, hat schon seit Jahren eine Reise durch Indien nach Tibet im Sinne gehabt; die äußeren Mittel zur Ausführung seines Vorhabens sind ihm, mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste, von des Königs Majestät zugesichert worden. Einem so umfassenden und unermüdlich thätigen Geiste ist kein Fach des Wissens fremd: wiewohl die Naturkunde sein erstes Augenmerk bleibt, so wird er doch gewiß keine Gelegenheit versäumen, auch über die Alterthümer Asiens fruchtbare Beobachtungen mitzutheilen. Wie wünschenswerth wäre es, daß diese in ihrer Art einzige Gelegenheit dazu benutzt würde, durch den Ankauf von Handschriften und Kunstgegenständen für die Regierung, ein Indisches Museum in Deutschland zu gründen! An Ort und Stelle könnte dieß vermuthlich ohne übermäßigen Aufwand geschehen.

So viel von allgemeinen Wünschen und Aussichten. Die Thätigkeit des Einzelnen erscheint oft unbedeutend; die Beschränktheit der äußerlichen und geistigen Mittel, mancherley Störungen, endlich die Kürze des Lebens, hemmen sie; die Ausführung bleibt meistens in weiter Ferne hinter dem Entwurfe zurück. Aber dem uneigennützigen Eifer gewährt es schon Befriedigung, auch nur einen oder den andern Stein zur Vollendung eines großen Baues herbeygeschafft zu haben.

*) Was hier nur als Wunsch ausgesprochen wurde, ist nunmehr schon in Erfüllung gegangen.

II.

Indische Dichtungen.

Vorerinnerungen.

Unter obiger Ueberschrift bin ich gesonnen, wenn der erste Versuch Beyfall findet, nach und nach eine Reihe von Darstellungen aus der Indischen Mythologie zu geben. Ueber diese fehlt es zwar nicht an Lehrbüchern. Aber theils sind sie nicht, wenigstens nicht unmittelbar, aus den ächtesten Quellen geschöpft; theils haben die Verfasser sich nicht damit begnügt, die Sache einfach vorzulegen, wie sie ist, sondern sie haben fremdartiges eingemischt: unstatthafte Vergleichungen mit der Aegyptischen, Griechischen und Italischen Götterlehre; Muthmaßungen über den Ursprung, die allmähliche Entwickelung und den Zusammenhang der Indischen Mythen, welche für jetzt noch viel zu voreilig sind; endlich allegorische Deutungen, nämlich solche, zu denen die Befugniß nicht in dem Wesen der Fabeln selbst liegt.

Aechte Quellen nenne ich die heiligen Bücher oder Veda's, die Gesetze des Manus, die beyden Heldengedichte

von den Thaten des Ramas, und von dem Kriege der Geschlechter Kuru und Pandu, auch in verschiedenem Maaße die übrigen Sagen (Purana's); dann die alten Denkmale der Bildnerey. Diese werden aber durch jene erst recht verständlich, auch fehlt es noch sehr an genauen und charakteristischen Abbildungen.

Die mündlichen Mittheilungen der jetztlebenden Indischen Gelehrten und Priester, besonders wenn sie in Europäischen Sprachen Statt finden, welche dem Ideenkreise des Alt-Indischen so fremd sind, müssen unvermeidlich manchen Misverständnissen ausgesetzt seyn. Alles kommt dabey auf die Persönlichkeit an. Wem ist nicht das warnende Beyspiel Wilford's bekannt? Aber auch die Gelehrsamkeit und Redlichkeit des Mittheilenden vorausgesetzt, so kann dennoch der in Indien so vielfach verbreitete Sectengeist die Aechtheit der Mittheilungen verfälschen, und den Europäischen Lehrling auf Irrbahnen führen.

Man wird demnach wohl thun, denke ich, wenn man in das Alterthum eindringen, und die Indische Mythologie in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen lernen will, sich fürs erste ausschließend an die schriftlichen Denkmale, und zwar an die aus dem erzväterlichen Zeitraume zu halten, und von da zu den steinernen Denkmalen überzugehn.

Eine ächtere Quelle kann es nicht geben als die, aus welcher die folgende Darstellung geschöpft ist. Die Verherrlichung des Flusses Ganges durch einen ihm zugeschriebenen himmlischen Ursprung habe ich genau mit allen Umständen dem Ramayana nacherzählt, wo der weise Wisvamitras seinen jungen Freund Ramas von einer Begebenheit unterrichtet, die dessen Ahnen zu hohem und wundervollem

Ruhme gereicht. Das erste Buch des Ramayana ist voll von dergleichen kosmogonischen und theogonischen Episoden. Der Mahabharata, von welchem ich bißher nur noch einzelne Stücke kenne, ist es ohne Zweifel ebenfalls. Aus diesen beyden Werken allein würde sich schon eine reichhaltige Folge Indischer Mythen zusammenstellen lassen.

Die Mythologie ist ihrem Wesen nach Poesie, und ein dichterischer Vortrag ist also dabei ganz an seiner Stelle. Zugleich werden die Leser auf diese Weise den Geist des alten Indischen Epos kennen lernen, der mit dem Charakter ihrer Mythologie in der innigsten Wechselbeziehung steht.

Sir William Jones hat Gegenstände der Indischen Mythologie lyrisch besungen. Aber hiebey wird die Bekanntschaft damit damit schon vorausgesetzt, da die Gattung nicht viel mehr als flüchtige Anspielungen in raschen Uebergängen erlaubt. Die Gestalten der Indischen Götterwelt erscheinen in diesen Hymnen unter allseitiger Beleuchtung, mit der ganzen Fülle ihres bunten Schmuckes ausgestattet, und vielleicht in einem allzu blendenden Lichte.

Die einfache und ruhig entfaltende epische Darstellungsweise schien mir am besten für die Belehrung geeignet. Ich habe es den Lesern dabey so leicht als möglich zu machen, und ihnen alle mühselige Arbeit des Gedächtnisses zu ersparen gesucht. Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit bey dem ersten Eintritt in das Labyrinth der Indischen Mythologie verursacht die Vielnamigkeit der Götter, welche noch viel weiter geht als bey den Griechen. Diese Namen sind sämtlich bedeutsam, und haben den Vorzug vor manchen Griechischen, daß sie aus der Sprache selbst sich mit Zu-

verläßigkeit erklären, und den Kundigen sogleich verständlich sind. Sie erinnern an die theogonischen Verwandschaften, an Eigenschaften, Attribute, Thaten der Gottheiten; und ein Unterricht über die Indische Götterlehre ließe sich bequem an die Deutung der Namen knüpfen, wie sie zum Beyspiel im Amara-Koscha, aber bey weitem nicht vollständig, aufgezählt sind. Der Indischen Poesie schaffen diese tönenden und prächtigen Beywörter eine reiche Zierde: es wird unaufhörlich damit gewechselt, aber nicht gerade immer mit besonderer Beziehung auf die Stelle wo sie vorkommen, sondern nach Willkühr. Für den Leser, welchem die Bedeutung der Namen nicht bekannt und gegenwärtig ist, bleiben sie ein leerer Schall, und können, bis man sie dem Gedächtnisse mit Mühe eingeprägt hat, nur verwirrend wirken. Ich habe mich daher an die bekanntesten und gewöhnlichsten gehalten. Allgemeine nicht persönliche Benennungen, z. B. die Namen der verschiedenen Ordnungen übermenschlicher Wesen, habe ich so viel möglich übersetzt, und mich dabey nicht gescheut, dem classischen Alterthume Ausdrücke abzuborgen. Denn wiewohl ich vor der Hand alle ins einzelne gehenden, und auf den Beweis eines geschichtlichen Zusammenhanges abzielenden Vergleichungen ablehnen muß, so liegt doch die allgemeine Aehnlichkeit zwischen den Mythologien aller Zonen und Menschengeschlechter am Tage. Es ist immer die ihrem Wesen nach unwandelbare, wiewohl in ihren Erscheinungen vielgestaltige Natur, abgespiegelt in dem menschlichen Geiste, dem überall dieselben Ahndungen, Bedürfnisse und Strebungen eingebohren sind, welche sich auf einer gewissen Stufe der Entwickelung mehr oder weniger kräftig und schöpferisch ausgesprochen haben.

Was ich hier gebe, ist keine Uebersetzung, sondern eine freye Nachbildung. Alle dichterischen Uebersetzungen sind nur unvollkommne Annäherungen. Die Annäherung kann durch die Unnachahmlichkeit und Unerreichbarkeit des Originals in eine so weite Ferne verwiesen werden, daß man dann wohl besser thut, die Sache gar nicht zu unternehmen. Die Indische Sprache scheint mir, ohne alle Rücksicht auf Gehalt und Form der Schriften, ein solches unerreichbares und unnachahmliches Original zu seyn. Sie geht in Wortbildungen, Fügungen und Stellungen noch viel weiter als die Griechische über alles hinaus, was die Deutsche Sprache zu leisten vermag. Dazu kommt der unendliche Reichthum an wohllautenden und bedeutsamen Synonymen, bey Gegenständen, wo wir immer an denselben Ausdruck gebunden sind. Die Anmuth wird also auf jeden Fall verlohren gehen: und was ist eine dichterische Form ohne Anmuth anders, als der Buchstabe eines Gesetzes, in welchem der Geist noch nicht durch freye Ausübung sich offenbaren kann?

Wörtliche Uebersetzungen, mit genauer Nachahmung der metrischen Form, mochten und mögen für einzelne Proben zweckmäßig seyn, um den Lesern einigermaßen eine Vorstellung von dem Tone des Originals zu geben, so wie man etwa ein Facsimile von einer Handschrift in Kupfer stechen läßt. Für erzählende Gedichte von größerem Umfange würde ich aber diese Verfahrungsweise nicht empfehlen: ich besorge, die Indische Poesie möchte dabey allzu sehr in Nachtheil gesetzt werden. Dem Epos ist seinem Wesen nach eine gewisse Wortfülle eigen: alles darin erwähnte will in seiner Art gepriesen seyn, wozu auch immer

verläßigkeit erklären, und den Kundigen sogleich verständlich sind. Sie erinnern an die theogonischen Verwandschaften, an Eigenschaften, Attribute, Thaten der Gottheiten; und ein Unterricht über die Indische Götterlehre ließe sich bequem an die Deutung der Namen knüpfen, wie sie zum Beyspiel im Amara-Koscha, aber bey weitem nicht vollständig, aufgezählt sind. Der Indischen Poesie schaffen diese tönenden und prächtigen Beywörter eine reiche Zierde: es wird unaufhörlich damit gewechselt, aber nicht gerade immer mit besonderer Beziehung auf die Stelle wo sie vorkommen, sondern nach Willkühr. Für den Leser, welchem die Bedeutung der Namen nicht bekannt und gegenwärtig ist, bleiben sie ein leerer Schall, und können, bis man sie dem Gedächtnisse mit Mühe eingeprägt hat, nur verwirrend wirken. Ich habe mich daher an die bekanntesten und gewöhnlichsten gehalten. Allgemeine nicht persönliche Benennungen, z. B. die Namen der verschiedenen Ordnungen übermenschlicher Wesen, habe ich so viel möglich übersetzt, und mich dabey nicht gescheut, dem classischen Alterthume Ausdrücke abzuborgen. Denn wiewohl ich vor der Hand alle ins einzelne gehenden, und auf den Beweis eines geschichtlichen Zusammenhanges abzielenden Vergleichungen ablehnen muß, so liegt doch die allgemeine Aehnlichkeit zwischen den Mythologien aller Zonen und Menschengeschlechter am Tage. Es ist immer die ihrem Wesen nach unwandelbare, wiewohl in ihren Erscheinungen vielgestaltige Natur, abgespiegelt in dem menschlichen Geiste, dem überall dieselben Ahndungen, Bedürfnisse und Strebungen eingebohren sind, welche sich auf einer gewissen Stufe der Entwickelung mehr oder weniger kräftig und schöpferisch ausgesprochen haben.

In der vorliegenden Erzählung habe ich nicht nöthig gefunden, die Urschrift weit aus den Augen zu verlieren. In andern Fällen würde ich mir weit größere Abweichungen erlauben, Zusammenziehungen und Erweiterungen, um den Gesamt-Eindruck wiederzugeben.

Die Gunst, welche eine dichterische Einkleidung gewinnen mag, mit allem bescheidenen und schicklichen Schmuck ausgestattet, welchen ich ihr zu geben vermochte, muß vielleicht jetzt besonders für die Indische Mythologie in Anspruch genommen werden. Weise Menschen- und Völker-Kenner unter den Engländern, ein Sir William Jones, ein Robertson, ein Maurice, haben das Große und Schöne in jenen uralten Ueberlieferungen gefühlt, und in einem menschlichen und philosophischen Sinne darüber gesprochen. Jetzt aber ist eine Partey aufgekommen, welche es sich zum eigentlichen Geschäfte macht, nicht nur den heutigen ziemlich entarteten Götterdienst der Indier, sondern auch die alte Grundlage, worauf er ruhet, mit den gehässigsten und schwärzesten Farben zu schildern. Dieß ist besonders von einigen Englischen Missionaren geschehen. Der Zweck ist klar. Da es mit der Ueberredung nicht sonderlich gelingen will, ich weiß nicht durch wessen Schuld, so möchte man bey dem Bekehrungsgeschäfte gern den weltlichen Arm zu Hülfe rufen. Das compelle intrare, wenigstens mittelbar durch Verbote und Hemmungen, ist schon im Parlamente in Anregung gebracht, aber verdienter Maaßen zurückgewiesen worden. Wen es vergnügt, ein paar Bände hindurch auf das verruchte Heidenthum schimpfen zu hören, der mag das Buch von Ward *) lesen, welches je-

*) A View of the History, Literature and Religion of the

doch in England viele Leser zu finden scheint, wiewohl der Verfasser nebenher in seinem eigenen Fache, in der Theologie, nicht mehr Stärke verräth, als in der Philosophie. Was diese ehrlichen Missionare wollen, ist ganz leicht zu bewerkstelligen, nicht eben schwerer, als es seyn möchte, die Griechische Mythologie, diese reizende Bezauberung der Welt, als ein Gewebe sinnloser, widerwärtiger, ja abscheulicher Abgeschmackheiten vorzustellen, wie es ja auch häufig geschehen ist. Man darf nur die wunderbar kühnen Schöpfungen einer neu erwachten und staunenden Einbildungskraft, diese Schöpfungen, die in Indien wie in Aegypten, nach Alexander von Humboldts sinnreichem Ausdrucke, den untergegangenen Thiergeschlechtern der tellurischen Urwelt zu vergleichen sind, mit dem Maaßstabe des heutigen und gestrigen gemeinen Menschenverstandes messen; was begeisterte Anschauung ausgesprochen, nach äußern Wahrscheinlichkeiten berechnen; das kosmogonisch und physisch gemeinte bürgerlich moralisch beurtheilen; das auffallende fremder Sitte und Denkart, die immer allen beschränkten Menschen lächerlich vorkommt, hervorheben; endlich das hohe und zarte durch niedrige und rohe Ausdrücke herabwürdigen: so ist die Sache abgethan. Freylich wird man auf diesem Wege niemals dahin gelangen, den Ursprung dieses dichterischen Glaubens, dieser wahr geglaubten Dichtungen, welche auf manche jetzt verdunkelte Seite der menschlichen Natur ein so helles Licht werfen, zu begreifen, und die hieroglyphischen Ueberlieferungen der Vorwelt geschichtlich und philosophisch zu entziffern.

Hindoos. In II Vol. By the Rev. *W. Ward*, one of the Baptist missionaries at Serampore. 3d. Ed. London 1817.

Auch unter uns hat neuerdings ein Mann vom größten Ansehen einen harten Bann über die Indische Götterlehre ausgesprochen, jedoch mehr im Sinne eines vom Heidenthum zum Islam Bekehrten, als eines methodistischen Predigers. Indessen Brahma und die übrigen mögen ihre Sache selbst führen, indem sie in ihrer wahren Gestalt auftreten. Was aber dieser neue Zelot Allah's und seines Propheten eben so aburtheilend über die bildende Kunst der Indier, über das weltberühmte Fabelbuch Hitopadesa, und über das Schachspiel, eine Indische Erfindung, vorträgt, das werden wir Gelegenheit finden in der Folge dieser Blätter zu prüfen.

Von dem epischen Sylbenmaaße der Indier.

Die Indische Sprache befolgt in der Zeitmessung der Sylben dieselben Gesetze wie die Griechische. Die langen Vocale, sämtlich durch Schriftzeichen von den kurzen gleiches Namens unterschieden, und die Diphthongen machen eine Sylbe lang; Sylben mit einem kurzen Vocal, auf welche nur Ein Consonant folgt, sind kurz; durch die Position bekommen sie ebenfalls die Länge.

So weit ich die Indische Metrik kenne, habe ich nicht wahrgenommen, daß es erlaubt wäre, Füße von ungleicher Sylbenzahl einander vertreten zu lassen, sondern die Sylbenmaaße sind zugleich an eine bestimmte Sylbenzahl gebunden, wie es bey den Griechen nur in der melischen Poesie Statt findet.

Das älteste, einfachste und am allgemeinsten verbreitete Sylbenmaaß ist der Slokas, ein Distichon, aus zwey

sechzehnsylbigen Versen bestehend, welche nach der achten Sylbe einen Abschnitt haben. Nach unserer Bezeichnungsweise ist das Schema folgendes:

⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – – ⏒ ‖ ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – ⏑ ⏒,
⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – – ⏒ ‖ ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ | ⏑ – ⏑ ⏒.

Die ersten vier Sylben jedes Versgliedes sind an keine Regel gebunden; die zweyte Hälfte hingegen ist unabänderlich bestimmt, nur mit der Einschränkung, daß die letzte Sylbe das allgemeine Vorrecht der Schlußsylben genießt. In dem zweyten Halbverse erinnere ich mich nicht, jemals eine Abweichung von dem obigen Schema gefunden zu haben. Zuweilen, jedoch äußerst selten, schließt der erste Halbvers mit einem andern viersylbigen Fuße.

Dieses Sylbenmaaß mag dem Gedächtnisse gute Hülfe leisten, ein Zweck, der bey der ältesten Metrik allerdings in Betrachtung kam. Auch läßt sich dessen Anordnung wohl aus allgemeinen Gründen begreifen. Für die Mannichfaltigkeit ist durch die Freylassung der ersten Hälfte jedes Versgliedes gesorgt; der Eindruck einer regelmäßigen Wiederkehr hingegen wird durch die Bestimmtheit der letzten Hälfte gesichert. Die Versglieder sind in der Sylbenzahl einander gleich, durch den Charakter der schließenden Füße einander entgegengesetzt; und auch hierin ist die Anordnung zweckmäßig, indem der Antispast am Schlusse des ersten Versgliedes einen unruhigen und aufregenden Rhythmus hat, der zweyte Paeon hingegen dem Verse einen gelinden Schlußfall giebt. Da die gepaarten Verse meistens durch den Sinn zu einem Ganzen abgerundet sind, so bleibt der Eindruck der Symmetrie der vorwaltende. Die Füße, Versglieder, Verse und Distichen gehen alle in glei-

chen Sylbenzahlen, und in einer stätigen Verdoppelung fort.

In den Proben, welche mein Bruder. und nach ihm Herr Bopp gegeben haben, ist das metrische Gesetz nicht durchgängig beobachtet. Auch ist dieß nicht ohne Schwierigkeit, besonders in Absicht auf den Schluß des ersten Versgliedes mit dem Antispast oder ersten Epitrit. Wie genau man aber auch hierin seyn möchte, so würde doch immer ein Theil der Mannichfaltigkeit im Deutschen verloren gehen, weil die Indische Sprache mit der Griechischen die Eigenschaft gemein hat, Längen und Kürzen nach einander ins unbestimmte anhäufen zu können, die Deutsche hingegen hierin sehr beschränkt ist. Wir können nicht leicht einen Satz mit mehr als zwey Kürzen anheben; mit dreyen nur, wenn der schon erwartete Rhythmus die Sylben beflügelt; niemals mit vieren. Längen lassen sich zwar in beträchtlicher Zahl zusammenstellen, aber nicht häufig ohne Zwang in der Wortstellung, und ohne Gefahr für den Wohllaut. Ich glaube daher nicht, daß dieses Sylbenmaaß in unserer Sprache Wurzel fassen kann. Am ersten dürfte es bey Denksprüchen gelingen, und vielleicht ließen sich die des Hitopadesa mit Glück so übertragen. Im ganzen genommen aber kommt es uns bey den lehrenden Werken der Indier so sehr auf den Sinn an, und es ist so schwer, auch ohne jedes bindende Gesetz in irgend einer andern Sprache ihn richtig zu treffen, daß die metrische Nachbildung schwerlich für die unvermeidlichen Aufopferungen auf der andern Seite Ersatz leisten möchte.

Der Slokas hat bey den Indiern dieselbe Breite der Bestimmung wie der Hexameter bey den Griechen: sie ge-

brauchen ihn nicht nur zur erzählenden Darstellung, sondern auch zu der lehrenden Gattung: die alten Heldengedichte, die Gesetze des Manus, zum Theil auch die Veda's sind darin abgefaßt.

Dieses Sylbenmaaß hat den gehörigen Umfang, und eine gewisse ruhige Würde. Aber wenn es erlaubt wäre, so verschiedenartige Dinge an einander zu messen, so würde ich ohne Bedenken eingestehn, daß der Hexameter mir ein weit größeres Meisterstück der rhythmischen Kunst zu seyn scheint als der Slokas. Die mythischen Erzählungen von der Erfindung dieser beyden uralten Sylbenmaaße haben Aehnlichkeit mit einander, und bilden dennoch einen Gegensatz. Die Nymphen, welche dem Apollo, als er seinen Bogen auf den Drachen Python spannte, den ersten Hexameter aufmunternd zuriefen, hatten eine höhere Eingebung als der weise Einsiedler Valmikis, da er einen Reiher durch einen Pfeilschuß plötzlich fallen sah, das Weibchen um ihren blutigen Gatten jammern hörte, und von tiefem Mitleiden getroffen, seine Verwünschungen gegen den Jäger in vier gleichgemessenen Gliedern aussprach.

Ich bin nicht besorgt vor dem Einwurfe, es sey eine fremdartige Verkleidung, wenn ich Indische Dichtungen in Deutschen Hexametern nacherzähle. Der Hexameter ist keine örtliche, viel weniger eine zufällige Erfindung: er ist eine unsterbliche und allgemein gültige Form für alle Sprachen, die vermöge ihres Baues ihn sich aneignen können. Sein wesentliches Verdienst besteht eben darin, daß er in seinem Wechsel und seiner Einheit der rhythmische Ausdruck vom Geiste des Epos ist. Was aber diesen betrifft, so stimmt darin das Indische Heldengedicht unter allen ab-

weichenden Aeußerlichkeiten vollkommen mit dem Griechischen überein; und die Grundgesetze der epischen Darstellungsweise würden sich eben so gut am Râmayana entwickeln lassen, als an der Ilias.

Vom deutschen Hexameter.

Ich habe in dem folgenden Gedicht den Hexameter mit der größten Sorgfalt, und so weit meine Einsicht reicht, nach den strengsten Gesetzen sowohl der alten Metrik, als der Deutschen Prosodie behandelt; und nach diesem Maaßstabe wünsche ich meinen Versuch von Kennern beurtheilt zu sehn. Ich sage, von Kennern: denn ich bemerke leider wohl, daß in unsern öffentlichen Blättern häufig Leute in Sachen des Sylbenmaaßes das Wort führen, welche noch nicht die ersten Anfangsgründe der Deutschen oder irgend einer Verskunst inne haben.

Es versteht sich von selbst, daß im Hexameter keine Trochäen geduldet werden können. Sein Wesen wird dadurch zerstört: denn es ist ein allgemeines Gesetz, daß in den Sylbenmaaßen, welche nicht nach Dipodien, sondern nach einzelnen Füßen gemessen werden, nur Füße von gleicher Dauer an die Stelle des vorwaltenden Fußes treten dürfen.

Schon vor einer Anzahl Jahre habe ich in meinem Gedichte Rom den Versuch gemacht, die Trochäen ganz vom Hexameter und Pentameter auszuschließen. Dieß ist, wie ich höre, von Einigen übel vermerkt worden, wie diejenigen, welche nicht gesonnen sind die Fasten zu halten, sich wohl an denen zu ärgern pflegen, die den alten Ge-

brauch genau beobachten. Der Beyfall eines ausübenden Kenners der lateinischen Poesie, der mir die Ehre erzeigt hat, jenes Gedicht und noch eine andre Elegie von mir mit großer Zierlichkeit in Lateinische Distichen zu übertragen *), ist mir, in Betreff dieses Punktes, sehr erfreulich gewesen.

Eine merkwürdige Mittheilung enthält der erste Band der Analekten von Wolf: Proben einer neuen Uebersetzung der Odyssee, in Hexametern ohne Trochäen, nebst Anmerkungen voll belehrender Winke über Griechische und Deutsche Metrik. Wer der ungenannte Verfasser dieser Bruchstücke ist, das kann einem aufmerksamen Leser nicht zweifelhaft seyn. Deutsche Hexameter von einem Meister der philologischen Kritik, der gewohnt war das Lateinische als seine Muttersprache zu schreiben, sind schon in dieser Rücksicht ein anziehender Gegenstand. Hier ist aber durch That und Lehre die Sache wirklich gefördert, und es ist nichts mehr zu wünschen, als daß diese Mittheilungen fortgesetzt werden mögen. Gegen eine oder die andre Kleinigkeit, die Bestimmungen der Deutschen Sylbenzeit betreffend, hätte ich vielleicht Einwendungen zu machen. In den Grundsätzen aber bin ich ganz mit dem Verfasser einverstanden, und bestrebe mich, auf derselben Bahn fortzugehn.

Die Behandlung der alten Sylbenmaaße ist in Deutsch-

*) Hr. Professor Fuß in Lüttich. Er äußert sich darüber in der Vorrede zu der Nachbildung eines Gedichtes von Schiller. Ambulatio, elegia Fred. Schiller, e germanica in latinam linguam translata a J. D. Fuss. Colon. Agripp. 1820.

land nur sehr allmählich und unter manchen Rückschritten vervollkommt worden. Seit der erste Gesang des Messias zum erstenmal erschien, sind nun beynahe achtzig Jahre verflossen. Vielleicht war es gut, daß man die Sache nicht sogleich auf die rechte Weise unternahm: denn hätte man die Gesetze der alten Metrik damals strenge durchgeführt, so würden vielleicht die Griechischen Sylbenmaaße, als unserm Ohr allzu fremd, bey uns eben so wenig Eingang gefunden haben, als bey andern neueren Völkern. Aber Klopstock faßte den Hexameter anfangs nur aus dem Gesichtspunkte der nach Accenten gemessenen Versarten, an die man bisher gewöhnt war; es schien ihm hinreichend, die Arsis jedes Fußes mit einer betonten Sylbe auszufüllen; um das Gewicht der Thesis war er ganz unbekümmert. Nachher stellte er eine Theorie des Hexameters auf, um seine Praxis zu retten, machte aus der Noth eine Tugend, und gab die Aufnahme der Trochäen für eine Verschönerung aus, weil sie der Mannichfaltigkeit und dem rhythmischen Ausdrucke einen weit größeren Spielraum verstatte. Klopstock hatte in der That einen sehr regen, wahrhaft künstlerischen Sinn für die nachahmende und ausdrucksvolle Bedeutsamkeit der Rhythmen; nicht so für ihre regelmäßige Wiederkehr und den wohlgegliederten Bau der Verse. Wiewohl daher die meisten der seinigen nicht für gute Hexameter, ja überhaupt nicht für Hexameter gelten können, so verdienen sie dennoch die aufmerksamste Betrachtung. Klopstocks erste Nachahmer ergriffen nur die regellose Willkühr, ohne die sorgfältige Wahl, wodurch er sich selbst gebunden hatte, zu ahnden; und so wurde es um ein beträchtliches leichter, aber auch in demselben

Grade unersprießlicher, Deutsche Hexameter zu schreiben als Deutsche Prosa.

Seitdem haben wir von vortrefflichen Dichtern Hexameter und Pentameter bekommen, die zwar durch Beobachtung der Cäsur etwas besser gegliedert sind, jedoch an schwachen Rhythmen und an Verstößen gegen die Deutsche Zeitmessung einen unglücklichen Ueberfluß haben: wobey uns aber der geistreiche Gehalt für die Mängel der metrischen Ausführung nachsichtig macht. Auf der andern Seite haben wir schon in großer Menge Hexameter, die, bis auf die freylich verminderte Zulassung der Trochäen, ganz richtig gemessen und eingetheilt sind; aber

Die Grazien sind leider ausgeblieben,

und die Härten in der Sprache, der Mangel an Gelindigkeit und fließendem Wohllaut, gestatten keinen ungestörten Genuß des besser beobachteten Rhythmus.

Die Deutsche Quantität ist anfangs, wie natürlich, mit dem Accent verwechselt worden. Nach und nach lernte und lehrte Klopstock die unbetonten oder tieftonigen Längen anerkennen, und wurde der erste Begründer unserer Prosodie, indem er entdeckte, daß die Länge und Kürze der Sylben bey uns von ihrem grammatischen Range, und der Selbständigkeit ihrer Bedeutung abhängig sey. Die Schrift von Voß über die Zeitmessung enthält viele schätzbare Bemerkungen; doch würde ich das Gebiet der mittelzeitigen Sylben, die unter verschiedenen Bedingungen lang oder kurz werden können, viel enger beschränken. So scheinen mir alle Zeitwörter in einer einsylbigen Biegung, sogar die Hülfswörter, immer lang zu bleiben. Auch die Regel, daß alle einsylbigen Wörter, die durch die Decli-

nation zu zweysylbigen anwachsen, lang sind, leidet nur äußerst wenige Ausnahmen, wie z. B. die des unbestimmten Artikels und einiger Fürwörter.

Wo das grammatische Gesetz nicht unbedingt entscheidet, bey den mittelzeitigen Sylben, da macht der hörbare Gehalt, der bey den Griechen und Römern allein die Quantität bestimmt, auch bey uns seinen Einfluß sehr merklich geltend. Ich glaube demnach, daß man unter Wörtern derselben Classe, z. B. den Conjunctionen und Präpositionen einen Unterschied machen muß. Gern möchte ich an den Stellen, wo Kürzen gefodert werden, so viel möglich die Diphthongen und stark gedehnten Vocale, so wie den Zusammenstoß widerstrebender und den Vortrag hemmender Consonanten vermeiden. Welche Arten der Position aber in unserer Sprache auf die vorhergehende Sylbe verlängernd zurückwirken, das würde eine eigne Erörterung fodern.

Freylich bleibt immer ein Unterschied zwischen den überall gültigen Längen, und solchen, die im Hexameter nur für die Thesis der Spondeen taugen, oder nur unter gewissen Voraussetzungen sich in die Arsis bringen lassen. Unser ganzes prosodisches System ist eigenthümlich, und darf nicht aus dem Gesichtspunkte fremder Sprachen beurtheilt werden. Da einige mechanische Regeln nicht ausreichen, sondern die Stellung der Wörter und Sylben, der logische oder emphatische Nachdruck, endlich der in einer Versart vorwaltende und also schon erwartete Rhythmus, bey uns einen so großen Einfluß auf die Quantität haben, so erfodert sie allerdings gründliche Erlernung und Uebung des Gehörs. Wenn man aber diese im Ernst daran wen-

ben will, so werden die Klagen über Unbestimmtheit und Willkühr bald wegfallen.

Von den wesentlichen Gesetzen des Hexameters darf freylich nichts nachgelassen werden: allein dieses Sylbenmaaß ist seiner Art nach biegsam und vielseitig. Schon bey der flüchtigsten Betrachtung fällt es in die Augen, wie verschieden der Lateinische Hexameter von dem Griechischen ist. Was die Römer in Bezug auf ihre Sprache thaten, dürfen wir ebenfalls nach den Bedürfnissen der unsrigen thun. Doch müssen wir uns weit mehr an das Griechische Vorbild anschließen, als an das Römische, und wenn wir von jenem abweichen, so lenken wir nach der entgegengesetzten Seite aus. Die Römer gebrauchten den Spondeus weit häufiger als die Griechen; wir werden dem Daktylus noch um etwas mehr das Uebergewicht geben müssen. Nächst der bedeutsamen und wohlklingenden Mannichfaltigkeit in dem Verhältnisse und der Folge der Füße, beruht die Schönheit des Hexameters hauptsächlich auf der Cäsur, den untergeordneten Einschnitten, und den Wortfüßen. Auch hierin schließen wir uns an die Griechen an; nur in wenigen Punkten möchte ich mich auf das Ansehen der Lateinischen Dichter berufen. Der durch eine Pause des Sinnes bezeichnete weibliche Abschnitt in dem Daktylus der vierten Stelle ist durchaus unstatthaft; aber beym Homer fällt auch äußerst selten eine Theilung der Worte an diese Stelle, sondern die beyden Kürzen gehören untrennbar zu der vorhergehenden oder nachfolgenden Länge. Bey den Lateinischen Dichtern ist diese Theilung häufiger, und zuweilen, wie in dem äußerst lieblichen: ubi mollis amaracus illum — der Gelindigkeit des Rhythmus gün-

fälig. Wir können sie nicht wohl vermeiden, auch wenn bey den Worttheilungen, wie billig, die enklitischen Wörtchen zu ihrem Hauptworte gezogen werden. Der Kenner in Wolf's Analekten scheint einen durch den Sinn bezeichneten Einschnitt nach der ersten Kürze des Daktylus in der fünften Stelle ganz zu verwerfen. Aus dem Homer weiß ich zwar kein Beyspiel dieser Art anzuführen; bey den Römern ist der Fall aber nicht gar selten, daß der Sinn hier nicht nur eine merkliche Pause fodert, sondern daß mit den drey letzten Sylben des Hexameters sogar ein neuer Satz anhebt. Ich habe es mir daher ebenfalls erlaubt.

Doch genug und schon zu viel über die metrische Behandlung. Ich wollte nur durch einige flüchtige Andeutungen in einem allzu sehr vernachläßigten Fache die Aufmerksamkeit anregen.

Von der Schreibung und Aussprache der Indischen Namen.

Da in diesen Blättern sehr viele Indische Namen und Wörter vorkommen werden, so scheint es mir rathsam, gleich hier die nöthigen Erinnerungen vorauszusenden.

Ich befolge die von Sir William Jones zuerst vorgeschlagene, von Colebrooke und Wilkins näher bestimmte Schreibung der Indischen Laute mit Lateinischen Buchstaben. An einem andern Orte *) habe ich die Gründe vorgelegt, warum ich es nicht für rathsam halte, diese Schreibung nach der Geltung der Buchstaben im Deutschen ab-

*) Heidelberg. Jahrbücher der Litteratur. 1815. Nr. 56.

zuändern. Zu merken ist dabey folgendes: v ist unser w, y unser Jod, s immer geschärft wie unser ß; sh ist unser sch; j ein uns fehlender Gaumenlaut, das ge, gi der Italiäner; ch der stärkere Gaumenlaut, den wir, da er doch einfach ist, ungeschickt genug durch vier Buchstaben, tsch, zu bezeichnen versucht haben. Das kurze a wird flüchtig ausgesprochen, es vertritt zugleich die Stelle des Griechischen ε und ο; ê und ô sind immer gedehnt wie η und ω. Die Hauche nach den Consonanten verschmelzen nicht mit ihnen, wie etwa in dem Englischen th, sondern sie begleiten sie nur: wir können sie schwerlich recht hörbar machen.

Diejenigen Leser, denen die Namen schon aus andern Werken über die Indische Mythologie bekannt sind, werden hier in den Endungen eine Abweichung von der gewöhnlichen Schreibung bemerken, die ich geflissentlich durchgeführt habe. Die Indischen Sprachlehrer erkennen eine absolute Form der Nennwörter an, die allen Biegungen zum Grunde liegt, oft aber mit keiner einzigen übereinstimmt, und nur in Zusammensetzungen zum Vorschein kommt. Die Europäischen Gelehrten haben die Namen in dieser absoluten Form aufgefaßt, z. B. Vishnu, Siva. Freylich hat man dieß nicht immer befolgt, sonst müßte es Brahman und nicht Brahma heißen. Hieraus entsteht der Nachtheil, daß man unter den insgemein auf Vocale ausgehenden Namen die männlichen nicht von den weiblichen unterscheiden kann. Das schließende a der weiblichen Namen ist zwar immer lang, wie bey den Griechen in der Dorischen Mundart, aber unsre Aussprache vernachläßigt diesen Unterschied. Das Zeichen des Nominativs im männlichen Geschlechte ist meistens ein s, welches in einen schließenden Hauch (visarga)

übergeht, der dann noch andere Verwandlungen erleidet; vor gewissen Buchstaben tritt aber das ursprüngliche s wieder hervor. Dadurch, daß ich die Namen im Nominativ auffasse, werden die männlichen besser von den weiblichen unterschieden, und gewinnen zugleich ein mehr classisches Ansehen. Die weiblichen Namen nehmen auch zuweilen im Nominativ ein s ein, jedoch niemals nach dem langen á.

In der Scansion der Namen habe ich mir einige Abweichungen von ihrer Quantität in der Ursprache erlauben müssen, weil sonst manche gar nicht in einen Hexameter zu bringen gewesen wären. Ich habe dabey besonders den Wohlklang zu Rathe gezogen. Da uns die Ableitung fremder Namen nicht bekannt oder gegenwärtig ist, so gewinnt bey ihrer Aussprache der hörbare Gehalt der Sylben die Oberhand. Freylich hat auch die Gewohnheit der Tonstellung großen Einfluß. Ungern legen wir den Accent auf die letzte Sylbe eines dreysylbigen Namens, weil wir in unserer Sprache nur äußerst wenige so betonte Wörter haben. Besonders will dieß unserm Ohr nicht zusagen, wenn die letzte Sylbe auf einen offenen Vocal ausgeht; die Deutschen werden sich z. B. niemals gewöhnen, Potosi (⏑⏑–) zu sagen, wie es heißen sollte. Stärker reißt in ausländischen Wörtern die Position den Accent an sich: Element, Elephant, Amaranth, Horizont u. s. w. sind vollkommene Anapäste, deren erste Sylbe nur durch den trochäischen Rhythmus einigermaaßen verlängert werden kann. In zweysylbigen Namen habe ich den Ton und mit ihm die Länge auf die erste Sylbe gelegt; in dreysylbigen ebenfalls, wenn ich nicht einen besondern Grund hatte, beydes auf die zweyte zu verlegen; in viersylbigen habe ich die dritte Sylbe betont, wenn dort

eine Position Statt findet, sonst die drittletzte. Die der betonten Sylbe vorangehende oder nachfolgende trägt aus dem oben angeführten Grunde die Länge gar wohl, wenn sie das Ohr gehörig ausfüllt. Dasselbe gilt ja auch von den Griechischen Namen.

Der Vers wird die von mir angenommene Scansion ausweisen: doch habe ich sie zum Ueberflusse in den Anmerkungen nebst der ursprünglichen Quantität beygefügt; auch die Bedeutung, sofern sie mir zuverläßig ist, und den Sinn der Dichtung aufzuklären dient.

Die Herabkunft der Göttin Ganga.

Erster Gesang.

Vormals herrscht' in Ayodhya ein Fürst preiswürdiges Namens,
Sagaras; diesem Gerechten verlieh nicht Kinder des Ehbetts
Doppelter Bund, sehnsüchtig begehret' er, Kinder zu schauen.
Seine Genossin zuerst ward Kesini, Tochter Vidarbhas,
Wahrhaft, frommes Gemüths; dann Sumatis ferner das andre
Traute Gemahl, des Garudas, des Königes aller Gefieder,
Schwester, an Wuchs und Gestalt die gepriesenste sterblicher Frauen.
Buße zu thun zog einst samt beiden er hin zu dem Berge
Himavan, ob er die Gunst der Unsterblichen möchte gewinnen,
In Waldhütten am Fels, von des dort einsiedelnden Bhrigus

Eigenem Namen benannt. Als nun Ein Hundert der Jahre
Jen' in Gebet vollbracht und in Büßungen, wurde der Seher
Ihnen geneigt, und gewährte dem pilgernden König die Segnung.
Also zu Sagaras sprach dieß Wort der untrügliche Bhrigus:
Ja, sie gedeiht, Andächt'ger! die herrliche Kindererzeugung,
So du begehrst: auch strahlt glorreich dein Nam' in die Nachwelt.
Einen Erzeugten gebiert, Stammhalter zu seyn des Geschlechtes,
Eine dir, Löwe der Menschen! und sechs Myriaden die Andre.
Innig erfreut nun wandten sich hin zu dem Seher des Königs
Beide Gemahlinnen, sprachen, in Demuth faltend die Hände:
Wer, Brachmane, von uns soll Mutter des einzigen Sohns seyn?
Welche von beiden gebiert die unzähligen? Dieß zu erfahren
Wünschen wir sehr: sag' an, Brachman', und verkünde die Wahrheit!
Auf die vernommene Red' antwortete jenen der Weise:
Jede von euch kann Einen allein, kann viele gebären,

Söhne gewaltiger Kraft; euch ist ja verstattet die Willkühr.
Also vertheilt einmüthig die Segnungen unter einander.
Wie er das Wort aussprach, der Prophet, so thaten die Frauen.
Kesini wählte, die Aelt're, zuerst vor Sagaras Antliz,
Einen zu bringen, den Sohn, Stammhalter der kommenden Erben;
Sumatis nahm sich, zufrieden, die sechs Zehntausend der Söhne.
Dreymal wandelte dann rechtshin um den Weisen der König,
Neigend das Haupt, und begab samt beiden Gemahlinnen heim sich.
Als der Erfüllung Zeit in des Jahrs Kreislaufe herankam,
Brachte den Erstlingssohn dem Gemahl, Asamanjas mit Namen,
Kesini; ferner gebahr dann Sumatis, fruchtbaren Schooßes,
Wunder zu schaun! vielkernig den flaschengestalteten Kürbis.
Als sie die Schal' aufbrachen des Kürbisses, regten hervor sich
Sechs Zehntausend der Söhne, wie kaum aufsprossende Keime.
Diese bewahrten in Krügen geläuterten Oeles die Ammen,

Nährten sie auf: spät wuchsen heran zu der Jugend die Knäblein.
Doch, wie die Zeit fortschritt, in der Schönheit Füll' aufblühend,
Waren dem Vater ein Heer sie von sechs Myriaden der Helden.
Jener sofort, Asamanjas, des Sagaras erster Erzeugter,
Artete wilden Gemüths. Stets haschet' er Kinder, und warf sie
Hin in Sarayu's Flut, hohnlachend der Qual der Ersäuften.
Also zu Sünd' und zu Frevel gekehrt, feindselig den Guten,
Ward er den Bürgern ein Graun: drum wies sein Vater hinweg ihn,
Fern von des Reichs Hauptsitze, der mild obwaltende Herrscher.
Dieses Verstoßenen Sohn hieß Ansuman, würdig des hohen
Heldengeblüts, der Lebendigen Freund, holdseliger Rede.
Auf ihm ruhte das Erbe, des Reichs zukünftige Hoffnung.
Wieder in anderer Zeit sann Sagaras solcherley Rath aus.
Ich will opfern! gedacht' er, und sprach zu den lehrenden Priestern:
Wie vollbring' ich den hehrsten der Opfergebräuche, die Roßweih?

Jene, versammelt im Rath, Wohlkundige heiliger Satzung,
Lehrten ihn jegliches nun; und die Roßweih wurde beschlossen.
Auf der gesegneten Flur, wo nordwärts weiß in den Himmel
Himavan ragt, der Gebirge gewaltigster, Schwäher des Sivas,
Südwärts Vindhias dann: wo beide sie gegen einander
Ueber die Erd' hinschaun, wetteifernde Gipfel erhebend,
Dort in dem Tugendbegabeten Land, Gottseliger Wohnsitz,
Hatte das Opfer bestellt der erhabene Herrscher Ayodhya's.
Ansuman aber, der Held, pfeilsendende, wagengeübte,
Auf großväterlich Wort, ward Führer des heiligen Rosses.
Während sie dort oblagen, mit Fleiß, vorweihenden Bräuchen,
Aus dem zerrissenen Boden herauf fuhr eine gewalt'ge
Schlang', an Gestalt ganz ähnlich dem siebengehaupteten Endlos,
Jener unsterblichen Schlange, dem Bett des entschlummerten Vishnus.
Schnell riß diese hinab das umwundene Roß in den Abgrund.

Alle die opfernden Priester, geschreckt von dem Wunderereigniß,
Eilten zu Sagaras hin; laut huben sie klagende Red' an:
Einer in Schlangengestalt hat dein schon göttergeweihtes
Roß dir geraubt. Auf, tödte den Dieb! bring wieder das Roß her!
Denn dieß wär' in dem Opfer ein Bruch, uns allen zum Unheil.
König! bewirke mit Macht, daß nicht in dem Opfer ein Bruch sey.
Als in der Aeltesten Rath dieß Wort der Beherrscher erwogen,
Rief er die sechs Zehntausend der Söhne herbey, und begann so:
Nicht von dämonischen Riesen, und nicht von des Erebus Schlangen
Wurde das herrliche Opfer geheimsucht; solches erkenn' ich
Leicht: denn kleiner Gefahr vorbeugeten sicher die Weisen,
Welche nach heiliger Satzung untadelich alles geordnet.
Irgend ein Gott raubt' also in Schlangengestalt mir das Roß weg;
Unserem Werk abhold, weil schon er begonnen die Vorweih
Sah, nicht duldet' er wohl, daß fehllos bliebe das Opfer.

Wer's nun sey, auch berg' ihn der Flut Schooß oder die Hölle:
Findet ihn! schlagt! bringt wieder das Roß, ihr Söhne, mir! Heil euch!
Erst durchwandert die Erde, die wellenumkränzete, ringsum;
Grabt dann auf, nicht ruhet, bevor ihr gefunden den Renner.
Jeglicher klüfte den Boden, so weit aushöhlend, wie Eine
Raste sich streckt, zu erspähen den Roßdieb, meinem Geheiß treu.
Ich, mit dem Enkel indeß und der Schaar schriftkundiger Priester,
Bleib' in der Vorweih Stand, bis wann ihr gefunden den Renner.
Auf mir lastet ein Opfer, das fehlschlug, — Söhne, bedenket!
Heil euch! — eh' das entwendete Roß nicht wieder zurückkommt.
Durch anmahnende Worte des Sagaras also getrieben,
Freudiges Muths, aufmachten die Söhne sich. Als sie die Erde
Ganz durchwandert, und immer die Spur von dem Roß ungesehn blieb,
Gruben sie ein in die Tiefe, so weit jedweder, wie Eine
Raste sich streckt, die Gewalt'gen, mit blitzgleichtreffenden Armen.

Und durchwühlt von den Schaufeln und Hau'n, Dreyzacken und Aexten,
Stöhnte die Erde vor Qual: dumpf scholl aus Klüften des Abgrunds
Wehausruf und Geheul von den Seelausathmenden Wesen,
Schlangen, Titanen und Riesen, die dort in der Finsterniß wohnen.
Sechs Zehntausend der Rasten entlang, voll Grimms, unermüdlich,
Bis in der Höll' Abgründe zerklüfteten jene die Erde,
Hierhin schwärmend und dort, bis ganz sie das bergebezirkte
Eiland Jambu's gehöhlet, des Königes Sagaras Söhne.
Aber die Götter anjetzt, samt allen Gandharven, und allen
Häuptern der riesigen Schlangen, sie wendeten sinnenverstöret
Zum Allvater sich hin. Muthlos, mit bekümmertem Antliz,
Neigten sie sich dem Erhabnen, und sprachen die zagende Red' aus:
Hör', o Brahma! Die Erde, bebirgt und beströmt und bewaldet,
Mit Eilanden besät, wird jetzt von des Sagaras Söhnen
Ganz durchgraben, so weit sie sich streckt; und die Grabenden schaffen

Mit eindringenden Streichen entsetzliche Wesenvertilgung.
Hier ist, rufen sie, hier der Entwender des Rosses! der Störer
Unseres Werks! Jetzt finden wir ihn! So tödten sie alle
Wesen der unteren Welt, die gewaltigen Sagaraskinder.
Dir, Allmächtiger, ziemt, Einhalt zu berathen, bevor sie
Deine Lebendigen alle, die Roßaufsucher, vertilgen.
Aber der hoh' Allvater, sobald er die Bitte vernommen,
Welche die Götter gesamt hinstammelten, bange vor solcher
Weltenerschütternden Kraft, sprach jenen das tröstliche Wort zu:
Vishnus, der Weise, mir gleich, nennt sein die Ernährerin Erde,
Seine Genossin; er selbst, deß Heil, Majestät und Gewalt ist.
Kapilas Leib annehmend, beschirmt er die Erde beständig.
Sein Zornfeuer, entbrannt, wird bald aufzehren des Königs
Söhne: mir sagt das Gemüth, schon sah er der Erde Zerspaltung.
Vom Weitschauenden ist der Verwegenen Ende bereitet.

Als sie die Red' Allvaters gehört, hochfreudiges Muthes,
Kehrten die Götter, die Dreißig- und -drey, von woher sie gekommen.
Aber indeß scholl laut der gespalteten Erde Getös' auf
Unter der Grabenden Hand, als kämpften die fünf Elemente.
Als sie die Erde, die ganz durchgrabene, völlig umkreiset,
Traten sie hin zu dem Vater, die Sagarassöhn', und begannen:
Ganz durchgraben die Erde, so weit hin reichet ihr Umfang,
Haben wir; haben getödtet die Schaar inwohnender Mächte,
Götter, Titanen und Riesen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dennoch weder das Roß aufspüren wir, weder den Roßdieb.
Heil Dir, Herr! Was sollen wir thun? Wohl Rathes bedarf es.
Auf die vernommene Red' antwortete zornig der Herrscher:
Grabt ohn' Ablaß fort! bringt ein in die Tiefen der Erde,
Kehrt nicht wieder, bevor es geglückt, und gefunden der Roßdieb.
Auf die gebietende Rede des Sagaras stürzten die Söhne,

Alle die sechs Zehntausend, hinab in der Höll' Abgründe.
Als dort unten sie ferner die Gäng' aushöhleten, sahn sie,
Groß gleich einem Gebirge, der Weltregion Elephanten,
Ihn, Viruparas genannt, deß Haupt die bewaldete Erde
Trägt, voll mancherley Lande, mit mancherley Städten gezieret.
Wann der Koloß = Elephant, zur Erleichterung, müde der Last nun
Schüttelt das Haupt, dann wird Erdbeben gespürt von den Menschen.
Grüßend umwandelten diesen, der Weltregion Grundpfeiler,
Rechtshin feyerlich jene, die ein in die Hölle gedrungen.
Drauf, da erst sie gegraben gen Ost hin, gruben sie südwärts:
Dort auch sahn sie, im Süden, der Weltregion Elephanten,
Groß, gleich einem Gebirg, das erhabene Thier Mahapadmas,
Welches die Erd' auf der Scheitel emporträgt; Staunen ergriff sie.
Grüßend umwandelten diesen die sechs Zehntausend der Söhne
Sagaras, gruben sodann westwärts zu dem Rande der Welt hin.

Dort auch sahn sie, im Westen, der Weltregion Elephanten,
Groß, in Gebirges Gestalt, Saumanasas; jene Heroen
Wandelten grüßend umher, und erfragten das stätige Wohlseyn.
Als sie von da fortgruben, und nordwärts wendeten, sahn sie,
Prangend mit herrlichem Leib, Himapanduras, Träger der Erde.
Diesen begrüßten sie auch rechtshin mit gewohnter Umwandlung.
Weiter die Erd' aushöhlend, die sechs Zehntausend der Söhne,
Strebten sie dann Nordost, der gepriesenen Weltregion, zu.
Grimmiges Muths, schnellkräftig, zerklüfteten ganz sie den Abgrund.
Dort nun sahn sie, gestaltet wie Kapilas, Vishnus den Ew'gen,
Und nicht fern von dem Gotte das weidende Roß auf dem Anger.
Alle die Helden nunmehr, unermeßlicher Freude gewähret,
Weil sie den Räuber des Rosses erkannt, zornflammendes Auges,
Rannten ihn an, Grabschaufeln und Eisengeräth in den Händen,
Allerley Baumstämm' auch, samt zackigen Trümmern der Felsen.

„Steh! steh!“ riefen sie aus: „Du bist's, der unsern geweihten
Renner geraubt; Treuloser! erkenn' uns, Sagaras Söhne!“
Kapilas aber, sobald er die trotzige Rede vernommen,
Mächtiges Zornes entbrannt, der Unendliche, schnob mit den Nüstern:
Stracks da lagen in Asche des Sagaras Söhne verwandelt.

Zweyter Gesang.

Sagaras nun, wahrnehmend, wie lang' ausblieben die Söhne,
Hieß herrufen den Enkel, und sprach zu dem herrlichen Jüngling:
Du bist kundig und kühn, und der Vorzeit Helden vergleichbar;
Forsche den Wandel der Oheim' aus, und des Rosses Entwender.
Groß sind, weißt du, und stark die der Erd' inwohnenden Wesen,
Drum zu der Wehr nimm Bogen und Schwert. Kind, wenn du die Oheim'
Aus da gespürt, und erschlagen der Roßweih feindlichen Störer,
Siegreich kehre zurück, mein Opfergelübde zu lösen.
Ansuman aber, gemahnt von dem traulichen Wort des Erzeugers,
Greifend zu Bogen und Schwert, hinwandelte, flüchtiges Trittes,

„Steh! steh!" riefen sie aus: „Du bist's, der unsern geweihten
Renner geraubt; Treuloser! erkenn' uns, Sagaras Söhne!"
Kapilas aber, sobald er die trotzige Rede vernommen,
Mächtiges Zornes entbrannt, der Unendliche, schnob mit den Nüstern:
Stracks da lagen in Asche des Sagaras Söhne verwandelt.

Zweyter Gesang.

Sagaras nun, wahrnehmend, wie lang' ausblieben die Söhne,
Hieß herrufen den Enkel, und sprach zu dem herrlichen Jüngling:
Du bist kundig und kühn, und der Vorzeit Helden vergleichbar;
Forsche den Wandel der Oheim' aus, und des Rosses Entwender.
Groß sind, weißt du, und stark die der Erd' inwohnenden Wesen,
Drum zu der Wehr nimm Bogen und Schwert. Kind, wenn du die Oheim'
Aus da gespürt, und erschlagen der Roßweih feindlichen Störer,
Siegreich kehre zurück, mein Opfergelübde zu lösen.
Ansuman aber, gemahnt von dem traulichen Wort des Erzeugers,
Greifend zu Bogen und Schwert, hinwandelte, flüchtiges Trittes,

Unter der Erde den Weg, von der Oheim' Armen gegraben.
Dort nun sah er zum ersten das Lastthier, welches verehren
Götter, Titanen und Riesen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dreymal wandelt' um diesen, der Weltregion Elephanten,
Rechtshin grüßend der Held, und erfragte das stätige Wohlseyn,
Wegen der Oheim' auch sich erkundigend, wegen des Roßdiebs.
Aber der Weltregion Elephant, von verständigen Sinnen,
Auf die vernommene Red' antwortete solchergestalt ihm:
Sohn Asamanjas! du kehrst bald siegreich heim mit dem Rosse.
Durch deß Rede belehrt, fuhr Ansuman fort, in der Ordnung
Kreisend herum, zu befragen die übrigen Welt-Elephanten.
Von den verständigen Thieren gesamt, Grundpfeilern der Erde,
Ward er geehrt. „Heim bringst du das Roß!" so sprachen sie alle.
Nach dem erweckenden Wort hinwandelt' er, flüchtiges Trittes,
Wo sie, die Oheim' alle, von Asch' Ein Haufe nur, lagen.

Jammer befiel dort plötzlich den Sohn Asamanjas: er weinte,
Laut wehklagend, um jener entsetzliches Todesverhängniß.
Unfern dort auch sah er das weidende Roß auf dem Anger.
Aber der Löwe der Menschen begehrt' erst, trauerbeklommen,
Sein Trankopfer zu spenden des Königes Söhnen mit Wasser,
Ueber die Asche gesprengt; doch nirgend ein Wasserbehälter
Zeigte sich ihm. Aussendend den Scharfblick rings in die Weite,
Sah er den Herrn der Gefieder, der Oheim Ahn von der Mutter,
Groß, gleich einem Gebirge, des Vishnus geflügeltes Fuhrwerk.
Der nun sprach zu dem Helden das Wort, der erhabne Garudas:
Klag' nicht, Löwe der Menschen! Der Welt Heil wollt' ihr Verderben.
Jene Beherzeten traf des unendlichen Kapilas Flamme.
Doch kein irdisches Wasser geziemt es sich ihnen zu spenden,
Kundiger Held! Wohl kennst du des Himavan älteste Tochter,
Ganga; von deren Gewässer die Spend' ausgieße den Todten.

Sie, Weltreinigerin, spreng' all die verbrannten Gebeine.
Siehe! die Asche, genetzt von der heiligen Ganga, der Welt Zier,
Wird sie empor in den Himmel, die sechs Zehntausend der Söhne,
Ziehn. Du, führe die Ganga vom Göttergebiet zu der Erde.
Heil Dir! Wenn du vermagst, wirk' aus die Herabkunft Ganga's!
Greife das Roß, du gesegneter Held, dann kehre zur Heimath!
Dein großväterlich Opfer zu endigen ist dir beschieden.
  Ansuman aber, sobald er das Wort des Garudas vernommen,
Faßte das Roß, schnellrüstig, und wandte sich dann zu der Rückkehr.
Noch in der Vorweih Stand' antraf er den König, und that ihm
Kund des Geschäfts Hergang, nicht minder das Wort des Garudas.
Sagaras, als er des Enkels entsetzenerregende Botschaft
Hatte gehört, vollbrachte die Roßweih, jeglicher Satzung,
Jeglicher Sitte gemäß; drauf wandt' er sich heim zu des Reiches
Hauptsitz, opfergelöst, voll Segnungen: doch die Herabkunft

Ganga's wußte der Fürst durch keinerley Rath zu bewirken.
Lang' umkreisende Zeit blieb rathlos Sagaras, dreymal
Zehn Jahrtausende waltend des Reichs; dann ging er gen Himmel.
Als er gehorcht dem Gesetze der Zeit, da riefen die Völker
Ansuman aus, den Gerechten; er ward ein gewaltiger König.
Aber ein Sohn wuchs diesem heran, sein Name Dvilipas,
Deß Fürsorge vertraut' er das Reich: einsiedlerisch wählt' er
Einen der wonnigen Gipfel des Himavan, Buße zu üben.
Ansuman dort, den Unsterblichen gleich, durchlauchtiges Glanzes,
Sehnsuchtsvoll, zu bewirken der heiligen Ganga Herabkunft,
Uebte der Büßungen viel, doch nicht ward sein die Gewährung.
Nach Jahrtausenden dreißig und zwey, seit fromm in des Waldes
Einsiedley er gewohnt, ging ein zu dem Himmel der König.
Dann der belobte Dvilipas, belehrt von der Ahnen Verhängniß,
Wußte, bekümmertes Muths, doch keinerley Rath zu ersinnen.

Mit eindringenden Streichen entsetzliche Wesenvertilgung.
Hier ist, rufen sie, hier der Entwender des Rosses! der Störer
Unseres Werks! Jetzt finden wir ihn! So tödten sie alle
Wesen der unteren Welt, die gewaltigen Sagaraskinder.
Dir, Allmächtiger, ziemt, Einhalt zu berathen, bevor sie
Deine Lebendigen alle, die Roßaufsucher, vertilgen.
Aber der hoh' Allvater, sobald er die Bitte vernommen,
Welche die Götter gesamt hinstammelten, bange vor solcher
Weltenerschütternden Kraft, sprach jenen das tröstliche Wort zu:
Vishnus, der Weise, mir gleich, nennt sein die Ernährerin Erde,
Seine Genossin; er selbst, deß Heil, Majestät und Gewalt ist.
Kapilas Leib annehmend, beschirmt er die Erde beständig.
Sein Zornfeuer, entbrannt, wird bald aufzehren des Königs
Söhne: mir sagt das Gemüth, schon sah er der Erde Zerspaltung.
Vom Weitschauenden ist der Verwegenen Ende bereitet.

Als sie die Red' Allvaters gehört, hochfreudiges Muthes,
Kehrten die Götter, die Dreißig- und- drey, von woher sie gekommen.
Aber indeß scholl laut der gespalteten Erde Getös' auf
Unter der Grabenden Hand, als kämpften die fünf Elemente.
Als sie die Erde, die ganz durchgrabene, völlig umkreiset,
Traten sie hin zu dem Vater, die Sagarassöhn', und begannen:
Ganz durchgraben die Erde, so weit hin reichet ihr Umfang,
Haben wir; haben getödtet die Schaar inwohnender Mächte,
Götter, Titanen und Riesen, Vampir' auch, Schlangen und Hydern.
Dennoch weder das Roß aufspüren wir, weder den Roßdieb.
Heil Dir, Herr! Was sollen wir thun? Wohl Rathes bedarf es.
Auf die vernommene Red' antwortete zornig der Herrscher:
Grabt ohn' Ablaß fort! dringt ein in die Tiefen der Erde,
Kehrt nicht wieder, bevor es geglückt, und gefunden der Roßdieb.
Auf die gebietende Rede des Sagaras stürzten die Söhne,

Bis in die Höll' eindring' ich, mit meinem Gewog' ihn erfassend.
Als er den Trotz wahrnahm, ward grimmvoll Sivas, und hegte
Heimlichen Rath, sie zu fangen, der Gott mit geaugeter Stirne.
Jene, die heilige, fiel auf Sankaras heilige Scheitel.
Gleich dort ward sie bestrickt im Geflecht langlockiges Haares,
Aehnlich den waldigen Höhen des Himavan: nimmer und nimmer
Konnte, mit Macht anstrebend, hinab sie gelangen zur Erde;
Auch kein Ausweg zeigte sich ihr von den Flechtengewinden.
Also der Jahr' Unzahl in des Haars labyrinthischen Gängen
Irrte die Göttin umher. Dieß sahe Bhagirathas, wandte
Wieder zur Bußqual sich, und befriediget wurde der Gott nun.
Frey ließ Sivas die Ganga hinab sich ergießen in Vindu's
See: der Entlassenen Schooß aussendete sieben der Ströme.
Hladini, Pavani auch, dann Nalini ferner, die dreye
Wandelten ostwärts hin, heilflutende Adern der Ganga.

Sita, Sucharus sodann, und der mächtige Sindhus, die Dreye
Wandelten hin zu der Westregion, glückselige Wasser.
Endlich der siebente zog dem Bhagirathas nach von den Strömen.
Jener, der fürstliche Weise, bestieg sein strahlend Geschirr jetzt:
Wie er voranschritt, folgte die göttliche Ganga dem Helden.
Erst von dem Himmel zur Scheitel des Sankaras, dann zu der Erde
Stürzte sie nieder, die laut auftosende Flutkatarakte.
Rings von den Schwärmen der Fische zugleich, Schildkröten, Delphinen,
Fallenden oder gefallnen, erschien buntfarbig die Erde.
Aber die himmlischen Weisen, Gandharven und Genien alle
Lockte das Schauspiel her, aus ihren ätherischen Sitzen.
Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt, Elephanten und Rossen,
Oder in schwankender Sänften Umschirmungen, kamen die Götter,
Dieß Weltwunder begierig zu schaun, die Herabkunft Ganga's.
Um den erlauchten Verein schien hell von des Edelgeschmeides

Funkeln der Himmel, entwölkt, als leuchteten hundert der Sonnen.
Von der Delphin' und der Fische Geschwärm, Krokodilen und Schlangen
Ward durchblitzet die Luft; und der hochaufbrausenden Schäume
Schwingungen, tausenderley sich begegnende, deckten den Himmel.
Wie in der Schwül' ausziehn weißwolkige Schaaren der Schwäne.
Hier jetzt rasch hinwallte die Flut, dort wand sie sich krümmend,
Breitete glatt sich umher, dann floß sie gelinde, gelinde,
Bald dann rollten die Wellen sich übergewälzt um einander,
Bald auch sprudelt' empor, bald plätscherte nieder die Stromflut.
Erst zu der Scheitel des Sivas gestürzt, von der Scheitel zur Erde
Schimmerte hell, durchsichtig, entsündigend, jenes Gewässer.
Und die Gandharven und Weisen, der irdischen Fluren Bewohner:
„Sivas-entflossener Thau ist reinigend!“ dachten sie jetzo,
Tauchten hinein. Wen irgend ein Fluch längst hatte vom Himmel
Hin zu der Erde gebannt, wer dort die Besprengungen vornahm,

Ward, alsbald von der Sünde gereiniget, wieder des Heils froh,
Und so durft' er, gelöst, eingehn zu den himmlischen Welten.
Alles Geschöpf sah jubelnd die Näh' des ätherischen Wassers,
Alle mit Ganga's Flut sich besprengenden wurden entsündigt.
Aber der weise Bhagirathas nun, sein strahlend Geschirr stets
Zügelend, eilte voran; ihm nach stets wandelte Ganga.
Götter und himmlische Weise, zugleich die Titanen, die Riesen,
Auch die Gandharven und Genien all, Roßhäupter und Schlangen,
Ferner die buhlenden Nymphen gesamt: des Bhagirathas Wagen
Folgten sie nach, und der Ganga; mit ihnen das Wild der Gewässer.
Wo hinlenkte Bhagirathas nun, da wandelte Ganga
Nach, die Entsündigerin, die Erkohrene unter den Strömen.
Aber sie kamen vorbey an des opfernden Heiligen Jahnus
Sitz: deß Opferbezirk ward wild von der Ganga beflutet.
Als er den frevelnden Trotz wahrnahm, da zürnete Jahnus,

Daß er die Wasser des Stroms ganz eintrank, Wunder zu schauen.
Dessen erschracken die Götter, zusamt den Gandharven und Weisen,
Ehrten den Heiligen hoch, ankündigend ihm die Verheißung,
Daß in der Zukunft Ganga ihm töchterlich solle gehören.
Also besänftiget, ließ er die Flut ausrinnen vom Ohre.
Jahnus darauf, wahrnehmend des hohen Bhagirathas Ankunft
Ehret ihn nach der Gebühr, ging dann zu dem Opferbezirk hin.
Drum heißt Jahnavi noch, und Erzeugete Jahnus die Göttin.
Und dem Bhagirathas nun nachwandelte wiederum Ganga
An die Gestade des Meers, dann tauchte die Herrliche nieder
Bis in der Höll' Abgrund, zu des heiligen Werks Vollendung.
Was sein Ringen erstrebt, das wurde dem fürstlichen Weisen
Jetzo gewährt: froh sah er die aschevervandelten Ahnen.
Aber sobald die verklärende Flut die Gebeine der Todten
Hatte bespült, aufstiegen entsündiget alle gen Himmel.

Jenem erschien itzt Brahma, der Welt Herr, sprach zu dem König:
Löwe der Menschen, du hast dein urgroßväterlich Ahnvolk,
Alle die sechs Zehntausend, des Sagaras Söhne, gelöset.
Ewig unwandelbar steht dieß Fluteinsammelnde Weltmeer,
Welches in Zukunft soll nach Sagaras Namen benannt seyn.
Siehe! so lang' hier stehet das Weltmeer, bleiben die Söhne
Sagaras alle, den Göttern gesellt, Einwohner des Himmels.
Diese, die Göttin des Stroms, soll älteste Tochter dir heißen,
Soll ja Bhagirathi seyn, drey Welten bekannt mit dem Namen.
Erst Dreypfadige heißt sie: die himmlischen Weisen ertheilten
Also den Namen ihr jetzt, weil durch drey Welten sie wandelt,
Weil sie den Himmel, die Erd', und der Höll' Abgründe beströmet;
Ganga, zum Andern, o König, benannt von dem Gange zur Erde;
Drittens Bhagirathi dann: Du gabst ihr das kindliche Beywort.
Wisse! so lang' auf Erden der Ganga gewaltiger Strom bleibt,

Wird sich unwandelbar auch dein Ruhm in die Welten verbreiten.
Hier ausgieße den Vätern gesamt von dem Wasser die Spende,
Herrscher des Volks! glückselig erfüll' dein hohes Gelübde.
Nicht dein herrlicher Ahnherr selbst, groß unter den Frommen,
Wurde des Wunsches gewährt; auch Ansuman, jener Gerechte,
Strahlende, flehet' um Ganga: die Sehnsucht blieb unerfüllt ihm.
Dann der belobte Dvilipas, ein Held, in des Kriegergeschlechtes
Tugenden fest, andächtig, ein Vorbild fürstlicher Weisen,
Er, dein Vater: umsonst war all sein Ringen und Streben.
Ewiger Ruhm wird dein: Du hast das Gelübde gelöset.
Dir nur ist sie gelungen, o Held! die Herabkunft Ganga's.
Sie wird immer den Frommen der Heiligung großer Altar seyn.
Deines Geschlechts Vorahnen gesamt ausgieße die Spende,
Stets auch bade dich selbst in der Flut: so lebe gereinigt,
Herrlichster unter den Menschen, und ernte der Tugenden Frucht ein.

Segen mit Dir! Ich kehre zurück zu den himmlischen Welten.
Als er gesprochen das Wort, der erhabene Welt-Allvater,
Ging er desselbigen Weges, von wannen er kam, zu den Himmeln.
Aber Bhagirathas nun vollendete jenen die Spende,
Wie es die Satzung heischt, den gepriesenen Sagaras-Söhnen.
Selber gereiniget dann, heim kehret' er wieder zu seiner
Herrschaft Sitze, bedacht sein erbliches Reich zu regieren.
All sein Volk, voll Jubels, begrüßte des Königes Einzug,
Lebte getrost, friedselig, beschwerlos, gütergesegnet.

Anmerkungen.

Die Gelehrten werden entschuldigen, wenn sie hier manches ihnen schon bekannte wiederfinden; ich wünsche, bey einem Gedicht besonders, den Bedürfnissen aller gebildeten Leser entgegen zu kommen. Uebrigens beschränke ich mich auf das zum Verständniß unmittelbar dienliche: mit allgemeinen Betrachtungen über den Geist und Gehalt der ganzen Dichtung will ich den Denkern für jetzt nicht vorgreifen.

Der Stoff dieser Erzählung ist aus dem Ramayana genommen, Book I. Sect. 32 — 35. Sie beträgt in der Urschrift etwas über zweyhundert Slokas oder vierhundert Verse. Die Geschichte ist verschiedentlich erzählt worden; wie natürlich, mit manchen Abweichungen und weiterer Ausführung der einzelnen Umstände. S. Ward Vol. I, p. 265 u. f. Ein besonderes Buch eines Sagengedichtes führt seinen Namen von dieser Flußgöttin, es dürfte aber schwerlich an Alter und Aechtheit dem Ramayana zu vergleichen seyn.

Der Göttin Ganga. (Ganga, —⏑ Gangâ, ——.) Die Gottheiten der Berge sind bey den Indiern insgemein männlich; die der Flüsse, mit wenigen Ausnahmen weiblich, wie es bey den Alten nur die Nymphen der Quellen waren. Die Griechen haben den Namen, durch Hinzufügung einer männlichen Endung, und Verwandlung des â in η nach der Jonischen Mundart, Γάγγης, sonst mit getreuer Auffassung ihrer Sprache angeeignet. Das n in Gangâ ist eben auch das nasale, welches die Griechen durch das erste Gamma ausdrücken.

Erster Gesang.

Vers 1. Ayodhya, ⏑—⏑, (Ayôdhyâ, ⏑——,) die Unüberwindliche. Diese in den Heldensagen als der Königssitz des Ramas so berühmte Stadt führt noch den alten Namen, und giebt ihn einer Landschaft, im nördlichen Indien am rechten Ufer des Ganges, ostwärts von Bahar. Nur ist Ayodhya durch die Flüchtigkeit der neueren Aussprache in Aude, nach der Englischen Schreibung Oude, verkürzt. Die Einwohner zeichnen sich noch jetzt als ein edler und kriegerischer Stamm aus. Die Ruinen von Ayodhya in der Nähe von Fyzabad, der

Hauptstadt der Mahomedanischen Beherrscher, beweisen ihre vormalige Größe, wiewohl die aus Backsteinen erbauten Häuser in formlose Haufen zusammen gesunken sind. S. *Hamilton* East India Gazetteer, unter Oude.

B. 2. S a g a r a s, —◡◡. Sagaras, ◡◡◡. Das Geschlecht der Könige von Ayodhya, aus welchem später D a s a r a t h a s und sein Sohn Ramas abstammten, wird häufig nach dem ersten Stammvater Ixvakus benannt. Vielleicht wird es bequem seyn, hier gleich den Stammbaum der in diesem Gedichte erwähnten Nachkommen des Sagaras zu übersehen.

Erste Gemahlin. — Zweyte Gemahlin.

Kesini. ◡ S a g a r a s. ◡ Sumatis.

Kesini	Sumatis
Asamanjas.	60,000 Söhne ohne Nachkommenschaft.
Ansuman.	
Dvilipas.	
Bhagirathas.	

B. 2. 3. Es ist bekannt, daß die Kinderlosigkeit bey den Indiern als ein großer Unsegen betrachtet wird, und nichts ist häufiger in den alten Gedichten als Gelübde, Opfer, fromme Uebungen, um sich davon zu lösen. Doch richtet sich das Verlangen besonders auf Söhne, weil nur diese den Dienst der Manen für ihre Väter verrichten können. Dasarathas, zu Anfange des Ramayana, betrachtet sich noch als kinderlos, wiewohl man nachher erfährt, daß er eine schon vermählte Tochter hat.

B. 4. K e s i n i, —◡◡. Kêsinî, ——. Die Schöngelockte, εὐπλόκαμος.

B. 4. V i d a r b h a s, ◡—◡, wie im Indischen. Ein König, der einem Reiche des südlichen Indiens seinen Namen gegeben, worüber das nähere bey dem Gedichte vom Nalas.

B. 5. S u m a t i s, —◡◡. Sumatis, ◡◡◡. Die Wohlgesinnte, εὔμητις.

B. 6. G a r u d a s, ◡—◡. Garudas, ◡◡◡. Die Dichter beschreiben ihn als einen riesenhaften Adler, Geyer oder Kranich, auf welchem Vishnus mit unglaublicher Schnelligkeit

durch die Lüfte führt. In den Abbildungen aber ist er der menschlichen Gestalt oft so sehr angenähert, daß nur leichte Spuren von dem Vogel übrig bleiben.

V. 9. Himavan, — ◡ ◡. In der absoluten Form Himavat, im *nom. masc.* Himavân, ◡ ◡ —. Der Schneeige, Winterliche. Hima ist das Griechische χεῖμα, das lateinische *hiems*. Die Neueren nennen dieses Gebirge, das Indien im Norden begränzt, häufig Himâlaya, (der Aufenthalt des Schnees) mit abgekürzter Aussprache Himaleh; in den Dichtern erinnere ich mich nicht eben diese Benennung gefunden zu haben: sie eignete sich wohl nicht so gut zur Personification. Verschiedene Stellen des Himavan sind noch jetzt das Ziel vieler Pilgerfahrten.

V. 10. Bhrigus, — ◡. Bhrigus, ◡ ◡. Bhrigus führt einen großen Namen unter den mythologischen Weisen. Ihm werden verschiedene Abstammungen zugeschrieben: mittelbar oder unmittelbar vom Brahma, meistens aber heißt er ein Sohn des Manus, der durch ihn seine Gesetze offenbart. S. Jones Institutes of Menu. Chapt. I, 59. 60. Bhrigus als Appellativ bedeutet auch einen steilen Absturz, und hiemit scheint in der Urschrift ein Wortspiel beabsichtiget zu seyn, das einige Dunkelheit verursacht. Freylich wohnt Bhrigus eigentlich im Himmel, man mochte aber an diesem Berge, wohin sich Sagaras begab, seine Orakelsprüche und Segnungen besonders erwarten.

V. 18. Löwe der Menschen. Die Namen der edelsten und stärksten Thiergattungen, des Tigers, Löwen und Stieres, werden oft mit dem Namen des Menschen zusammengesetzt, um einen hohen Vorrang zu bezeichnen; und zwar nicht bloß in Hinsicht der kriegerischen Eigenschaften, sondern auch Weise und Heilige werden so angeredet. Wir können nur den Löwen gebrauchen; der Tiger würde uns falsche Nebenvorstellungen geben, die ihm in der Indischen Sprache durchaus fremd sind.

V. 20. Faltend die Hände. Wir verstehen unter gefalteten Händen meistens verschränkte. Die Indier legen aber beym Gebet, und sonst als Zeichen der Ehrerbietung die Hände ausgestreckt vor der Brust zusammen, so wie man es häufig

auf den Bildern sieht. So war auch wohl bey uns die alte Sitte, die man an so vielen betenden Figuren auf christlichen Grabmälern findet; der Ausdruck falten, schlicht zusammenlegen, führt uns eben dahin.

Min hende ich valde
Mit triuwen al gernde uf ir fuesse,

sagt einer von unsern Minnensingern.

V. 31. Brachmane, – – ⏑. Unsre Weise, Brahminen oder gar Braminen zu schreiben, ist ganz falsch, und vermuthlich zuerst durch die Französischen Missionare aufgekommen. Aber in Bramins lautet das i wie e, wodurch man das kurze a hat ausdrücken wollen. Dieser Name ist wieder ein Beyspiel, daß die Griechen die von den Indiern selbst vernommenen Worte so genau auffaßten, als es sich mit ihrem Alphabet thun ließ. Es findet sich im Indischen eine doppelte Form: Brahman, wie der Gott selbst, und patronymisch abgeleitet Brâhmana, im *nom. sing.* Brâhmanas; so findet sich auch Βραχμάν, und wiederum Βραχμανοί. Da die Griechen keinen Hauch vor einem Consonanten hatten, so haben sie das h ganz richtig durch ihr χ ausgedrückt. Die erste Indische Form verlängert die zweyte Sylbe in manchen Biegungen, z. B. *acc. sing.* Brahmânam. Die Leser werden wohl fühlen, warum ich in einem Gedicht die Schreibung der Alten vorgezogen. Auch Camoëns schreibt:

Brachmanes sam os seus Religiosos,
Nome antigo, e de grande preeminencia.

V. 32. Eine übliche Ehrenbezeugung, mehrmals im Kreise um eine Person herumzugehen, die rechte Seite ihr zugewandt, und die Hände vor der Brust ausgestreckt zusammen gelegt.

V. 35. Asamanjas, ⏑ ⏑ – ⏑, wie im Indischen. Der Ungehörige, Ausschweifende. Da die Indier so große Sorge tragen, ihren Kindern glückbedeutende Namen zu geben, so muß man wohl annehmen, daß er diesen Beynamen erst von seiner Aufführung bekommen.

V. 37. Den flaschengestalteten Kürbis. Es scheint dieser Sage eine Etymologie oder ein Wortspiel zum Grunde zu liegen; Ikshvâku, der Name, den das ganze

Geschlecht führt, heißt ein Kürbis. Hier wird zwar ein andres Wort gebraucht: tumba, aber die Bedeutung ist dieselbe, cucurbita lagenaris. Wem übrigens dieser Kürbis gar zu lächerlich vorkommt, der mag ihn zu den Eyern der Leda hinlegen. Diese Erwähnung steht hier, nur um zu erinnern, daß es bloß Wirkung der Gewohnheit ist, wenn uns die Seltsamkeiten der Griechischen Mythologie nicht mehr auffallen.

V. 40. Geläuterten Oeles. Im Original ausgeklärte Butter. Ob gewisse Begriffe und Namen in der Poesie für edel oder unedel gelten, das hängt zuweilen von zufälligen Nebenvorstellungen ab. Die ausgeklärte flüßige Butter leistet den Indiern bey den Opfergebräuchen, und auch zur Nahrung dieselben Dienste, wie den Alten das Oliven-Oel. Dieses scheint kein Erzeugniß des Indischen Bodens, wenigstens kein bisher angebautes, zu seyn. Oel zum Brennen in Lampen wird aus andern Pflanzen gepreßt.

V. 46. Sarayu, ⏑ — —. Sarayû, ⏑ ⏑ —. Ein Fluß der an der Stadt Oude vorbeyfließt, heutzutage aber häufig seinen Namen an den mit ihm vereinigten Goggrah verliert. S. Hamilton E. I. Gaz. unter Goggrah.

V. 50. Ansuman, — ⏑ ⏑, Ansumân, — ⏑ —. Der Strahlende.

V. 55. Die Roßweih. Das Pferdeopfer, aswamêdha. Wegen der vielen einweihenden Gebräuche habe ich geglaubt, es schicklich die Roßweih benennen zu können. Dieses Opfer wurde als ein sehr schwieriges Unternehmen betrachtet, theils wegen Beobachtung der Ceremonien, theils wegen des großen Aufwandes, den die prächtige Bewirthung vieler Tausende von Gästen erfoderte. Hier ist die Sache nur im allgemeinen berührt; am Eingange des Ramayana findet sich eine ausführliche Beschreibung, die uns Anlaß zu Vergleichungen mit den Scandinavischen Pferdeopfern geben wird.

V. 59. Schwäher des Sivas. Die jüngere Schwester der Ganga, Uma, war dem Sivas vermählt. Unter vielen andern Namen heißt sie auch Pârvati, die Tochter des Berges.

V. 60. Vindhias, — ⏑ ⏑. Im Indischen zweysylbig,

Vindhyas. Ich habe des Wohlklanges wegen das y in seinen Vocal aufgelöst. Das Vindhya-Gebirge streift von Osten nach Westen, ungefähr in der Linie des Wendekreises hin, und macht die große Scheidung zwischen dem nördlichen Indien, und der südlichen Halbinsel. Wir müssen annehmen, daß das Opfer an der westlichen Gränze des Reiches von Ayodhya, etwa in der Ebene beym Zusammenfluß des Sarayu und Ganges gefeyert wurde, wo die beyden Gebirge am nächsten zusammen rücken, und ohne Zweifel beyde gesehen werden können, ungefähr wie in der Lombardey die Alpen und Apenninen, wiewohl sie noch in ziemlicher Entfernung von einander bleiben.

V. 62. Dort in dem tugendbegabeten Land. Dieser Lobspruch wird nicht auf ganz Indien ausgedehnt, sondern bestimmt auf die von den beyden großen Gebirgen eingeschlossene Landschaft beschränkt. S. Amara Cosha. B. II, Chap. 1, Sl. 8. So wird also dem nördlichen Indien vor dem südlichen entschieden der Vorrang in Hinsicht auf sittliche Bildung zugeschrieben.

V. 68. Dem siebengehaupteten Endlos. Indisch Anantas, zusammengesetzt aus dem verneinenden a mit angehängtem n, und anta, das Ende; Gothisch: Andi, Fränkisch: enti.

V. 69. Dem Bett des entschlummerten Vishnus. Dieser Gott wird häufig schlummernd auf dem Ocean vorgestellt: er ruht auf einem ausgefalteten Lotos, getragen von den Windungen jener Schlange, deren Häupter über ihm einen Baldachin bilden. Auf diese Weise ist auf einer kleinen Insel im Ganges, the rock of Jehangiri genannt, sein colossales Bild in dem Granitfels ausgehauen. S. Wilkins Anmerkungen zum Hitôpadêsa, p. 295. Die Schlange Anantas ist durch ihre vielen Köpfe ausgezeichnet; sonst finden sich aber einfache Schlangen dieser Art, in andern Bestimmungen an den Indischen Götterbildern. Es scheint durchaus dieselbe Gattung zu seyn, wie die Schlange ουραῖος, die unaufhörlich an den Aegyptischen Denkmalen wieder kommt.

V. 75. In dem Opfer ein Bruch. Es war ein allgemeiner Glaube bey den Indiern, daß ein Opfer, wobey etwas verfehlt wird, dem Unternehmer selbst zum Verderben

gereiche. Da die Priester die einzigen Richter darüber waren, ob alles den heiligen Anordnungen gemäß (rite) vollbracht worden sey, so mußte ihnen dieß eine fast unbegränzte Herrschaft über die Gemüther sichern. Hier in dem Gedicht bildet dieser Umstand eben den dramatischen Knoten.

V. 79. Von dämonischen Riesen. Bey der ersten Erwähnung der Riesen habe ich dieses Beywort für zweckmäßig gehalten, um zu erinnern, daß nicht körperliche Menschen von übergroßer Statur darunter verstanden werden dürfen, wie etwa die Riesen mit eisernen Stangen in unsern alten Heldensagen, sondern geistige Wesen, mit magischen Kräften begabt. Sie heißen Nachtwanderer, erscheinen und verschwinden, und wechseln ihre Gestalt nach Belieben. Doch scheinen sie eines dauerhafteren und verkörperten irdischen Daseyns fähig zu seyn, wie z. B. der Riese Ravanas die Insel Ceylon als König beherrscht. Der allgemeine Name ist Rakshas, und verlängert Râkshasa; sie sind männlich und weiblich, aber in beiden Fällen bleibt der erste Name im Neutrum, was, wie mich dünkt, eben die Zweydeutigkeit ihres Wesens ausdrückt. So heißt es in den Nibelungen: ein wildez getwerch.

V. 75. Des Erebus Schlangen. Die Schlangen haben ihre eigne Stadt in der Unterwelt, Bhôgavatî genannt. S. Ramay. B. I. Sect. 5, sl. 25.

V. 83. Irgend ein Gott. Im Ramayana wird nicht gesagt, wer denn eigentlich das Roß geraubt. Nach andern Erzählungen war es Indras, der Gott des Firmaments, aus Eifersucht über die gelungenen Opfer des Sagaras.

V. 91. Raste. Dieses Wort habe ich dem Ulfilas abgeborgt, und glaube, es könnte mit Vortheil in der Poesie gebraucht werden, weil Meile theils Römischen Ursprungs ist, theils wegen des gemeinen Gebrauchs einen zu prosaischen Anstrich hat. Die Indische Meile heißt Yôjanam, und beträgt acht tausend Klafter.

V. 104. Titanen. So habe ich am schicklichsten die gleichbedeutenden Namen Asura, Dânava und Daitya übersetzen zu können geglaubt, da ihnen Kriege gegen die Götter, und zwar gleich im Anbeginn der Dinge, zugeschrieben werden.

V. 108. Eiland Jambu's. In der mythischen Geographie der Indier entweder Indien allein, oder das gesamte feste Land, womit es zusammenhängt. S. *Wilford* on the sacred Isles in the west, (Asiat. Res. Vol. VIII, p. 291—299.) auf den ich mich übrigens ungern berufe, weil er, bey dem allgemeinen Eingeständniß der erlittenen Mystification, doch die Gränze nicht genau angegeben, wo der Irrthum anhebt.

V. 109. Gandharven, die himmlischen Musiker, männliche und weibliche. Deswegen lassen sie sich nicht als Musen bezeichnen, wiewohl alle Musenkünste unter ihrer Obhut stehn.

V. 110. Häuptern der riesigen Schlangen. Die Häupter oder Könige der Schlangen sind der oben erwähnte Anantas oder Sêshas, dann Vâsukis, Takshakas, Sankhas, u. s. w. Die Schlangen erscheinen in der Indischen Mythologie nicht durchgehends als feindselige Wesen, noch ausschließend in die Unterwelt gebannt.

V. 127. Kapilas, — ◡ ◡, eine göttliche Verkörperung des allgegenwärtigen Vishnus, über die ich für jetzt keine nähere Aufklärung zu geben weiß. An den Philosophen Kapilas ist hier nicht zu denken. Nach der vorliegenden Dichtung möchte man das unterirdische Feuer der Vulcane darunter verstehen.

V. 132. Die Dreyßig- und- Drey. Dieß sind Götter von untergeordnetem Range, die folgendermaßen aufgezählt werden: acht Vasus, eilf Rudras, zwölf Adityas und Aswini und Kumaras. Der oberen Götter zählt man dreyzehn, nach denen auch der Himmel die Wohnung der Dreyzehn genannt wird. Doch es ist hier nicht der Ort, die Hierarchie der Indischen Olympe genau zu entwickeln.

V. 139. Vampire. Im Original Pisâchas. Sie sind feindselige Wesen, lüstern nach dem Fleisch und Blut lebendiger Creaturen, (Ramay. B, I. Sect. 26, Sl. 19.) und büßen ihre grausame Lust an Weibern im Zustande des Schlafs, der Trunkenheit und des Wahnsinnes. Jones Instit. of Menu. Chap. III. §. 21 und 34. An einer andern Stelle hat S. W. Jones vermuthlich (ich kann die Urschrift jetzt nicht vergleichen) Pisâchas durch *blood-thirsty savages* übersetzt. Instit. Chap. 1, §. 37.

V. 139. Hydern. Diesen Ausdruck habe ich von den Englischen Uebersetzern angenommen, die ihn gebrauchen, wo zwey Benennungen für Schlangen beysammen stehn. Er wird durch die Vielköpfigkeit der Schlangen an den Indischen Denkmalen gerechtfertigt.

V. 148. Hier werden nur vier Elephanten aufgeführt, welche an den Cardinalpunkten die Erde tragen. Der Amara-Kosha zählt deren acht, nämlich vier in den mittleren Gegenden, Südost u. s. w. Sie entsprechen eben so vielen Gottheiten, den Beschützern der acht Abtheilungen des Horizonts. Bemerkenswerth ist es aber, daß die Elephanten der Weltgegenden hier ganz andere Namen führen, als die im Amara-Kosha angegebenen.

V. 149. Virupaxas, ◡◡—◡. Virûpâxas, ◡——◡, oder genauer Virûpâkshas. (Der Buchstabe, den Wilkins durch ksh ausdrückt, ist der einzige Doppelbuchstabe, der im Alphabet mit aufgeführt wird. Er entspricht in so fern dem Lateinischen x, und ich habe mir erlaubt, dieses zu gebrauchen, um das Fremde jener Zusammenstellung zu vermeiden. Uebrigens ist keine Irrung dabey zu besorgen: die Indier haben zwar drey verschiedene Zischlaute, aber auf k folgt nie ein anderer als der mittlere, sh, unser sch.) Virupaxas heißt: mit verdrehten oder entstellten Augen; es ist auch ein Beyname des Sivas, wegen des dritten Auges auf der Stirn.

V. 157. Mahapadmas, ◡◡—◡, Mahâpadmas, ◡——◡. Mahapadmas heißt buchstäblich Groß-Lotos, zugleich aber ist es eine Zahlbezeichnung für 100,000,000,000.

V. 162. Saumanasas, ——◡◡, Saumanasas, —◡◡◡. Der Name ist patronymisch gebildet von sumanas, wohlgemuth, welches aber auch ein allgemeiner Name der Götter ist.

V. 163. Und erfragten das stätige Wohlseyn. Die übliche Höflichkeits-Formel, sich nach dem Befinden zu erkundigen, wird von den Indiern auch auf die Götterwelt übertragen.

V. 165. Himapanduras, ◡◡—◡◡, wie im Indischen; Himapânduras, schneeweiß. Die Beziehung dieses Namens auf die Weltgegend, wo der Elephant steht, ist klar; zugleich werden wir an die als eine Seltenheit geschätzte Spielart der weißen Elephanten erinnert.

V. 168. Der gepriesenen Weltregion. Der Vorrang dieser Weltgegend gründet sich wohl darauf, daß sie unter dem besonderen Schutze des Sivas, eines der drey obersten Götter steht.

Zweyter Gesang.

V. 30. Sein Trankopfer zu spenden. Der Dienst der Manen ist ein Hauptstück in der Indischen Religion. Ich behalte mir vor, in der Folge ausführlich davon zu handeln, und ihn mit den Gebräuchen der Römer und anderer Völker zu vergleichen. Libationen mit Wasser für die abgeschiedenen Väter werden von den Frommen bey jedem Bade verrichtet. S. Ramay. B. I, Sect. 2, Sl. 11. Sect. 30, Sl. 31.

V. 33. Der Oheim' Ahn von der Mutter. S. Ges. I., V. 6. 7. Garudas war der mütterliche Oheim der Söhne des Sagaras. Ich habe den Ausdruck Ahn um so eher brauchen zu dürfen geglaubt, da die Indier die Oheime mit zu den Vätern rechnen, denen man kindliche Ehrerbietung schuldig ist.

V. 57, 58. Dreymal zehn Jahrtausende. Jenes umgekehrte Gesetz der Optik, daß die Gegenstände der Vorzeit, je entfernter, zu einer desto größeren Ausdehnung anwachsen, findet bey den Indiern in einem höheren Grade Statt, wie vielleicht bey irgend einem andern Volke. Ihre ungeheuern mythischen Zeitangaben sind bekannt, und das Lebensalter ihrer heroischen Patriarchen steht damit in Verhältniß. Doch scheint darin eine allmähliche Abnahme Statt zu finden: Ramas, ein späterer Abkömmling des Sagaras, regiert nach Vollbringung seiner jugendlichen Thaten nur eilftausend Jahr. S. Ramay. B. I, Sect. 1, Sl. 114.

V. 61. Dvilipas, ⏑ — ⏑, wie im Indischen, Dvilipas.

V. 74. Bhagirathas, ⏑ — ⏑ ⏑, wie im Indischen, Bhagirathas.

V. 78, 79. Zu des Indras himmlischer Welt. Der Himmel des Indras ist insbesondre die Belohnung thätiger Tugenden. Eine höhere Seligkeit wird in der Welt des Vischnus und Brahma der frommen Beschaulichkeit zu Theil.

V. 84. Gokarnas, — — ⏑, im Indischen eben so. Ohne Zweifel in dem Gebirge Himavan, und vermuthlich nahe bey der Quelle des Ganges. Der Name bedeutet Kuh-Ohr.

V. 88. Aß abwelkendes Laub. Die gewöhnliche Nahrung frommer Einsiedler besteht in Wurzeln und Früchten. Ein besonderer Grad der Heiligkeit ist es, sich bloß von welkem Laube zu nähren, um auch kein Pflanzenleben zu verletzen.

V. 102. Ixvakus, — — ◡, Ixvâkus, oder genauer Ikshvâkus, eben so. Vgl. die Anm. z. Ges. 1, V. 37.

V. 110. Dem Dreyzackführer. Der Dreyzack ist dem Sivas ausschließend eigen. Er führt ihn zwar nicht in allen Abbildungen, aber doch sehr häufig.

V. 118. Uma, — ◡, Umà, ◡ —.

V. 133. Der Gott mit geaugeter Stirne. Trinayanas, Dreyäugig, τριόφθαλμος, τριώπης. Das dritte Auge befindet sich mitten auf der Stirne, und zwar in senkrechter Richtung. Meistens ist es an den Bildern des Sivas nur leicht angedeutet, so daß es keine Entstellung verursacht, wie etwa das gemahlte Zeichen, das die besondern Anhänger dieses Gottes tragen.

V. 134. Sankaras, — ◡ ◡, Sankaras, eben so. Ein Name des Sivas.

V. 135. Im Geflecht langlockiges Haares. Dieser Kopfputz des Sivas, langes fest um die Scheitel und darüber hinaus zusammen gewundenes Haar, heißt Jatâ, und ist die eigenthümliche Tracht der Büßer. Der Name ist von den vielfaserigen Wurzeln der Pflanzen übertragen.

V. 140. Irrte die Göttin umher. Häufig sieht man an den Bildern des Sivas, in Anspielung auf diese Dichtung, oben aus seinen Haarflechten den Kopf der Ganga, verhältnißmäßig sehr klein, hervorragen.

V. 142. In Vindu's See. Ueber diesen mythischen See finde ich keine Nachweisung.

V. 144. Hladini, — ◡ ◡, Hlâdinî, — ◡ —, Pavani, — ◡ ◡, Pâvanî, — ◡ —; Nalini, — ◡ ◡, Nalinî, ◡ ◡ —.

V. 146. Sita, — ◡, Sitâ, — —; Suchaxus, ◡ — ◡, Suchaxus oder genauer Suchakshus, eben so; Sindhus, — ◡ wie im Indischen.

V. 143 — 147. Es wäre wichtig für die mythische Geographie der Indier, wenn man die sechs Flüsse, die mit dem Ganges demselben See entströmen sollen, zuverläßig bestimmen

könnte. Vermuthlich findet sich doch etwas in den Commentatoren, aber die Englischen Herausgeber lassen uns, nach ihrer Gewohnheit, hier durchaus im Stiche. Sie begnügen sich damit, die Namen zu deuten, was freylich sehr leicht war. Diese Namen sind ganz allgemein, und führen auf keine weitere Spur: Hlâdinî, die Erfreuende; Pâvanî, die Reinigende; Nalinî, die Lotosreiche; Suchaxus, die Schönäugige; Sitâ, die Weiße. In obiger Ordnung folgen sie im Original auf einander. Ich weiß nicht, wie die Herausgeber sagen können, der sechste Strom, Sindhus, sey wahrscheinlich unser Indus. Nichts kann gewisser seyn. Dieß ist ja der eigne Name des Flusses, den er bis auf den heutigen Tag wie vor Alters führt. Zum Ueberfluß ist noch dazu gesetzt mahânadì, der große Strom. Das scheint mir ausgemacht, daß bey den fünf übrigen Namen durchaus nicht an Flüsse der diesseitigen Halbinsel Indiens zu denken ist. Wären diese gemeynt, so würden sie wie der Ganges und Sindhus mit ihren geschichtlichen Namen bezeichnet seyn. Die auf dem Himavan entspringenden gehören zum Flußgebiete der beyden Hauptflüsse, und denen, die ihre Quelle auf dem Vindhya oder dem westlichen Küstengebirge haben, konnte der Dichter keine gemeinschaftliche Quelle mit dem Ganges zuschreiben. Auch sind diese Ströme nicht bedeutend genug, um als Weltflüsse mit dem Ganges in gleichen Rang gesetzt zu werden. Endlich lehnt sich die Ordnung dagegen auf, worin die Flüsse aufgeführt sind: erstlich die östlichen, dann die westlichen, unter diesen der Sindhus zuletzt, nach ihm wird sogleich der Ganges genannt. Wie mich dünkt, müssen wir uns von der Quelle des Ganges links im Kreise herum wenden, um mit einiger Wahrscheinlichkeit die fünf großen Flüsse auszumitteln, die im Horizont der Indischen Erdkunde liegen mochten. Da nur die beyden Richtungen nach Ost und West genannt sind, nicht die nach Norden und Süden, so müssen jene mit einer gewissen Breite verstanden werden, wie denn auch der Sindhus wirklich nach Südwesten fließt. In der angegebenen Ordnung stellt sich nun zuerst der Brahmaputtra dar, der auf demselben Gebirge mit dem Ganges, nur an dem entgegengesetzten Abhange entspringt. Allein ich

bezweifle, daß dem Brahmaputtra hier eine Stelle eingeräumt werden könne. Da er an seinem Ausfluß mit dem Delta des Ganges zusammen trifft, wird er unstreitig mit zu dessen Flußgebiete gerechnet. Auch wäre wohl schwerlich sein Indisch-mythologischer Name (Sohn des Brahma) verschwiegen, am wenigsten mit einem weiblichen vertauscht worden. Demnächst kommen die beyden Hauptflüsse der jenseitigen Halbinsel an die Reihe, der Iravaddi, und der Fluß von Camboja, oder der von Siam, wie sich nun, nach Aufklärung der noch bestehenden geographischen Ungewißheiten (S. *Malte-Brun* Géographie universelle T. IV, p. 170) der Vorrang zwischen den beyden letzten entscheiden mag. Hierauf folgt der große Fluß von China, der Yantse-Kiang, oder blaue Fluß. Damit wäre die Zahl der östlichen Flüsse erschöpft, wenn wir in der jenseitigen Halbinsel zwey mitrechnen wollen; wenn nur Einem eine Stelle eingeräumt wird, so käme noch der zweyte Chinesische Fluß, der Ho-ang-ho an die Reihe. Unter den beyden westlichen Flüssen außer dem Sindhus lassen sich schwerlich andre verstehen, als der Jaxartes und Oxus der Alten.

Wem fallen nicht bey diesen sieben Geschwisterströmen die vier vielgedeuteten Flüsse des Paradieses ein? Der mythischen Ansicht, Flüssen, die in verschiedenen Richtungen in verschiedene Meere ausströmen, eine gemeinschaftliche Quelle anzuweisen, liegt doch eine gewisse Naturwahrheit zum Grunde. Die Quellen sind oft sehr nahe bey einander, nur an verschiedenen Abhängen eines Gebirges oder einer hohen Bergfläche. In demselben Sinne könnte man den Rhein, die Rhone, und die Donau (wenn man den Inn als den Hauptfluß betrachtet) aus Einer Quelle ableiten. Die Quelle des Ganges hat vielleicht nie ein Sterblicher gesehen, da sie hinter ungeheuern Massen von Schnee versteckt liegt. Daß sie aber auf unsern bisherigen Landcharten in eine viel zu weite Entfernung gerückt wird, ist nach den neuesten Beobachtungen ausgemacht. S. As. Res. T. XI, p. 429 — 563 und Hamilton E. I. Gaz. in dem Artikel GANGES. Der See Vindus deutet vielleicht auf eine Ueberlieferung, daß in dem hohen Gebirgskessel von Tibet vor Zeiten ein großer See gewesen. Hoffentlich haben wir noch manche Aufschlüsse über die mythisch-geogra-

phischen Weltansichten der Indier aus ihren alten Schriften zu erwarten: bis dahin versparen wir alles übrige, denn auf die Wilfordschen Ergebnisse läßt sich durchaus nicht fußen.

V. 149. Bestieg sein strahlend Geschirr jetzt. Es ist sehr schön, daß der fromme Büßer nun plötzlich in seiner ursprünglichen Heldengestalt auftritt. Vorbereitet war es. Vgl. V. 105. Hier kommt auch die prophetische Bedeutung des Namens zum Vorschein. Bhagîrathas heißt der glückliche Wagenlenker, εὐάρματος.

V. 155. Genien. Hier sind im Original zwey Ordnungen von Wesen genannt, Yaksha's und Siddha's, die ich oft erwähnt, aber noch nirgends nach ihren Attributen, Kräften, Beschäftigungen anschaulich geschildert finde. Doch über die ersten enthält der Meghaduta vieles, da in diesem Gedicht ein Wesen dieser Ordnung die redende Person ist. Auch S. W. Jones hat, wie ich glaube, einen von diesen Namen, oder beyde, durch *benevolent genii* übersetzt. S. Inst. of Menu. Chap. I, §. 37.

V. 157. Hoch auf Wagen, wie Städte gethürmt. Dieses ist von den Sitten des Götterdienstes entlehnt. Bey vielen Tempeln befinden sich ungeheuer große, hohe und vielrädrige Wagen. Diese, schon an sich prächtig, werden bey Festen mit Flaggen und Kränzen bunt verziert, das verehrte Bild wird darauf gestellt, Hunderte von Menschen ziehen den Wagen in Procession umher, viele Tausende begleiten ihn jubelnd.

V. 157. Elephanten und Rossen. Den meisten oberen Gottheiten sind besondere Thiere zugeeignet, auf welchem sie sitzend vorgestellt werden: dem Vishnus der Adler Garudas, dem Sivas der Stier, seiner Gemahlin Durga der Tiger, dem Ganesas sogar eine Ratte, u. s. w. Hier aber ist die Schilderung mehr im allgemeinen nach der Weise entworfen, wie die Großen der Erde zu reisen pflegen, auf Elephanten, zu Pferde, oder im Palankin. Nur dem Indras wird ausdrücklich ein Elephant beygelegt; Suryas, der Sonnengott, fährt auf einem Wagen gezogen von sieben Rossen, oder von einem Rosse mit sieben Häuptern. Ich erinnere mich nicht, daß irgend eine Gottheit zu Pferde reitend vorkäme.

V. 165. Weißwolkige Schaaren der Schwäne. In der Urschrift Gänse, ein Vogel, der in der Indischen Poesie einen edlen Namen führt, und für klug und anmuthig gilt. Ob die Gänse in dem dortigen Klima wirklich anders beschaffen sind, oder ob nur die Einbildungskraft der Dichter, in Bezug auf dieses Thier, eine andre Wendung genommen hat als die unsrige, lasse ich dahin gestellt seyn. Die Gänse sind Anwohner des Ganges, (Ramay. B. 1. Sect. 30, Sl. 30) und mögen als Zugvögel in so großen Schaaren ausziehn, daß sie weiße Wolken am Himmel zu bilden scheinen. Dieses geschieht in der Schwüle, d. h. in der Jahrszeit, welche unmittelbar auf die Regenmonate folgt.

V. 172. Der irdischen Fluren Bewohner. Nicht als ob dieß ihr gewöhnlicher Wohnsitz wäre, sondern hier sind solche Gandharven und himmlische Weisen zu verstehen, welche für irgend ein Vergehen auf eine Zeitlang zur Erde verbannt sind. Der Meghaduta ist ein Klagelied eines auf solche Weise verbannten Yakshas.

V. 183. Roßhäupter. Im Indischen Kinnara, zuweilen Kimpurusha. Beydes bedeutet etwas von einem Menschen, nämlich weil sie die menschliche Gestalt nicht vollständig haben. Doch heißen sie auch bestimmt Turangavadana, Pferdegesichter. Sie gehören zum Gefolge des Gottes der Reichthümer, Kuveras. Eine Abbildung habe ich noch nicht angetroffen.

V. 184. Die buhlenden Nymphen. Die Apsarassen, die Tänzerinnen des Himmels, in ihren Sitten den irdischen Tänzerinnen, den bekannten Bayaderen ähnlich. Ihrer sind sechs hundert Millionen, aber die vornehmsten unter ihnen, Urvasi, Rambha, u. s. w., werden von den Indischen Dichtern als Urbilder der Schönheit und Anmuth aufgeführt, wie die Chariten bey den Griechen.

V. 210. Sâgaras, — ◡◡, ist ein üblicher Name des Meeres, der hier patronymisch von Sagaras, ◡◡◡, abgeleitet wird. In der vorhergehenden Erzählung graben die Sagariden offenbar unterirdische Gänge aus; das Meer wird schon vorausgesetzt: wie könnte sonst die Erde die Wellenumkränzte genannt

werden? In andern Erwähnungen der Geschichte wird aber ausdrücklich gesagt, daß die Sagariden das Bett des Oceans ausgegraben, und daß die Ganga dieses erst ausgefüllt. Ramay. B. 1, Sect. 5, Sl. 3, und Sect. 36, Sl. 2. Hierin liegt freylich ein Widerspruch, der jedoch ganz natürlich ist bey einer Dichtung, welche die Erschaffung dessen schildern soll, was man gleichwohl nicht umhin kann, sich als von jeher vorhanden vorzustellen.

V. 214. Bhagirathi, ⏑ — ⏑ ⏑. Im Indischen ist die Quantität der ersten Sylbe verändert: Bhâgîrathi, — — ⏑ ⏑, wie gewöhnlich bey den patronymischen Ableitungen.

V. 214. Drey Welten bekannt. Die drey Welten werden unaufhörlich erwähnt: was sich zuerst darbietet, Erde, Himmel und Hölle, wird hier durch das folgende (V. 217) bestätigt. Zuweilen dürfte aber doch die Eintheilung anders gemeynt seyn. Vischnus, verkörpert als Zwerg, plötzlich ins unermeßliche angewachsen, durchmißt mit drey Schritten, mit dem ersten die Erde, mit dem zweyten das Firmament, mit dem dritten den Himmel, und stellt dadurch diese drey Welten wieder unter die Herrschaft des Indras. Ramay. B. 1, Chap. 27, Sl. 24 — 26. Den Gottheiten der Winde werden drey Welten zum Durchstreifen angewiesen: die Welt des Brahma, die des Indras, und endlich die Regionen des Horizonts. Ramay. B. 1, Chap. 37, Sl. 28 und 33. Die drey Welten können auch einen philosophischen Sinn haben. S. Fr. Schlegel über die Sprache und Weish. d. I. S[illegible]4.

V. 215. Dreypfadige, Tripathagâ. Es tritt hier der merkwürdige und seltne Fall ein, daß in einem dreyfach zusammengesetzten Indischen Worte alle drey Bestandtheile sich als Deutsch wieder erkennen lassen. Tri, drey, (Gothisch: THRI), patha, der Pfad (Fränkisch: pad, Angelsächsisch: path), und gâ, von der Wurzel gam, gehen. (Altdeutsch gan, woher das Präteritum gie; ging, gegangen, der Gang, sind von dem alten Fränkischen Infinitiv gangan abzuleiten, schon beym Ulfilas GAGGAN; und dieser Infinitiv scheint aus Verdoppelung der Stammsylbe entstanden zu seyn.)

V. 218. Ganga benannt von dem Gange zur Erde. Das Wortspiel des Originals ließ sich im Deutschen

einigermaßen wiedergeben, doch hat es im Indischen eine doppelte Beziehung. Sect. 35, Sl. 53:

Gangêti (Gangâ-iti) gamanâd bhûmêh khyâtâ „Ganga, so heißt sie von dem Gange auf der Erde;" und Sl. 55:

Dvitiyan châpi Gangêti gân-gatâyâh, „ihr zweyter Name ist ferner Ganga, als der zur Erde gegangenen." Gâm ist der Accusativ von gô, die Kuh. Doch wird im Amara-Kosha, wo sonst die vieldeutigen Wörter mit Fleiß gesammelt sind, nicht angemerkt, daß gô auch die Erde bedeute. Man könnte daher glauben, der Dichter habe, um das Wortspiel herauszubringen, dem Sinne des Wortes Gewalt angethan. Aber man findet gâm auch sonst, wiewohl selten, für die Erde gebraucht. S. Ramay. B. I, Sect. 40, Sl. 19. Freylich ist es mir noch in keiner andern Biegung vorgekommen als eben in diesem Accusativ, gâm, der so genau mit dem Dorischen γᾶν übereinstimmt. Daß der Name der Kuh als des allgemeinen Sinnbildes der Fruchtbarkeit, auch auf die Erde angewendet wird, darf uns nicht befremden. An den bekannten Wasserfall des Ganges, gômukha, das Kuhmaul, so genannt, weil man in den Felsen, zwischen welchen der Strom hervorstürzt, diese Gestalt zu sehen geglaubt, ist hier zuverläßig nicht zu denken.

III.

Ausgaben Indischer Bücher.

London, Paris und Straßburg bey Treuttel und Würtz: *Nalus*, carmen sanscritum e Mahàbhàrato: edidit, latine vertit, et adnotationibus illustravit *Franciscus Bopp*. 1819. 8. pag. XIII et 216.

Dieß ist das zweyte Buch in Alt-Indischer Sprache, welches bis jetzt in Europa gedruckt worden. Die Typen von Wilkins sind zum ersten Male in seiner Grammatik des Sanscrit im Jahr 1808 zum Vorschein gekommen. Seitdem wurden sie verschiedentlich bey Elementarbüchern benutzt, z. B. in Shakespear's Wörterbuche der Indostanischen Sprache, wo die Stammwörter aus dem Sanscrit beygefügt sind. Der Hitopadesa ist im Jahr 1810 zu London erschienen, und dabey hatte es seit zehn Jahren sein Bewenden gehabt, vermuthlich weil dieses Buch zu einem nothdürftigen Unterricht in der Sprache für die Schüler in Hertford hinreichend schien. Die Druckereyen zu Serampore und Calcutta haben zwar, seit den ersten vor fünfzehn Jahren erschienenen Versuchen in Devanagari-Schrift, sich sehr vervollkommt, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Bänden geliefert. Allein die dortigen Ausgaben sind sehr unbequem zum Gebrauch: ich habe ihre

Mängel in der Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Indischen Philologie (S. 18 u. f.) ausführlich gerügt. Hr. Bopp hat dagegen bey der Herausgabe eines Stückes Alt-Indischer Poesie die Pflichten eines kritischen Auslegers erfüllt, und großentheils den Foderungen Genüge geleistet, welche ich in dem oben erwähnten Aufsatze darlegte, und denen bisher nur etwa der Amara-Kosha von Colebrooke entsprach. Wie Hr. Bopp in der Vorrede sagt, hat ihm Wilkins seine Typen aus Gefälligkeit zu diesem Gebrauche hergeliehen, er selbst aber hat, sehr verdienstlich, den Druck auf seine Kosten unternommen.

Das Gedicht vom Nalas ist eine Episode aus dem Mahabharata, aber darum keinesweges ein Bruchstück: es bildet ein Ganzes, wenigstens in künstlerischer Hinsicht. Die Geschichte wird dort als ein Beyspiel erzählt: aber mit solcher Ausführlichkeit, und auf eine die Theilnahme so lebhaft erregende Weise, daß das Mittel zum Zwecke wird, und daß man dabey die Veranlassung wohl ganz aus den Augen verlieren muß. Ich verspare es auf eine andre Zeit, das Gedicht nach seinem Gehalt und Geiste zu betrachten, die Sitten, die es uns kennen lehrt, die geographischen Bestimmungen des Schauplatzes, und manche andere Punkte zu erörtern. Hier will ich nur so viel sagen, daß nach meinem Gefühl dieses Gedicht an Pathos und Ethos, an hinreißender Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen, schwerlich übertroffen werden kann. Es ist ganz dazu gemacht, alt und jung anzusprechen, vornehm und gering, die Kenner der Kunst, und die, welche sich bloß ihrem natürlichen Sinne überlassen. Auch ist das Mährchen in Indien unendlich volksmäßig, und verschiedentlich in neueren Formen und Mundarten behandelt worden. Dort ist die heldenmüthige

Treue und Ergebenheit der Damayanti eben so berühmt, als die der Penelope unter uns; und in Europa, dem Sammelplatz der Erzeugnisse aller Welttheile und Zeitalter, verdient sie es ebenfalls zu werden.

Die getroffene Wahl ist also in jeder Hinsicht ungemein glücklich, und wir können Hrn. Bopp nicht genug für diese schöne Mittheilung danken. *) Wir haben nunmehr ein zweckmäßiges und leicht anzuschaffendes Buch für den ersten Unterricht. Denn die epische Poesie ist ohne Vergleich die leichteste Gattung in der Indischen Litteratur; von da mag man nachher zu den Sprüchen des Hitopadesa übergehen.

Der Herausgeber hat nicht weniger als sechs Handschriften verglichen: eine Parisische, woraus er seine Abschrift genommen; die übrigen fand er in London, in der Bibliothek der Ostindischen Handelsgesellschaft, im Besitz der Herren Colebrooke und Alex. Hamilton, und in dem Nachlaß des W. Jones. Hiedurch hat er sich nicht nur der genauesten Richtigkeit des Textes versichert, sondern es ist auch aus dieser Untersuchung ein sehr wichtiges und erfreuliches Ergebniß hervorgegangen: daß nämlich die Handschriften in bewunderungswürdigem Grade mit einander übereinstimmen. Man konnte nach einigen Beyspielen das Gegentheil vermuthen; und durch bedeutende Abweichungen, welche die Willkühr der Abschreiber verrathen, würde die Aechtheit der alten schriftlichen Denkmale ganz verdächtig geworden seyn. Mein Bruder hat bey Uebersetzung einiger Stellen aus dem Eingange des Ramayana, nach der Parisischen Handschrift, hier und da einen ganz andern Text vor Augen gehabt als den, welchen die gedruckte Ausgabe lie-

*) Es ist ein Irrthum, wenn der Recensent in den Götting. gel. Anzeigen (1820 d. 1. Januar) eine frühere Ausgabe, oder gar Uebersetzung voraussetzt. Das herausgegebene Stück ist im strengsten Sinne ein ineditum.

fert. Aber der Schluß gilt nicht auf das Ganze. In diesem Eingange ist vieles ausgemacht ein späterer Zusatz: namentlich die dreyfache Angabe des Inhalts, wo bey der letzten sogar die Anzahl der Abschnitte und der Distichen in jedem Buche bemerkt ist. Dieß giebt sich sogleich kund als eine Vorsicht der Diaskeuasten gegen etwanige Interpolationen.

Die Uebersetzung der Hitopadesa von Wilkins ferner ist der Londoner Ausgabe des Originals auffallend unähnlich. An sehr vielen Stellen sind freylich Misverständnisse des Uebersetzers daran Schuld; aber häufig ist er auch, sowohl in dem prosaischen erzählenden Theil als bey den Sprüchen, offenbar andern Lesearten gefolgt. Indessen der Hitopadesa ist zwar beträchtlich alt, wie aus Silvestre de Sacy's Untersuchungen hervorgeht, jedoch keines von den hochverehrten Büchern, sondern nach des Verfassers eigner Aeußerung zu dem bescheidenen Zwecke bestimmt, Knaben daran den ersten litterarischen und moralischen Unterricht zu geben. Dann mußte die Form der Zusammensetzung gewissermaßen zu Interpolationen einladen. Denn der Fehler des sinnreichen Werkes ist eben, daß die Sprüche nicht immer genau auf die Lage passen, bey welcher sie angebracht werden, sondern oft nur lose zusammenhängen, ja zuweilen mit Gewalt auf Veranlassung eines einzigen Wortes herbeygezogen sind. Da konnte also ein belesener Kritiker leicht auf den Einfall kommen, sie hier und da anders zu ordnen, oder aus seinem eignen Vorrath neue hinzuzufügen.

Man darf nicht hoffen, in Indien sehr alte Handschriften zu finden, weil ihr gewöhnliches Material, Palmblätter oder Baumwollenpapier, in dem dortigen Klima den Angriffen der Insecten nicht auf die Dauer widersteht. Ein-

mal nach Europa geschafft, und wohl verwahrt, können sie Jahrhunderte lang dauern. Auch deswegen ist es äußerst wünschenswerth, daß die vorhandenen Vorräthe vermehrt werden mögen. In Ermangelung des Alters, wonach bey der Europäischen Kritik immer zuerst gefragt wird, kann die Herkunft aus verschiedenen Landschaften eine ähnliche Gewähr leisten. Bey dem großen Umfange Indiens und den seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden, bestehenden politischen Trennungen ist die Uebereinstimmung unter Handschriften aus den entlegensten Gegenden gewiß ein starker Beweis für die treue Aufbewahrung des alten Textes. Die Herausgeber des Ramayana erwähnen einmal, (T. I. p. 212) daß eine Stelle sich bloß in den Abschriften aus dem nordöstlichen Indien, nicht in denen der südlichen und westlichen Landschaften finde. Allein dieß scheint eine seltne Ausnahme zu seyn.

Hr. Bopp bemerkte eine genaue Uebereinstimmung unter den Handschriften, welche die aus dem Mahabharata ausgehobene Episode allein, mit den Erklärungen des Nilakanthas liefern; dagegen Abweichungen von den oft besseren Lesearten der vollständigen Abschriften des Gedichtes. Man sieht also, der Ausleger nahm zugleich eine Recension des Textes vor, und war dabey nicht immer glücklich.

Wenn man sich nun in den Besitz eines richtigen Textes gesetzt hat, so kommt es darauf an, ihn unentstellt durch den Druck ans Licht zu fördern; und dieß ist von nicht geringen Schwierigkeiten begleitet, da man mit Setzern zu thun hat, die nichts von der Sprache verstehen, und durch die Menge der Schriftzeichen verwirrt werden müssen. In der Grammatik von Wilkins nimmt das Druckfehler-Verzeichniß sechs Quartseiten ein, und ist dennoch keinesweges vollständig. Sogar die von einheimischen Gelehrten

in Calcutta besorgten Ausgaben sind voll von Druckfehlern. Die Correctheit des vorliegenden Abdrucks hingegen ist musterhaft, ja ich möchte sagen, beyspiellos: die Kenner der Sprachkunde werden eingestehen, daß dazu nicht bloß die beharrlichste Aufmerksamkeit, sondern eine große Festigkeit in den Grundsätzen der Grammatik erfoderlich ist. Der Herausgeber hat in einem Stück von beynahe zweytausend Versen nur sechs Druckfehler angezeigt, und ich finde wenige nachzuholen. Pag. 10, lin. 5. *Bhômô* lies Bhîmo. P. 26. l. 17. *nivisêshâkritîn* l. nirvisêshâkritîn. P. 62. l. 3. *tatatah* l. tatah. V. 72. l. 13. *varâhârksha* l. varâharksha. P. 120. l. 15. *taspa* l. tasya. P. 62. l. 13. 14. scheinen die beyden Verse des Slok. 24 aus ihrer Ordnung gerückt zu seyn.

Der lateinische Theil des Buches ist freylich sehr fehlerhaft gedruckt, aber dieß ist von geringerem Belang, und ich finde nicht nöthig, mich dabey aufzuhalten.

In dem oben erwähnten Aufsatze habe ich aus einander gesetzt, (S. 19) welche unnütze Schwierigkeit die Gewohnheit der Indischen Schreiber verursacht, die Wörter nicht durch Zwischenräume zu trennen. Dieß hat keinen andern Zweck als die Ersparung des Raumes, und der Mühe die Vocale als Initial-Buchstaben in ihrer vollständigen Gestalt zu bilden. Hr. B. hat also mit Recht seine Aufmerksamkeit auf die Sonderung der Wörter gewandt, und legt seine Grundsätze darüber in der Vorrede dar. „Ad faciliorem textus intelligentiam, verbis, quae in codicibus omnia in unum scripta, separandis, quantum fieri potuit, operam dedimus. Ubi verbum terminatur vocali, sequensque a consonante incipit, ambo separavimus; ubi consonans finalis initialem verbi sequentis praecedit vocalem, secundum generalem scribendi morem ambo coalescunt verba. Quodsi consonante terminatur verbum, sequensque incipit, nisi alterius

aut ambarum consonantium mutationem euphoniae requirunt regulae, verba separari possunt, et nos semper separavimus." Ich glaube, man könnte noch etwas weiter gehen. Freylich müssen nicht bloß die grammatisch zusammengesetzten, sondern auch die euphonisch verknüpften Wörter in eins geschrieben werden. Allein das letzte findet doch eigentlich nur dann Statt, wenn die schließenden und anfangenden Vocale in einen langen Vocal oder einen Diphthongen verschmelzen, und wenn überhaupt die Buchstaben durch die Berührung des nächstfolgenden oder vorhergehenden eine Veränderung erleiden. Wo dieß nicht der Fall ist, dürfen wir unbedenklich trennen. Auf die von Colebrooke und Carey eingeführten Punkte unter der Linie, um den Anfang und Schluß der verknüpften Wörter anzudeuten, ist die Schrift von Wilkins nicht eingerichtet; bey einer neu anzulegenden Druckerey würde ich sie dringend empfehlen.

Hr. B. hat dem Texte eine wörtliche Lateinische Uebersetzung gegenüber gestellt, und am Schlusse kurze Anmerkungen beygefügt. Wörtliche Uebersetzungen sind bey dem jetzigen unvollkommnen Zustande der Indischen Philologie ein unentbehrliches Erleichterungsmittel; sie dürften aber auch in der Folge die kürzeste und bequemste Form eines fortgehenden Commentars bleiben. Die Lateinische Sprache ist hiezu zweckmäßiger als irgend eine andre: theils in äusserer Beziehung, weil die Indischen Bücher für Gelehrte verschiedener Länder herausgegeben werden; noch mehr aber im Wesentlichen, wegen der Freyheit ihrer Wortstellung, und wegen mancher Verwandtschaften in ihrem grammatischen Bau mit der Indischen. Was Hr. B. hierin geleistet, muß, als erster Versuch eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen, billig mit Nachsicht beurtheilt werden. Indessen bleibt dieß doch die Seite seiner Arbeit, bey welcher ich

Hr. B. übersetzt das anmuthige Beywort smitapûrvâbhibâshinî, als ob es eine gegenwärtige Handlung ausdrückte; es bezeichnet aber eine beständige Eigenschaft: die vor dem Anreden lächelnde.

IV. Sl. 9. Die Benennung des Feuers und des Feuergottes Hutâsa, der Opferverzehrende, hat Hr. B. beybehalten. Vielleicht könnte man sie durch *Turivorus* ausdrücken, da tus ursprünglich alles bedeutet zu haben scheint, was auf den Altären verbrannt wird. V. Sl. 6.

Ibi pinguia videbantur (cernebantur) *brachia clavis similia,*
Formosa, perdelicata, quinque capitibus veluti serpentes.

Da von heroischen Königen die Rede ist, so geben *brachia pinguia, perdelicata* eine unpassende Vorstellung; pînâ vâhavah — suslakshnâh, würde wohl besser ausgedrückt durch lacerti torosi, teretes. Das letzte Beywort könnte immer noch im Widerspruch mit dem ersten zu stehen scheinen; aber man gebe auf die Anordnung Acht, so wird man finden, daß der Dichter eben die auserlesenste Form eines schönen männlichen Armes geschildert hat: der Oberarm, von fleischigen Muskeln geschwellt, ist einer Keule ähnlich; der Vorderarm geht fein aus, und die schlanken beweglichen Finger werden einer fünfköpfigen Schlange verglichen. Es ist bekannt, daß die Indier sich durch zierliche Bildung der Hände und Füße auszeichnen.

Vier Götter stellen sich ein bey der feyerlichen Versammlung, wo Damayanti einen Gatten wählen soll; mit ihnen kommt Nalas, den sie gezwungen haben, um die Schöne in ihrem Namen zu werben, wiewohl er selbst eine Neigung für sie hegt. Da alle als Sterbliche erscheinen, so fürchtet Damayanti, entschlossen dem Nalas vor den Göttern den Vorzug zu geben, sie werde ihn nicht herausfinden. Sie fleht also die Götter an, sich in ihrer wah-

ren Gestalt zu offenbaren: nun berühren ihre verklärten Körper die Erde nicht mehr, Nalas aber steht unter ihnen, wie er von der Reise kam, mit welkem Kranz, bestäubt, schweißbedeckt, und wirft allein einen Schatten. V, Sl. 26. Das Beywort des Nalas châyâdvitîyo übersetzt Hr. B. sehr undeutlich: *umbrâ-sine-secundo*, als wären die Bestandtheile chhâyâ, der Schatten, und advitîya, gebildet aus dem verneinenden a und dvitîya, der zweite. Allein da chhâyâ auch in der Zusammenfügung sein schließendes langes â behält, so kann das Wort zusammengesetzt seyn, und ist ohne Zweifel zusammengesetzt aus chhayâ — dvitiya, *umbra geminatus*. Auch *rigidis oculis* giebt einen zu harten Begriff für stabdhalôchana; es ist *ἀσκαρδαμυκτοι*, inconniventes. Sl. 32. *hoc* (*nosce*), *tuo sermoni deditum*. Das eingeklammerte Wort soll die Ellipse ergänzen, welche Hr. B. annimmt, weil er êtat von tê trennt. Allein die beyden Fürwörter bilden eine Zusammensetzung, wobey das erste in der absoluten Form bleibt; êtattê vachanê ratam heißt: durch **diese deine** Rede erfreut.

Die Stelle, wo die Götter, die es sich gefallen lassen, daß Nalas ihnen vorgezogen worden, dem Brautpaare ihre Gaben verleihen, V, Sl. 36 — 39, ist nicht ohne Schwierigkeit, und es haben sich dabey einige Misverständnisse eingeschlichen. Jeder der Götter gewährt zwey Gaben, die sich auf sein eignes Wesen beziehen; dann machen alle noch ein gemeinschaftliches Geschenk. Indras zuerst:

Pratyakshadarsanam yajnê gatim chânuttamâm subâm
Naishâdâya dadau sakrah —

Visibilis visum in sacrificio, gressumque excellentissimum faustum
Naishado dedit Sacrus, —

Dieß giebt gar keinen klaren Sinn. Indras ist der Gott

des Firmaments, der alles sichtbare überschaut, der Tausendäugige; zugleich werden in den mythologischen Ueberlieferungen seine Opfer gepriesen: er heißt Satakratu, der hundert Opfer verrichtet hat. Yajnê gehört ausgemacht zu dem folgenden, und demnach übersetze ich:

Aciem oculorum, et in litando successum eximium, faustum,
Naishado dedit Sacrus, etc.

Zunächst Agnis, der Gott des Feuers:

Agnir âtmabavam prâdâd yatra vânchhati naishadah
Lôkân âtmaprabhânschaiva dadau tasmai hutâsanah.
Agnis sui existentiam dedit, ubi optat Naishadus,
Mundos per se nitidosque etiam dedit ei Hutasanus.

Wie kann der Gott des Feuers dem Nalas glänzende Welten schenken, die ihm selbst nicht gehören, und die jener, als ein sterblicher König, nicht zu regieren vermöchte? Lôka, die Welt, bedeutet häufig die Leute, gerade wie das Französische monde. Der Gott verleiht ihm feurige Krieger. Meines Erachtens sollte es also heißen:

Ignis *suam ei vim impertiit, ubicunque optaret Naishadus,*
Catervasque ipsius luce splendentes quoque dedit ei Turivorus.

Warum der Gott der Unterwelt ihm den Geschmack der Speisen gewährt, lasse ich hier unerörtert, aber der Sinn seiner zweyten Gabe: dharmê cha paramân sthitim, scheint mir durch Hr. B's Uebersetzung: *in virtuteque eximium statum*, nicht ganz ausgedrückt zu seyn. Die Bedeutungen des wichtigen Wortes dharma werden durch den Umfang des Lateinischen *religio* nicht erschöpft: es heißt zuvörderst Gesetz; dann Beobachtung des Gesetzes, Gerechtigkeit; endlich weil alles Gesetz heiligen und göttlichen Ursprungs ist, Frömmigkeit, Religion. Da Yamas die strafende Gerechtigkeit verwaltet, so ist der Sinn hier nicht zweifelhaft: *et in iustitia summam perseverantiam.* Nun der Gott der Gewässer:

Apâm patir apâm bâvam yatra vânchhati Naishadah
Srajas chôttamagandhâdyâh sarvê cha mithunan daduh.

Aquarum dominus aquarum existentiam, ubi optat Naishadus;
Sertaque, quorum excellentissimus-odor-prima (virtus), *cuncti etiam par* (eorum) *dederunt.*

Der erste Vers ist ganz richtig übersetzt, aber durch die Interpunction wird dem Gotte nur Eine Gabe gelassen, da alle die übrigen zwey verleihen. Auch ist es klar: die frischen Kränze gehören dem Gotte der Gewässer insbesondre. Das Wort âdi, oder âdya, *primus*, hängen die Indier überall an, um anzudeuten, daß das Erste einer gewissen Classe genannt ist, und alles übrige mit verstanden werden muß. Z. B. sinhâdi, *leo primus*, heißt: der Löwe und die übrigen Thiere des Waldes. Oft kann man es durch et cetera übersetzen. Hr. B. hat es bloß auf das Beywort bezogen, dem es angehängt ist; meiner Meynung nach bezieht es sich aber auf Beywort und Hauptwort zusammen, und deutet alles an, was sonst noch außer wohlriechenden Kränzen zur Erfrischung des Körpers in dem heißen Himmelstriche gehört, als zerriebenes und angefeuchtetes Sandelholz u. s. w. Nun aber das letzte Hemistich: *cuncti etiam par eorum dederunt.* Wie ist dieß zu verstehen? ein Paar von Kränzen? Unmöglich: mithunam wird durchaus nur von einem Paar lebendiger Geschöpfe, einem männlichen und einem weiblichen, gebraucht. Die Götter insgesamt schenken dem Nalas ein Paar von Kindern, einen Sohn und eine Tochter; diese bekömmt er auch wirklich aus seiner Ehe, und dasselbe Wort wird nachher von ihnen gebraucht. (Vgl. VIII, Sl. 22.) Nach allem obigen wird die Uebersetzung dieses Distichons folgendergestalt lauten:

Aquarum dominus aquarum abundantiam, ubicunque optaret Naishadus,

Corallasque suaveolentes et cetera eiusmodi; universi autem par liberorum dederunt;

V, Sl. 46. Das Beywort der Opfer âptadakshina, bedeutet wohl etwas bestimmteres als *sacrificia recta.* Was Hr. B. über die Bestandtheile des Wortes sagt, ist ganz richtig: âpta, kann zuweilen durch *aptus*, öfter durch *adeptus* übersetzt werden; und dakshina, als Abjectiv, entspricht dem Griechischen δεξιός, dem Lateinischen *dexter.* Aber dakshinâ, SUBST. FEM. heißt die Belohnung der Priester bey einem Opfer. S. Ramay. B. I. Sect. 12, 49. Das an einer andern Stelle unseres Gedichtes (XII, Sl. 45.) vorkommende Beywort der Opfer dakshinâvat kann nur von jenem Femininum abgeleitet werden, und beydes bedeutet Opfer, wobey die Priester reichliche Gaben empfangen.

VII, Sl. 13. Rajnâ dharmârthadarsinah, *regis juris-sensum-cernentis.* In grammatischen Schriften heißt freylich artha der Sinn der Worte; aber neben dharma bedeutet es ohne Zweifel die zweyte von den drey Hauptrichtungen des menschlichen Handelns, auf das Gute, das Nützliche, das Angenehme: dharma, artha, kâma. Dieß ist bey den Indiern eine uralte philosophische Eintheilung. Ich würde also übersetzen: *honestum et utile discernentis.*

XI, Sl. 18, und wiederum XV, Sl. 18, übersetzt Hr. B. svâpada, durch *caninam carnem captantes*, nämlich Chandala's, Menschen von der verworfnen Caste. Er sucht dieß in der Anmerkung vergeblich zu rechtfertigen, giebt aber doch zugleich die richtigere Erklärung gleichsam zweifelnd an. Svâpada heißt hundsfüßig, von svan (mit dem ersten oder palatalen s) der Hund, und pada, der Fuß. S. Carey Grammar, p. 625. Es fragt sich aber weiter, was dieß als Substantiv bedeuten solle? Im Amara-Kosha findet sich das Wort nicht, aber im Trikânda-Sêsha, einem Sach-

Wörterbuch, das eben dazu bestimmt ist, die Lücken in jenem zu ergänzen, wird es erklärt, und zwar nach einem zwiefachen Gebrauche: erst für ein Raubthier überhaupt, und dann für den Tiger insbesondre. Hier passen diese Bedeutungen vollkommen; in andern Fällen dürfte wohl die zweyte Ableitungsweise, welche Hr. B. angiebt, annehmlich seyn: von svan, der Hund, in der Zusammensetzung sva, und dem Zeitwort âpad. Dann hieße es: *ferae, quas canes sectantur*. In dem gedruckten Stück aus dem Markândêya-Purâna wird eine Einsiedeley geschildert:

Prasânta *svâpad*âkirnâm munisishyôpasôbhitam,

Sedem — MANSUETIS FERIS *plenam, ab anachoretae discipulis celebratam;*

wo es nur von dem friedlichen Wilde des Waldes verstanden werden kann.

XI, 32. Pînasrônipayôdharâm, *cum arctis lumbis et mammis*. Ich würde arctis für einen Druckfehler halten, wenn nicht Hr. B. auch XXIV, Sl. 21, vipulasrôni, durch *gracilibus lumbis praedita* übersetzt hätte; beydemal wird im Gegentheil die Fülle gerühmt. Ueber die eigentliche Bedeutung von pîna habe ich schon bey V, Sl. 6. gesprochen: es ist nicht sowohl *pinguis* als *turgidus, plenus*. Srôni würde auch besser durch *femur* gegeben als durch das unedle *lumbus*. Das Beywort tanumadhyâ, *tereti latere*, läßt sich bey der Schilderung derselben weiblichen Schönheit gar wohl mit jenen vereinbaren: ungemeine Schmächtigkeit in den Seiten neben der Fülle des Busens und der Hüften, ist ein hervorstechender Zug in der Gestalt der Indischen Frauen, wie die von Einheimischen verfertigten Costum-Bilder, die Bronzen und andere Bildwerke ausweisen. Man sehe z. B. die vortreffliche, in den Ruinen eines Tempels zu Bangalore gefundene Statue der Göttin Lakshmi, die einmal ausnahms-

weise ziemlich charakteristisch in Kupfer gestochen ist. *Langlès* Monuments de l'Indoustan. T. II, Pl. XXV.

Zu Anfange des zwölften Abschnittes findet sich eine herrliche Schilderung einer großen Waldung, in den Vindhya-Gebirgen, die, wie so manche Gemählde dieser Art in den Indischen Dichtern, auch dem Freunde der Naturgeschichte merkwürdig seyn muß. Hier zeigt sich die Macht der Sprache: die Fülle einer erhabenen wilden Natur ist durch die collectiven Zusammensetzungen nachgeahmt, die oft durch eine ganze Zeile hingehn. Sl. 2.

Sinhadvîparuruvyâghramahisharkshaganair yutam.

Leonum - pardorum - cervorum - tigrium - bubalorum - ursorum - turbis instructam.

Hr. B. übersetzt dvîpa durch *pardus*. Im Am. K. finde ich in dieser Bedeutung nur dvîpin. Doch will ich die andre Form nicht abläugnen; auch das Rhinoceros heißt khanghin, *ensifer*, und dann bloß khanga, eigentlich der Säbel. Sonst bedeutet dvipa eine Insel, und vielleicht ist der Panther bildlich von den Flecken, die man mit Inseln verglich, so genannt worden. Allein ich vermuthe eine falsche Leseart, dvipa statt dvipa mit kurzem i, der Elephant; und zwar aus folgenden Gründen. Dvîpin wird im Am. K. als Synonym vom Tiger aufgeführt; nur wenn genauer unterschieden wird, bemerkt Colebrooke, bezeichne es den Panther. Hier wird aber der Tiger noch besonders erwähnt, und unter seinem Namen müssen wohl die verwandten Gattungen als mitbegriffen gedacht werden. Dann darf auch der Elephant unter den Bewohnern der großen Wälder nicht fehlen, und er findet sich wirklich in andern ähnlichen Aufzählungen. Sl. 39:

Sinhasârdûlamâtangavarâharkshamrigâyutam.

Leonibus - tigribus - elephantis - apris - ursis - cervis - repletam.

Und wiederum Sl. 129:

Kunjaradvîpamahishasârdûlarkshamrigân api.

Elephantos-pardos-bubalos-tigres-ursos-cervos quoque.

Hier möchte ich ebenfalls dvipa lesen, wiewohl Kunjara für sich allein schon den Elephanten bedeutet. Aber der Name hat eine andre Beziehung, und Kunjaradvipa, zusammengesetzt, ließe sich gar wohl durch *dentatos elephantos* übersetzen.

In demselben Abschnitte Sl. 113 hat Hr. B. Krauncha durch Cucùlus übersetzt. Allein der Indische Vogel, welcher mit dem Kukuk verglichen wird, heißt Kôkila. Sein dem Lateinischen so auffallend ähnlicher Name ist wohl auch aus der Nachahmung entstanden; doch ist der einförmige Laut nur dem Weibchen eigen, der Gesang des Männchens soll den der Nachtigall weit übertreffen. Von Colebrooke wird Krauncha durch *curlew* erklärt, nach den Herausgebern des Ramayana ist es eine Art von Reiher. Das letzte scheint nach der Beschreibung in dem eben erwähnten Gedicht richtiger zu seyn. Es ist zu bedauern, daß Colebrooke nicht die wissenschaftlichen Lateinischen Namen der Thiere beygefügt, wie er es bey den Pflanzen gethan. Ich habe eben ein Indisches Bild vor Augen, das badende Tänzerinnen in einem Teiche vorstellt: auf den Bäumen am Ufer sind viele Reiher, wiewohl sehr klein, doch vollkommen kenntlich abgebildet. Auf jeden Fall ist es, wie auch aus der Erwähnung an dieser Stelle hervorgeht, ein am Wasser wohnender Vogel. Der Name Krauncha erinnert an Kranich, eine verwandte Gattung.

XII, 115. Malinâ, *lutulenta*. Der Ausdruck ist wohl etwas zu stark, und *inquinata*, *maculata* wäre genug. Da Damayanti indessen eben in der Wildniß herumirrt, so läßt es sich rechtfertigen. Aber nachher, als sie schon wieder bey ihren Eltern ist, XXIV, Sl. 9, wird malapankinî

zu stark durch luto-coeno-obducta gegeben. *Mala* heißt bloß ein Fleck, *pankin*, schmutzig. Damayanti trauert, so lange sie ihren Gemahl vermißt, d. h. sie enthält sich alles weiblichen Putzes, frisch gewaschener Gewänder u. s. w., ganz nach der Römischen Sitte. *Squalida* würde also recht eigentlich den Begriff ausdrücken. An eben der Stelle könnte jatâ, *implicatis comis*, die Vorstellung von zufällig verwirrten Haaren geben. Jatâ ist das oberhalb des Kopfes fest zusammen gewundene Haar, die Tracht der Büßer und Traurenden.

XIII, Sl. 6. *At mediae noctis tempore, tacito, silente.* Dieß wäre eine Wiederholung: nihsabdastimitê, heißt *silente, humido.* XIII, 49. *Eam in palatium profecta vidit regis mater.* Schwerlich konnte die Königin-Mutter die auf den Straßen umherirrende Damayanti sehen, wenn sie in den Palast ging. Und wo wäre sie denn zuvor gewesen? Prâsâda heißt zwar überhaupt ein königlicher Palast, hier aber bedeutet es die obere Plateforme, das flache mit einem Geländer umgebene Dach, den Söller; was im Eingange des Hitopadesa prâsâdaprishtha, der Rücken des Palastes, genannt wird. Eben so wird prâsâda im Ramayana, B. II, Sect. 6, Sl. 1, gebraucht.

XIV, Sl. 4. *Hic serpens, conjunctis manibus dum erat.* An den Aegyptischen Denkmalen sieht man hier und da aufgerichtete Schlangenleiber, denen, lächerlich genug, menschliche Arme und Beine angehängt sind; aber auf Indischen Bildwerken kommt meines Wissens dergleichen nicht vor, und hier ist von einer eigentlichen Schlange, ohne menschliche Glieder, die Rede. Prânjali heißt zwar buchstäblich: mit gefalteten Händen, dann aber auch allgemeiner *supplicis habitu, supplex.* XVI, Sl. 31. Kramêna, *gradatim;* es heißt *deinceps*, nach der Reihe. XVI, Sl. 34. Die

Tochter berichtet der Königin, daß die als Magd bey ihr wohnende Damayanti sich heimlich mit einem Brahmanen unterrede: *Opifex flet valde cum Brahmano congressa; eam cognoscitis, si putas.* Ich vermuthe einen Druckfehler, denn vêda kann durchaus nur die erste oder dritte Person des Singulars seyn. Das letzte Hemistich ist etwas dunkel durch die starken Auslassungen: tâm vêda, yadi manyasê, d. h. *eam novi* (ubi sit), *si tibi videtur*, (eam adire). Die so häufige Redensart yadi manyasê, übersetzt Hr. B. immer durch *si putas*, statt daß es heißen sollte: *si tibi placet*, *si tibi videtur*. XVII, Sl. 13.

Utsrijya vâshpam sanakai râjamâtêdam abravît.

Relictis lacrimis, paulatim regis mater hoc dixit.

Gerade umgekehrt: Effusis leniter lacrimis, regis mater etc. So schnell war die Rührung der Königin über die plötzliche Entdeckung ihrer Nichte nicht vorüber, und die Worte, die sie spricht, sind ganz dazu geeignet, von Thränen begleitet zu werden. XX, Sl. 2.

Uttarîyam adhô 'pasyad bhrashtam parapuranjayah.

Superius subter videbat lapsum hostium-urbis-expugnator.

Dieß ist ganz undeutlich. Vermuthlich ist aber durch einen Druckfehler, nach *superius*, *vestimentum* oder etwas ähnliches ausgefallen. Es sollte heißen: *pallium humi videbat lapsum.* Auch der Singular *urbis* giebt den irrigen Begriff, als ob der Held irgend eine besondre Stadt erobert hätte; parapuranjaya ist ein allgemeines Beywort, *πτολίπορθος*, *urbium expugnator.* Daß pura in der unächten Zusammensetzung wirklich im acc. sing. steht, macht nichts aus: eben so ist es in arindama, welches doch durch *hostium domitor* übersetzt werden muß. XX, 28. Kâryagauravât, *negotii vocatu;* statt *negotii gravitate.* XXIV, Sl. 33.

Tathâ charati tigmânsuh parêna bhuvanam sadâ.

Ita vadit Sol super aquâ semper.

Bhuvanam bedeutet zwar, nur figürlich wie ich glaube, das Wasser; aber auch die Welt, (S. Am. K. p. 66, Sl. 6) und hier muß es ausgemacht so verstanden werden: denn was hat die Sonne mit dem Wasser zu schaffen? Damayanti ruft zu Zeugen ihrer Unschuld drey Gottheiten an, deren Wirksamkeit überall hindringt, und die also am fähigsten sind, die geheimen Handlungen der Menschen zu beobachten: den Gott der Luft und des Windes, die Sonne und den Mond. Ich übersetze den obigen Vers:

Similiter perambulat Phaëthon superne orbem semper.

XXVI, Sl. 2. Durch einen Druckfehler ist *equis* wiederholt, statt daß das zweytemal peditibus (*padâtibhih*) stehen sollte.

Ich habe hier eine allgemeine Bemerkung beyzufügen über die angemessenste Weise die Indischen Namen zu latinisiren, wobey unter den Philologen ein Einverständniß zu wünschen ist: eine Bemerkung, die sich an das über die Schreibung dieser Namen überhaupt (S. 46 u. f.) gesagte anschließt. Hr. B. setzt alle männlichen Namen, die in der absoluten Form auf ein kurzes a ausgehn, und im Nominativ ein s annehmen, in die zweyte Declination auf us. Dieß läßt sich in so fern rechtfertigen, daß das kurze a des Indischen Alphabets zugleich das Omikron, und folglich das an dessen Stelle gesetzte kurze u der Lateiner in vielen Fällen vertritt. Auch sind die Indischen Adjective auf as, â, am, durchaus den Griechischen auf ος, η, ον, und den Lateinischen auf us, a, um, zu vergleichen. Gleichwohl würde ich der ersten Declination auf as den Vorzug geben. Wir sehen, daß die Griechen einige zu jener Classe gehörige Indische Namen, und eine große Menge Persischer auf solche Weise gefaßt haben. Den Römern ist ja der Gebrauch der ersten Declination für männliche Namen keinesweges fremd: nur werfen sie das s des Nominativs nach

Etruskischer Weise weg, wie denn auch diese Namen (Sisenna, Caecina, etc.) wohl meistens ursprünglich Etruskisch waren. Mit den weiblichen Namen auf â hat es keine Schwierigkeit: sie gehören zur ersten Declination, sind aber wegen des langen Vocals der Griechischen, besonders in der Dorischen Mundart, ähnlicher als der Lateinischen. Hr. B. hat auch die weiblichen Namen auf î durch Anhängung eines ă zur ersten Declination gezogen: z. B. *Damayantia* für Damayantî. Dieß kann ich nicht billigen: solche weibliche Namen haben die größte Analogie mit den Griechischen auf ις, und können füglich eben so declinirt werden: *Damayantis, ios, etc.*, oder latinisiren, wie Charybdis, is; auch der Indische Accusativ lautet Damayantîm. Wenn es Patronymica sind, wie Bhaimî, die Tochter des Bhîmas, mit besonderer Schicklichkeit: *Bhaimis, idis, etc.* Wiewohl wir keine Beyspiele von Lateinischen Namen der vierten Declination haben, würde ich diese unbedenklich für die männlichen Namen auf u gebrauchen; also zum Beyspiel der Gesetzgeber Manu: *Manus, Manuis* oder *Manûs* u. s. w. Denn das u ist charakterisiisch, und bleibt, die regelmäßigen Verwandlungen abgerechnet, durch alle Biegungen, wie die vierte Declination der Lateiner auch nur eine Spielart der dritten mit einem charakteristischen u ist. Mit den weiblichen Namen auf u ist man am meisten in Verlegenheit; sie gleichen den Griechischen wie Τηθύς, wo das Y vor Alters auch wie der Lateinische Vocal V geschrieben und gesprochen worden ist. Die seltneren Namen, die in der absoluten Form auf einen Consonanten ausgehen, gehören unbezweifelt zur dritten Declination. Hr. B. scheint über diesen für die künftige Behandlung der Indischen Philologie in Lateinischer Sprache nicht unbedeutenden Punkt noch nicht ganz aufs reine gekommen zu seyn: er setzt manchmal die Namen ohne Bie-

gung als indeclinable Wörter, was höchst unbequem ist. Die Griechen haben dieß nur zuweilen bey Sprachen gethan, die wirklich keine Declination hatten. So sehen wir z. B., daß Procopius die Gothischen Namen durchgehends declinirt, die Hunnischen hingegen, die nicht schon durch den häufigen Gebrauch graecisirt waren, ohne Biegung läßt.

In den Anmerkungen hat der Herausgeber auf wenigen Blättern, S. 191 — 216, viel nützliches und belehrendes zusammengedrängt. Er beschränkte sich jedoch geflissentlich auf das nothwendigste, um den Band nicht zu sehr anzuschwellen; er hätte aus der Fülle seiner Belesenheit leicht viel mehr geben können, und wir hoffen, er wird bey einer bequemeren Gelegenheit auf so manche hier übergegangene Erörterung zurückkommen. Das Gedicht, wiewohl es keinem großen mythischen Kreise angehört, giebt zu den wichtigsten Sacherklärungen Anlaß: wir finden deren nur wenige, und meistens sind sie nicht sehr bedeutend oder nicht erschöpfend. Was die Worterklärungen betrifft, so darf man es, bey der gegenwärtigen Seltenheit und Unvollständigkeit der Hülfsmittel, einem Herausgeber nicht verargen, man muß es ihm vielmehr Dank wissen, wenn er manches ausdrücklich erinnert, was dem, welcher auch das leichteste Indische Buch zu lesen unternimmt, schon geläufig seyn sollte. Neben solchen grammatischen Erörterungen, die zum Elementar-Unterricht gehören, finden sich jedoch in den Anmerkungen andre, welche neues, aber auch vielleicht bestreitbares enthalten. Hr. B. hat hier verschiedentlich, wie schon früher in seiner Abhandlung über das Conjugations-System der Sanscrit-Sprache, versucht in die Tiefen der Sprachbildung einzudringen, und gewissermaßen über die Indischen Grammatiker hinauszugehen. Dieß ist ein misliches Unternehmen: denn wir werden nicht

in Abrede seyn, daß diese Männer ihre Sprache ganz anders bis in die feinsten Verzweigungen hinein durchgearbeitet haben, als wir es bis jetzt thun konnten. An wissenschaftlichem Geiste werden wir sie schwerlich übertreffen; bequemere Formeln und Methoden mögen wir gebrauchen, wenn wir sie auszufinden wissen. Nur von Einer Seite sind wir ihnen überlegen: ihre Betrachtung war ausschließlich auf eine einzige Sprache, wiewohl eine sehr vollkommene, gerichtet; wir können viele Sprachen mit einander vergleichen. Bey dieser Vergleichung dürfte aber die Indische Grammatik nicht eben eine leidende Rolle spielen, sondern vielmehr als Correctiv für die Grammatik anderer minder wissenschaftlich behandelten Sprachen dienen.

Indessen in den Lehren der Indischen Grammatiker läßt sich zweyerley unterscheiden. Das eine ist die Aufstellung der reinen Thatsache des Sprachgebrauchs, und zwar eines sehr sorgfältig ausgebildeten, seit Jahrtausenden durch geheiligte Auctoritäten festgestellten, und völlig unwandelbar gewordenen Sprachgebrauches. Von dieser Seite können wir nur Schüler seyn, und dürfen gar nichts anders seyn wollen. Das andere aber ist wirklich Theorie, Speculation über den Gang, welchen die Sprachbildung genommen, sofern er sich nicht factisch nachweisen läßt. So scheint mir die ganze Lehre von den Unâdi-Affixen in der Absicht ersonnen zu seyn, um von Wörtern, die entweder aus verloren gegangenen Zeitwörtern, oder aus noch vorhandenen durch nicht mehr übliche und gangbare Ableitungsformen gebildet sind, doch einigermaßen Rechenschaft abzulegen. Bey solchen Theilen ihrer Lehre (vgl. S. 14 dieser Zeitschrift) mögen die Indischen Grammatiker uns vielleicht ungläubig finden, wir werden geneigt seyn ihnen zu widersprechen, ohne gleichwohl noch recht zu wissen, in welcher

Richtung: ob wir nämlich die abgeläugnete Einmischung fremder Wörter behaupten, oder die behauptete Ableitung aller Wörter ohne Unterschied von den noch vorhandenen einfachen Zeitwörtern abläugnen sollen. Hr. B. hat in seiner oben erwähnten Deutschen Schrift versucht, einige grammatische Formen hypothetisch zu erklären: die Personal-Endungen der Zeitwörter im Indischen und den verwandten Sprachen sollen durch Anhängung der persönlichen Fürwörter, verschiedene Zeiten durch Anhängung eines Hülfszeitwortes entstanden seyn. Ich bin in den meisten Punkten nicht mit ihm einverstanden, verspare aber die Prüfung, die nicht anders als weitläuftig ausfallen kann, auf eine andre Zeit. Hier ist er nun verschiedentlich auf demselben Wege: zur Probe hebe ich die Anm. 77 aus, wo ich fast keinem Satze des Verfassers beystimmen kann. Er handelt von dem indeclinabeln Particip auf tvâ, und will es zuvörderst Gerundium genannt wissen, „weil es zwar am häufigsten die Bedeutung der Vergangenheit, zuweilen aber auch die der Gegenwart habe." — Das letzte einmal zugegeben, so würde dadurch die Benennung noch nicht gerechtfertigt seyn, denn das Gerundium hat eine Richtung auf die Zukunft, wie schon der Name ausweiset. Dieses Participium, welches Carey *the adverbial past participle*, Wilkins *the indeclinable preter participle* nennt, kann, wenn es einen Accusativ regiert, im Lateinischen füglich durch den absoluten Ablativ gegeben werden: z. B. tan drishtvâ, *eo viso;* zuweilen, mit oder ohne Accusativ, durch das part. praet. eines Deponens: z. B. ityuktvâ, (iti-uktvâ) *ita locutus*. Es drückt nicht nur eine Vergangenheit überhaupt aus, sondern eine solche, die einer andern Vergangenheit vorangestellt ist, daher es meistens mit einem Zeitwort im Präteritum, im Imperfectum oder im

Aorist construirt wird. Es versteht sich, daß hier bloß von der grammatischen Darstellungsweise die Rede ist: dem Sinne nach kann die durch dieses Participium ausgedrückte Handlung der andern unmittelbar vorangehn, oder vielleicht während derselben noch fortdauern; das verändert die Natur der Sache nicht. Zuweilen wird es mit einem Zeitwort in der zukünftigen Zeit gesetzt, dann gewinnt es die Bedeutung des FUTUR. EXACTUM. Z. B. NALUS. X, Sl. 22. Katham buddhvâ bhavishyati. „Wie wird ihr seyn, wenn sie erwacht seyn wird?" Mit Einem Wort, jenes absolute Participium entspricht sowohl in Absicht auf die Bedeutung als auf die Stelle, die es in der Wortfügung einnimmt, den Französischen und Englischen ebenfalls indeclinabeln Participien: *ayant fait*, having done; und wer wird diese jemals mit Gerundien vergleichen? Ferner erklärt nun Hr. B., und dieß ist eigentlich sein Hauptsatz, den Indischen auf tum ausgehenden Infinitiv für den Accusativ eines Verbal-Nomens auf tu, und das Participium auf tvâ für den CASUS INSTRUMENTALIS eben dieses Nomens. Das erste hat einen gewissen Schein für sich: denn das Supinum der Lateiner hat allerdings das Ansehen eines Verbal-Nomens der vierten Declination; und was die Engländer im Indischen den Infinitiv genannt haben, läßt sich zwar so betrachten, verrichtet aber zugleich die Dienste des Supinums, und hat mit diesem in der Form die größte Aehnlichkeit; eine Aehnlichkeit, die bey manchen beyden Sprachen gemeinsamen Wurzeln bis zur buchstäblichen Uebereinstimmung geht. Z. B.

RADIX.		INFINITIVUS.	SUPIN. LAT.
sthâ,	*stare.*	stâtum,	*statum.*
pâ,	*potare.*	pâtum,	*potum.*
i,	*ire.*	êtum,	*itum.*
dâ,	*dare.*	dâtum,	*datum.*

jan, *gignere.*	janitum,	*genitum.*
lubh, *lubere.*	lôbhitum,	*lubitum.*
jnâ, *gnoscere.*	jnâtum,	*gnotum.*
srip, *serpere.*	sarptum,	*serptum.*

Endlich hat der Indische Infinitiv noch diese Eigenheit mit dem Supinum gemein, daß er, zwar nur in der Zusammensetzung, auch mit der Endung auf u vorkommt. Z. B. drashtum, *videre*; drashtu-kâma, *videndi cupidus.* So weit wäre alles gut. Wenn aber das absolute Participium in tvâ für den Casus instrument. jenes Verbal-Nomens angesehen werden sollte, (wogegen sich doch meines Erachtens die Bedeutung auflehnt, da das Supinum eine Richtung auf die Zukunft hat;) so müßte wenigstens das den Endungen tum und tvâ vorhergehende mit einander übereinstimmen. Dieß ist wirklich der Fall in dem von Hrn. B. angeführten Beyspiele: Rad. tyaj, *relinquere.* Inf. tyaktum. Part. absol. tyaktvâ. Aber in hundert Fällen nehmen die Wurzelbuchstaben der Zeitwörter ganz andre Modificationen im Infinitiv an, als bey der Bildung jenes Participiums. Z. B.

Radix.		Infin.	Part. praet. absol.
bhû,	*esse.*	bavitum.	bûtvâ.
ji,	*vincere.*	jêtum.	jitvâ.
gai,	*canere.*	gâtum.	gîtvâ.
pâ,	*potare.*	pâtum.	pîtvâ.
vach,	*loqui.*	vaktum.	uktvâ.
kri,	*facere.*	kartum.	kritvâ.
gam,	*ire.*	gantum.	gatwâ.
dris,	*videre.*	drashtum.	drishtvâ.
yaj,	*immolare.*	yashtum.	ishtvâ.
vas,	*habitare.*	vastum.	ushitvâ.

Diese Beyspiele sind keinesweges anomal, sondern die Verschiedenheit ergiebt sich aus bestimmten Regeln der Um-

wandlung. Es wird Hr. B. eben so leicht fallen als mir, dergleichen Beyspiele zu häufen, und ich wäre begierig, seine Hypothese vor dem daraus hervorgehenden Einwurfe gerettet zu sehen. Die in derselben Anm. 77 beygefügte Ableitung der andern Participialform auf ya oder tya, welche in derselben Bedeutung wie die auf twâ bey den mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörtern gebraucht wird, ist noch viel gezwungener, und gänzlich unveranlaßt, da hier der Zusammenhang mit dem Infinitiv schon im voraus aufgegeben werden muß.

Eine willkommene Zugabe zu den Anmerkungen sind einige in der Urschrift eingerückte Scholien des Nilakanthas. Wir durfen bey der Auslegung der Indischen Bücher die Scholiasten nicht übergehn. Für das Verständniß der altepischen Gedichte sind sie zwar am ersten entbehrlich, wenn sie nicht etwa Sacherklärungen enthalten; bey philosophischen Schriften werden wir häufig erst durch sie den Eingang in den einheimischen Ideenkreis finden. In der Anm. 118 ist eine Bemerkung des Scholiasten mitgetheilt, welche der Feinheit seines Gefühls Ehre macht. Im Texte des Gedichtes findet sich eine grammatische Unregelmäßigkeit, der Plural des Imperativs neben dem Vocativ im Singular. Er sagt: „Dieß ist hier kein Fehler, wegen der Gemüthsverwirrung der redenden Person.“ Vortrefflich! Ein andermal müssen wir ihm widersprechen, (Anm. 79.) nicht als ob er den Buchstaben misverstanden hätte, der zweyerley Deutungen zuläßt, sondern er hat nur den Zusammenhang nicht gehörig erwogen.

Da Hr. B. nur eine kleine Auflage von einigen hundert Exemplaren hat drucken lassen, und bereits eine bedeutende Nachfrage für England, Frankreich und Deutschland Statt gefunden, auch nach Ostindien Exemplare versendet worden

sind, so werden alle Schüler des Sanscrit, oder die es werden wollen, wohl thun, sich bey Zeiten ein Buch zu verschaffen, das zweckmäßiger als irgend ein andres bisher vorhandenes für die erste Uebung im Lesen eingerichtet ist.

Mit Verlangen sehen wir der Zurückkunft unsers gelehrten Landsmannes entgegen: wir sind gewiß, an ihm einen eben so gründlichen als redlichen Mitarbeiter in diesem Fache zu finden. Da die Königlich Baierische Regierung, rühmlichst auf die Förderung der Wissenschaften bedacht, und ein eifriger Gönner jedes edlen geistigen Strebens, Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Baiern insbesondre, seine Bemühungen unterstützen, so dürfen wir von Hrn. Bopp reiche und erfreuliche Mittheilungen der im Auslande durch den beharrlichsten Fleiß gesammelten Schätze mit Zuversicht erwarten.

Indische Bibliothek.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm von Schlegel,

Professor an der Königl. Preußischen Rhein-Universität, Ritter des St. Wladimir- und des Wasa-Ordens, auswärtigem Mitgliede der Königlich Baierischen Akademie der Wissenschaften, der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, und anderer gelehrten Gesellschaften.

Ersten Bandes Zweytes Heft.

Bonn,
bei Eduard Weber.
1820.

IV.

Zur Geschichte des Elephanten.

Wenn ich es unternehme, einen Beytrag zur Geschichte des Elephanten zu liefern, so fasse ich den Begriff der Geschichte in dem allgemeinsten Sinne. Denn es giebt nicht bloß eine natürliche Geschichte des Elephanten, wovon wiederum die antediluvianische einen bedeutenden Theil ausmacht; sondern das merkwürdige Thier hat auch seine politische und militärische, ja vermöge des Eindrucks, den es auf den menschlichen Geist gemacht, seine mythologische, artistische und litterarische Geschichte.

Der Besitz des Elephanten, als des mächtigsten aller Lastthiere, hat die Gewerbthätigkeit erhöhet, die Streitkräfte der Staaten vermehrt; die Elephanten sind in unzähligen Kriegen die Bundesgenossen des Menschen gewesen, im südlichen Asien zu allen Zeiten, in den Ländern, welche das mittelländische Meer umgeben, einige Jahrhunderte hindurch. Die Kunst, den Elephanten zu zähmen und insbesondre ihn zum Kriege abzurichten, das Meisterstück sinnreicher Kühnheit in der behaupteten oder wieder erworbenen Herrschaft des Menschen über die Thierwelt, wurde in Ja-

dien seit einer unbestimmbar entfernten Vorzeit ausgeübt: dort war sie ursprünglich und ausschließend einheimisch. Wenn dasselbe später in verschiedenen Gegenden Africa's unternommen ward, so geschah es auf Veranlassung dessen, was man in Indien gelernt hatte; es geschah nicht durch die Eingebohrnen des Landes, denen es an Mitteln und Antrieben dazu fehlte, sondern durch gebildetere Völker, die in diesem Welttheile angesiedelt waren.

In der Naturgeschichte hat man meistens den Indischen Elephanten mit dem Africanischen vermengt: erst kürzlich hat ein berühmter Naturforscher den wesentlichen Unterschied zwischen den beyden Arten derselben Gattung wissenschaftlich erörtert. Das wußten jedoch schon die Alten, daß der Indische Elephant dem Africanischen, wenigstens aus den ihnen zugänglichen Gegenden, an Größe, an Stärke und an Muth überlegen sey. Ueberhaupt ist der Indische Elephant zu höherem Ruhme gelangt, weil er seit Jahrtausenden der Landsgenosse von Menschen war, die seine Fähigkeiten zu schätzen wußten, und den regsten Sinn, nicht nur für die schönen, sondern auch für die furchtbaren Erzeugnisse der Natur besaßen. Die Indische Mythologie ist die einzige uns bekannte, worin der Elephant eine bedeutende Stelle einnimmt, und wo ihm eine Art von Apotheose zu Theil geworden ist. An den Denkmalen der Baukunst in Indien finden wir ihn nicht bloß häufig in halb und ganz erhobener Arbeit vorgestellt, sondern er ist in das Ganze der Verzierungen verflochten, und trägt die künstlich geformten Felsmassen als colossale Caryatide. Die alten heroischen Lieder feyern ihn als den beständigen Begleiter der Könige und Helden. Ueberhaupt sieht man,

daß der Einbildungskraft der Dichter die Riesengestalt immer gegenwärtig war: viele Lieblingsbilder werden davon hergenommen, sprüchwörtliche Redensarten verrathen eine vertraute Bekanntschaft mit der vernunftähnlichen Eigenthümlichkeit des Thieres; ja selbst in den mannichfaltigen Benennungen drückt sich eine gewisse Verehrung aus, vielleicht eine Ahndung von dem Range, den der Elephant ehemals bey einer andern Verfassung unsers Planeten unter dessen lebenden Geschöpfen eingenommen haben möchte. Der Africanische Elephant hingegen wohnt zum Theil in unerforschten Wildnissen; er hat an dem Löwen der Wüste fast einen würdigeren Gegner als an dem blöden Wilden, dessen armselige Hütte er niedertritt, ohne es nur zu merken. Der Indische Elephant ist ein Achilles, der seine Homere gefunden; auf den Africanischen hingegen läßt sich die Klage Alexanders des Großen anwenden, daß die Thaten des Helden ohne den Preis des Sängers verloren seyen.

In unsrer Westwelt ist der Elephant überhaupt spät bekannt geworden, aber auf eine um so glänzendere Weise. Der besonnenste und scharfsichtigste Beobachter hat ihn in die Wissenschaft, der edelste unter allen Eroberern in die Kriegskunst eingeführt; und die Kenntniß des ausgezeichneten und in seiner Art einzigen Thieres knüpft sich für immer an die großen Namen Aristoteles und Alexander. Auch in den folgenden Jahrhunderten, wo die Elephanten in großer Anzahl auf der Bühne der Weltgeschichte erschienen, ist ihre Erwähnung, ich weiß nicht durch welche Fügung, häufig mit dem Andenken der bedeutendsten Männer, der entscheidendsten Ereignisse verbunden.

Zuvörderst, um mit den ältesten unter unsern Alten anzufangen, ist es ungemein bemerkenswerth, wie mich dünkt, daß an den Aegyptischen Denkmalen nicht die mindeste Spur von Bekanntschaft mit dem Elephanten vorkommt, welcher doch in einem benachbarten Lande, dem oberen Aethiopien, von jeher einheimisch war und noch ist. Von den Elephanten-Jagden der Ptolemäer wird nachher die Rede seyn; die Prätorianer, welche Nero ausgesendet hatte, um Aethiopien zu erforschen, berichteten, gleich oberhalb Meroe hätten sie Spuren von Elephanten gefunden. *) Die Aegyptischen Priester waren sehr aufmerksam auf alle Erzeugnisse der Natur, welche dem Menschen nützlich oder schädlich werden konnten: und man sollte denken, bey den ungeheuern Bauen, welche die Aegyptier immerfort unternahmen, hätten sie ein solches Lastthier, wo die Fortschaffung großer Steinmassen zu Lande geschehen mußte, sehr gut brauchen, und es bey dem Ueberfluß an cerealen Pflanzen leicht ernähren können. Aber, die Möglichkeit der Zähmung des Elephanten bey Seite gesetzt: wie kam es, daß sie die auffallende Riesengestalt, wofern sie ihnen bekannt war, nicht in Stein nachbildeten, und als würdigen Zierrath an ihren Tempeln und Palästen anbrachten? sie nicht als Sinnbild unter die Hieroglyphen aufnahmen? Aegypten hatte eine glückliche Armuth an wilden Thieren; **) die wenigen die sie hatten, haben sie vielfältig in halb erhobner Arbeit dargestellt: nicht nur das Krokodil und den Hippopotamus, sondern auch den seltner vorkommenden Wolf

*) Plin. *Hist. nat.* L. VI, c. 19.

**) Herodot. II, c. 65.

oder Jackal. Unter den Aegyptischen Sculpturen findet sich sogar das unverkennbar treue Bild der Giraffe. *) Diese konnte doch nur zur Schau nach Aegypten gebracht worden seyn; aber freylich ließ sie sich, wehrlos und ungeschickt zu schneller Flucht, leichter von den rohen Bewohnern des innern Africa einfangen als der furchtbare Elephant. Löwen gab es in Aegypten selbst nicht: die Löwenjagden, die wir so herrlich dargestellt sehen, **) müssen wohl an der Libyschen Gränze gedacht werden; und dennoch war der Löwe, in unvermischter Gestalt oder mit andern gepaart, ein Lieblingsgegenstand der altägyptischen Bildnerey. Diese Löwen, unter andern die an den Diocletianischen Thermen in Rom, sind von so vortrefflicher Arbeit, das Eigenthümliche ist so meisterhaft aufgefaßt, daß sie eine ruhige und anhaltende Beobachtung des Lebens bey dem Künstler voraussetzen. Ohne Zweifel ernährten also die Aegyptischen Könige Löwen in ihren Thiergärten. Warum nicht auch Elephanten, als eine fremde und erhabene Seltenheit, wenn ihnen dieß zugänglich gewesen wäre?

Darüber ist man einverstanden, daß der Anbau Aegyptens dem Laufe des Nilstromes gefolgt sey; und vielleicht müssen wir diesen Anbau für so alt anerkennen, daß er mit der geogenischen Entwickelung des Landes gleichen Schritt

*) Man sehe das große Französische Werk Description de l'Egypte, Antiquités, T. I. Planche 95, No. 7. Dieses Basrelief befindet sich an einem Tempel zu Hermonthis, noch oberhalb Thebä, also gewiß an einem sehr alten Denkmale.

**) Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. II, Planche 9, an dem königlichen Palast zu Thebä.

gehalten. So wie durch die fortgesetzten Anschwemmungen des Flusses das untere Nilthal aus dem Sumpfe hervortrat, scheint die menschliche Bevölkerung sogleich nachgerückt zu seyn. Aber über den geographischen Anfangspunkt der eigenthümlich Aegyptischen Bildung sind die Meynungen getheilt. Manche Forscher möchten gern alles nach Aethiopien hinaufschieben: ich gestehe, ich kann dieser Ansicht nicht beytreten. Es geht aus vielen Umständen hervor, daß der Gesichtskreis der Aegyptier nach der Seite von Aethiopien äußerst beschränkt war. Man müßte dann behaupten, sie hätten den benachbarten und durch keine unübersteigliche Kluft von ihnen getrennten Ursitz ihrer Cultur ganz vergessen, was bey einem Volke, welches seine alten Ueberlieferungen so sorgfältig aufbewahrte, keineswegs glaublich ist. Meines Erachtens wirft die Unbekanntschaft mit dem Elephanten ein nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale der Gründe, die von beyden Seiten angeführt werden mögen.

Weit früher als der Elephant selbst, ist in den Ländern, auf deren Kreis uns're alte Weltgeschichte sich beschränkt, die von dem erlegten Thiere gewonnene kostbare Beute, das Elfenbein, bekannt geworden. Hievon finde ich denn auch in der Geographie von Aegypten eine Spur, ich meyne den Namen der Stadt Elephantine, die auf einer Insel im Nil, Syene gegenüber, lag. Es ist klar, daß alle griechischen Benennungen Aegyptischer Städte vor der Zeit Alexanders des Großen von den unter dem Psammitichus in Aegypten angesiedelten Joniern, oder von dem auf Anlaß dieser Ansiedelung entstandenen Stamme der Dollmetscher herrühren; und wir dürfen dreist annehmen,

daß der Griechische Name die Bedeutung des einheimischen ausdrückte. Nach meiner Meynung muß aber unter Elephantine nicht die Stadt der Elephanten (was hätten diese mit einer Felseninsel des Nils zu schaffen gehabt?) sondern die Stadt des Elfenbeins verstanden werden. Nichts ist natürlicher, als daß die Bewohner des obern Aethiopiens bis an diese südliche Gränze Aegyptens kamen, um hier ihre Elephantenzähne gegen andre Waaren zu vertauschen. Der scharfsinnige Bochart *) hält Elephantine für einerley mit Philae, als wäre dieß der durch jenen verdollmetschte Aegyptische Name desselben Ortes. Hieraus würde dann unwidersprechlich hervorgehen, daß der Elephant, oder wenigstens das Elfenbein, einen im Orient weit verbreiteten Namen, auf den ich nachher zurückkommen werde, auch in Aegypten geführt habe. Herodot nennt Philae gar nicht, sondern bloß die Stadt Elephantine; Strabo, der die Gegend bereiset hatte, unterscheidet beyde genau: Elephantine lag unterhalb der Katarakten, Philae oberhalb derselben, auf dem Landwege hundert Stadien weit davon entfernt, ebenfalls auf einer Insel im Nil. **) Indessen

*) Hierozoïc. L. II, c. 23. „Sed olim utrosque (Aethiopes et Aegyptios) aut alterutros elephantum *phil* appellasse, ex eo mihi suspicio est, quod *Philae* urbs „in Aegypti et Aethiopiae confiniis, ex Herodoto et „Plinio videtur eadem esse cum aliorum Elephantine.“

**) Durch die nie genug zu preisenden Bemühungen der Französischen Gelehrten kann nun jeder die Lage der beyden Oerter und ihre Denkmale so genau kennen lernen, als wäre er selbst an Ort und Stelle gewesen. Man sehe die topographische Charte vom Laufe des Nils in der Gegend

ist es nicht unwahrscheinlich, daß beyde Oerter, wegen einer ähnlichen Bestimmung als Stapelplätze des Aethiopischen Handels, einerley Namen führten. Bis Philae konnten die Aethiopier den Nil hinunterfahren, dort mußten die Waaren wegen der Katarakten ausgeladen, und auf dem Landwege nach Elephantine gebracht werden, wo man sie dann wieder einschiffen mochte. Auch begreift es sich, daß die Jonier die näher liegende Stadt in ihrer Sprache benannten, dem seltner besuchten Philae aber seinen Aegyptischen Namen ließen. Hr. Jomard, in seiner vortrefflichen Beschreibung von Elephantine, *) nimmt mit Bochart an, die Namen Philae und Elephantine seyen in der Aegyptischen und Griechischen Sprache gleichbedeutend gewesen, und hätten eigentlich als Gesamtname die ganze Inselgruppe der Katarakten bezeichnet. Er sucht mit scharfsinnigen Gründen zu beweisen, Herodot habe unter der Stadt Elephantine das Straboniſche Philae verstanden. Die verworrene Stelle beym Plinius **) ist dieser Meynung eher günstig als entgegen, und so hätte Bochart doch gewissermaßen Recht gehabt.

Es ist hiebey nicht zu übersehen, daß das Wort, welches von den Griechen zunächst die Römer, von diesen die Völker des neuern Europa geerbt haben, ἐλέφας, im Griechischen ursprünglich gar nicht den Elephanten, sondern bloß das Elfenbein bezeichnet. In der letzten Bedeutung

---

der Katarakten, Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. I, Pl. 30, und die Beschreibung in dem ersten Bande des Textes.

*) Descr. de l'Egypte, Antiquités. T. I, Chap. III, §. VI.

**) Hist. Nat. L. V, cap. 9.

kommt es häufig in den Homerischen, und einmal in den Hesiodischen Gesängen vor, zum Beweise, daß den Griechen dieses Zeitalters, acht bis neun Jahrhunderte vor unserer Aera, das Elfenbein bereits wohl bekannt war. Sie verstanden die Kunst, es zu zersägen und zu drechseln. *) Die Mäonischen und Karischen Frauen färbten es theilweise mit Purpur, wodurch die glänzende Weiße noch erhöht ward; und so verziert brauchte man es zu den Backenstücken am Geschirr der Pferde. **) Das Brautbett des Ulysses, der Sessel der Penelope war damit eingelegt; der Palast des Menelaus glänzte von Gold, Silber, Elektrum und Elfenbein. ***) Wiewohl es für eine Kostbarkeit galt, mußte es doch schon in beträchtlichen Massen verwendet werden, da der Dichter sich eine ganz damit bekleidete Pforte, wenn auch nur eine sinnbildliche, vorstellen konnte. ****)

Durch welches Volkes Vermittlung das Elfenbein so frühe nach Griechenland kam, kann nicht zweifelhaft seyn. Aber es ist eine für die Geschichte des Völkerverkehrs nicht unwichtige Frage, ob die Phönicier das Elfenbein, welches sie in Kleinasien und Griechenland verhandelten, aus Africa oder aus Indien hohlten. Alle Wahrscheinlichkeiten sind für die erste Annahme. Daß ein alter Handelsweg von Indien aus nach den Abendländern geführt habe, vielleicht später über Colchis und das schwarze Meer, will ich nicht läugnen: allein durch Persien ging damals dieser Weg schwerlich; denn wie wir bald sehen werden, giebt sich bis

*) Od. VIII, 404, 405. XIX, 56.

**) Il. IV, 141 sq.

***) Od. XIX, 55. 56. XXIII, 200. IV, 73.

****) Od. XIX, 562 — 565.

auf den Darius Hystaspis eine völlige Unbekanntschaft der Perser mit dem eigentlichen Indien kund. Ferner haben wir ein ausdrückliches Zeugniß, daß die Schiffe des Königes Salomo gemeinschaftlich mit den Schiffen der Phönicier aus dem Arabischen Meerbusen nach dem Lande Ophir segelten, daß sie von dort nebst andern Kostbarkeiten Elfenbein in Menge für seinen prächtigen Thron und seinen Tempelbau zurückbrachten; und Ophir ist, nach der wahrscheinlicheren Meynung der Ausleger, ein Theil der Africanischen Ostküste, etwa Sofala oder Mozambique. *) Endlich liegt es in der Natur der Sache, daß Africa von jeher mehr Elfenbein für den auswärtigen Handel liefern konnte als Indien.

In Asien ist der Elephant durchaus nur im Süden der großen Gebirgskette einheimisch: auf den beyden Halbinseln Indiens, und auf den gegenüber liegenden Inseln. Bey der starken Bevölkerung dieser Länder sind seine Wohnsitze beschränkt auf die Gegenden, welche der menschliche Anbau entweder noch nicht erreicht hat, oder wo die Natur diesem Anbau unübersteigliche Hindernisse entgegensetzt: auf die mittleren Bergthäler und die wasserreichen Waldungen am Fuß der Gebirge. In Africa hingegen ist der Elephant häufig von der Südspitze an, wo ihn die Europäischen Ansiedelungen nur etwas zurückgedrängt haben, längs der Westküste bis an den Senegal, längs der Ostküste, wie es scheint mit einigen Unterbrechungen, bis nach Abyssinien; und dann in Nigritien quer durch den ganzen Welttheil hindurch. Man werfe nur einen Blick auf die Landcharte,

*) Robertson historical Disquisition concerning ancient India. Sect. 1, p. 9.

um zu sehen, wie dagegen der eben angegebene Asiatische Landstrich zusammen schwindet. Wie weit in das Innere des unerforschten Africa der Elephant sich verbreitet, wissen wir nicht; aber es läßt sich wenigstens nicht verneinen, daß die zum Gedeihen der Gattung erfoderlichen Bedingungen sich dort beysammen finden: denn wenn auch an der Küste keine Mündungen großer Flüsse erscheinen, so dürften sie doch vorhanden seyn, aber sich in Landseen ergießen oder im Sande versiegen.

Weit entfernt, daß die uralte Zähmung des Elephanten in Indien den Ueberfluß an Elfenbein hätte vermehren sollen, mußte sie die Waare vielmehr seltner machen. Denn der Preis der Zähne des erlegten Thieres steht in gar keinem Verhältnisse mit dem Werthe des lebenden, zu einem wichtigen Zwecke sorgfältig abgerichteten. Die Elephantenjagd scheint in Indien von jeher ein königliches Vorrecht gewesen, und mit einer gewissen Schonung angeordnet worden zu seyn, um die Fortpflanzung nicht zu vermindern.

Dazu kommt, daß die Indier in dem Zeitalter, zu welchem unsre ältesten Nachrichten vom Asiatischen Handel hinaufreichen, ohne Zweifel schon alle Bequemlichkeiten des Lebens kannten; daß also ein starker inländischer Verbrauch die Ausfuhr vermindern mußte. Im Amara-Kosha, einem vermuthlich vor beynahe zweytausend Jahren geschriebenen Buche, wird das Elfenbein als ein gewöhnlicher Stoff angegeben, woraus man sogar Puppen für die Kinder schnitzte. *)

*) Cosha by Colebrooke, p. 245, sl. 29, und die Anmerkung des Herausgebers.

Ein Hauptumstand hiebey ist es aber, daß die Africanischen Elephanten viel reichlicher mit Elfenbein versehen sind, als die Indischen. In Africa sind die lang hervorstehenden Fangzähne beyden Geschlechtern gemein, statt daß sie bei den weiblichen Elephanten in Indien nur die Länge von wenigen Zollen erreichen. *) Ja in Ceylon, das doch sonst wegen seiner starken und kriegerischen Elephanten berühmt ist, und schon vor Alters war, **) giebt es sogar eine zahlreiche Spielart, welcher die Fangzähne ohne Unterschied des Geschlechts gänzlich fehlen. ***) Da der Naturforscher, der zuerst die charakteristische Verschie-

*) La Ménagerie du muséum national d'histoire naturelle, par *Lacépède*, *Cuvier*, et *Geoffroi*. Paris 1805. 12°. T. I, p. 95.

**) Aelian. de natura animal. L. XVI, c. 18.

***) Diese Thatsache finde ich bezeugt in einem sehr glaubwürdigen handschriftlichen Aufsatze in Holländischer Sprache, der mir gefälligst aus der Bibliothek der Leopoldinischen Akademie mitgetheilt worden ist. Beschryving van de Olifanten, zoodanig dezelve op het eiland Ceilon bevonden worden, getrokken uit het Relaas van verscheyde olifante bediende. Es gebe in Ceilon zwey Arten von Elephanten, die bezahnten und die Aliassen, denen die Fangzähne in beyden Geschlechtern gänzlich fehlen. Die Weibchen seyen schwer zu unterscheiden, weil nur wenige der bezahnten Art Fangzähne von etlichen Zollen haben. Die bezahnten Männchen begehen sich zuweilen mit Weibchen der andern Art, aus dieser Vermischung werden aber nur Aliassen erzeugt. Diese seyen überhaupt ohne Vergleich die häufigsten, und gegen Ein bezahntes Thier werden fünfundzwanzig bis dreißig Aliassen gefangen.

denheit der beyden Arten von Elephanten, besonders aus dem innern Bau der Backenzähne ins Licht gestellt hat, Hr. Cuvier, es wenigstens zweifelhaft läßt, ob die Africanischen Elephanten nicht etwan auch ihre Fangzähne wie die Backenzähne in bestimmten Zeiträumen wechseln, *) so wird es wohl erlaubt seyn, das ausdrücklich bejahende Zeugniß eines Griechischen Schriftstellers anzuführen. Aelian sagt, daß den Elephanten in Mauritanien alle zehn Jahre die Hörner, wie er die Fangzähne nennt, ausfallen. **) Leider giebt er nicht an, aus welcher Quelle er dieß geschöpft; (ob vielleicht aus den Schriften des Königs Juba? dann wäre es nicht ohne Gewicht:) er begleitet, nach der Weise eines Sammlers ohne Urtheil, die Thatsache mit so abgeschmackten Mährchen, daß sie das glaubhafteste zweifelhaft machen könnten. Indessen ist es bekannt, daß bey weitem nicht alles aus Africa verhandelte Elfenbein von erlegten Elephanten herkommt, sondern daß in den dortigen Waldungen häufig Elephantenzähne gefunden werden, ***) und durch diesen Umstand erhält jene Angabe einen Grad der Wahrscheinlichkeit mehr. Die Sache verdient von künftigen Reisenden untersucht zu werden.

Der scharfsinnige und geschmackvolle Geschichtschreiber der Griechischen Toreutik, oder der Kunst, aus edlen Metallen, feinen Hölzern, Elfenbein und andern kostbaren Stoffen Bildwerke zusammenzusetzen, Hr. Quatremere-de-Quincy ist durch den Zusammenhang seiner Untersu-

*) Ménagerie etc. T. I, p. 107.

**) Aelian. de natur. animal. L. XIV, cap. 5.

***) General Zoology by *G. Shaw*. London 1800. Vol. I, P. I, p. 213.

chungen auch auf den Handel mit Elfenbein im Alterthume geführt worden. Er behauptet, zu der Zeit als Phidias an seinen colossalen Statuen die nackten Theile ganz mit Elfenbein bekleidete, sey diese Waare in Griechenland im Ueberfluß vorhanden gewesen; das Elfenbein sey im Fortgange der Jahrhunderte immer seltner geworden, und müsse wegen Verminderung der Gattung noch ferner seltner werden. *) Die neueren Reisebeschreibungen von Africa bestätigen diese Besorgniß nicht. Je nachdem die Waare mehr oder weniger gesucht ward, und mehr oder weniger Märkte zu deren Ankauf offen standen, mochte der Preis des Elfenbeins steigen oder sinken; im ganzen aber wird das Verhältniß ungefähr dasselbe geblieben seyn. Wiewohl jetzt keine Toreutik das Elfenbein in Anspruch nimmt, so läßt sich doch zweifeln, ob die Einfuhr im neueren Europa nicht stärker ist, als sie bey den verfeinerten Völkern der alten Westwelt war. Die Masse von Elfenbein, welche die Griechen zu Denkmalen der bildenden Kunst verwendeten, gränzt an das unglaubliche: aber es herbenzuschaffen erfoderte gewiß auch große Kosten und Anstrengungen; und die Meisterwerke des Phidias und Polyklet erregten nicht bloß wegen ihrer unerreichbaren Schönheit, sondern auch wegen der Kostbarkeit der Stoffe allgemeine Bewunderung. Dieser Aufwand wurde jedoch ein für allemal gemacht: ein solches Werk blieb viele Jahrhunderte

*) Le Jupiter Olympien etc. par M. *Quatremère-de-Quincy*. Paris 1815. fol. III Part. §. 4. De l'ivoire; du prix de cette matière chez les anciens; de son emploi dans la sculpture aux premiers siècles de l'art. p. 163 — 169.

lang unversehrt. Tausend kleine Geräthschaften aus Elfenbein hingegen, welche im neueren Europa zu den gemeinsten Bequemlichkeiten gehören, nutzen sich ab, und müssen unaufhörlich erneuert werden. In Rom, im letzten Zeitalter des Freystaates und im ersten des Kaiserthums, trafen beyde Ursachen eines unmäßigen Verbrauchs zusammen: die Pracht der öffentlichen Denkmale, und ein Privatluxus ohne Gränzen. Da trat dann der besondere Fall ein, dessen Plinius erwähnt: eine vorübergehende Vertheurung und Seltenheit, besonders der großen Zähne, die man nur noch in Indien aufzutreiben wußte. *) Die Handelsverhältnisse der Römer erstreckten sich damals mittelbar zuverläßig bis auf die jenseitige Halbinsel, die auch jetzt noch, vorzüglich in Pegu und Cochinchina, ungewöhnlich große Elephantenzähne liefert. **) Der oben genannte Gelehrte hat, wie mich dünkt, hieraus eine zu allgemeine Folgerung auf das entferntere Alterthum gezogen, und eine Stelle des Plinius irrig ausgelegt. ***) Plinius redet hier nur von der überlegenen Größe der Indischen Elephanten, nicht ihrer Zähne; wir haben schon gesehen, daß der Schluß von dem einen auf das andre nicht gültig ist. Noch jetzt kommt bey weitem das meiste, und, nach Versicherung der

*) Hist. Nat. L. VIII, cap. 3.

**) Shaw Zoology, Vol. I. P. I. p. 213 et. 224.

***) Quatremère-de-Quincy *Jupiter Olympien*, p. 167. „Voilà pourquoi l'on recherchait les plus grandes défenses. Selon Pline, on les trouvait dans l'Inde." Die Stelle beym Plinius (L. VIII, cap. 9.) lautet aber vollständig so: Indicum (elephantum) Afri pavent, nec contueri audent: nam et maior Indicis magnitudo est.

gründlichsten Kenner, der Londoner Elfenbeinhändler, auch das beste Elfenbein aus Africa. *) Nach allem obigen, und nach manchen bald zu erwähnenden Umständen mußte dieß im Alterthum noch mehr der Fall seyn, wenigstens bis auf die Zeit Alexanders des Großen, durch dessen Eroberungen Indien bekannter und zugänglicher wurde. Ohne Zweifel waren demnach die toreutischen Riesenwerke des Phidias und Polyklet ganz oder großentheils aus Africanischem Elfenbein zusammengesetzt.

Auf die Ausdrücke der Dichter ist hiebey nicht viel zu achten. Sie nannten, der Verherrlichung wegen, irgend ein entferntes Land, woher die kostbare Waare gekommen, sey es nun Indien, Aethiopien, oder Mauritanien, je nachdem es ihnen gefiel, oder für den Versbau bequemer war. Das hinzugefügte Beywort Indisches Elfenbein in einem Homerischen Gleichnisse beym Virgilius kann ich nicht eben schicklich finden; **) dagegen möchte ich auch kein besonderes Gewicht darauf legen, wenn Propertius von den elfenbeinernen Thorflügeln am Tempel des Palatinischen Apollo, ohne Zweifel einer älteren Griechischen Kunstarbeit, sagt:

Libyschen Zahns Bildwerk, herrliche Pforten sodann. ***)

Solche Ausdrücke beweisen nur, daß den Dichtern im Zeitalter des Augustus die Nennung aller Gegenden geläufig war, woher Elfenbein kommen konnte. Die Frage muß aus ganz andern Zeugnissen und Gründen entschieden werden.

---

*) Shaw Zoology, Vol. I. P. I. p. 224.

**) Aeneid. XII, 67.

***) Propert. L. II, El. XXXI, 12:

Et valvae Libyci nobile dentis opus.

Auch in Italien wird das Elfenbein in sehr frühen Zeiten erwähnt, aber freylich nicht von gleichzeitigen Schriftstellern. Die Römer sollen die Sitte der curulischen Stühle von den Etruskern überkommen haben. Diese empfingen das dazu nöthige Elfenbein vermuthlich von den in Africa angesiedelten Phoeniciern, namentlich den Carthagern; denn über das westliche Becken des Mittelmeers hinaus scheint die Schiffahrt der Etrusker in früheren Zeiten sich eben nicht erstreckt zu haben.

Es veranlaßt eigene Betrachtungen, wenn man bedenkt, daß die Zeitgenossen des Perikles, welche die Pallas im Parthenon und den Olympischen Jupiter verständig bewunderten, ja daß vielleicht die Künstler selbst, von dem Thiere, aus dessen Zähnen oder Hörnern (denn auch darüber war man nicht einig) jene herrlichen Götterbilder zusammengefügt waren, entweder gar keine oder eine irrige und wunderliche Vorstellung hatten. Man sieht, daß die höchste künstlerische Ausbildung mit großer Beschränktheit der geographischen und physischen Kenntnisse gar wohl verträglich ist, wie uns dagegen die Erfahrung von der Möglichkeit des umgekehrten Falles ganz nahe liegt.

Herodot ist unter den auf uns gekommenen Griechischen Schriftstellern der älteste, bey welchem das Wort ἐλέφας den Elephanten bezeichnet. Aber es ist eine bloße Erwähnung ohne irgend eine Beschreibung: allem Ansehen nach hatte der Geschichtschreiber, ungeachtet seiner weiten Reisen, das Thier selbst nicht gesehen. Er theilt die Nordküste von Africa in zwey Hälften: das östliche von Nomaden bewohnte Libyen bis an den Fluß Triton sey flach und sandig; westwärts von diesem Flusse hingegen werde das

Land bergig und bewaldet, und habe einen mannichfaltigen Ueberfluß an wilden Thieren, darunter auch Elephanten. *) Wenn das Zeugniß des Herodot vereinzelt dastände, so könnte man einen Irrthum argwöhnen, da heutzutage in diesen Gegenden, den Raubstaaten, Fez und Marocco, durchaus keine Spur von Elephanten zu finden ist. Aber wir werden es zur Genüge bestätigt sehen, daß weit später, und in ganz geschichtlichen Zeiten die Elephanten dort noch sehr häufig waren; wir werden auch die Ursachen errathen, wodurch das Aussterben der Gattung im Norden der großen Wüste bewirkt worden.

Die vom Herodot berichtete Musterung des Heeres, womit Xerxes Griechenland überzog, ist eine merkwürdige Urkunde. Uebertreibungen und Misverständnisse mögen sich eingeschlichen haben; hingegen Auslassungen, besonders des Auffallenden und Außerordentlichen, sind nicht zu besorgen, da die Griechen so sehr darauf bedacht waren, ihre Siege zu verherrlichen. Aus dieser Herrschau geht nun unwidersprechlich hervor, daß die Könige von Persien damals keine Kriegselephanten besaßen; denn wenn Xerxes deren in seiner Gewalt gehabt hätte, so würde er sie gewiß nicht zurückgelassen haben, bey einem Feldzuge, wozu er alles aufbot, und wobey sogar die Araber auf ihren Kameelen als eine seltsame Art von Reiterey erschienen. Aeschylus, ein Augenzeuge der Begebenheiten, schweigt ebenfalls von Elephanten im Heere des Xerxes, wiewohl er sonst in vielen Stücken vom Herodot abweicht; was uns nicht wundern darf, da von einem Dichter nicht dieselbe Vollständigkeit

*) Herodot. L. IV, cap. 191.

und Genauigkeit wie von dem Geschichtschreiber zu fodern ist.

Aus dem Mangel an Kriegselephanten folgt dann wiederum, daß damals kein einziger Indischer Fürst in Abhängigkeit von dem Persischen Reiche stand, wiewohl Darius sich rühmte, in Indien grosse Eroberungen gemacht zu haben. Unter den angeblichen Indiern des Herodot, sind, wie sich von selbst ergiebt, durchaus keine wahren Indier, Sanskrit oder eine daraus abgeleitete Mundart redende, und unter Brahmanischer Gesetzgebung lebende Völker zu verstehen; sondern rohe Stämme, negerartige Autochthonen am rechten Ufer des Indus, im heutigen Candahar und Baluchistan. Man weiß nicht recht, was man von der Entdeckungsfahrt denken soll, welche Darius auf dem Indus anstellen ließ, da sogar dem Laufe des Flusses eine ganz falsche Richtung nach Osten gegeben wird. So viel ist klar: wenn Herodot alles erfahren und richtig aufgefaßt hatte, was die Perser zu seiner Zeit von Indien wußten, so wußten sie so gut wie gar nichts, und wir sind zu der Folgerung berechtigt, daß zwischen diesen benachbarten Ländern damals nicht der mindeste Verkehr Statt fand. Nach der Sprache müssen wir die Perser und Indier für nahe verwandte Völker halten, die in einer entfernten Vorzeit aus gemeinsamen Ursitzen ausgewandert. Aber, wie es scheint, wußten sie nichts mehr von einander, und lernten sich erst später als Fremde wieder kennen.

Freylich hat die Natur auch eine starke Kluft zwischen den beyden Ländern befestigt: im Norden Gebirge, weiter hinunter längs dem Laufe des Indus und des von dem Flusse bewässerten Thales, grosse Wüsteneyen. Die Ge-

gend, wo Alexander über den Indus ging, ist die Pforte gewesen, wodurch die meisten späteren Eroberer eingedrungen; und hier setzten noch die fünf großen Flüsse des Panjab ein bedeutendes Hinderniß entgegen.

Aus dieser Unbekanntschaft der Perser mit Indien ergiebt sich ferner, daß die Phoenicische Schiffahrt, vom Arabischen Meerbusen aus, so frühe die Küsten Indiens noch nicht erreicht hatte: denn sonst hätte Darius von den Phoeniciern, die seinem Reiche angehörten, und ihm Kriegsdienste zur See leisten mußten, bessere Auskunft bekommen können.

So viel wir wissen, war Ktesias, ungefähr sechzig Jahre nach dem Herodot, der erste Grieche, der eine etwas ausführlichere Beschreibung des Elephanten aus eigner Ansicht gab. Aber freylich, überhaupt wegen seiner Lügen übel berufen, hat er sie auch an dem fremden Wunderthiere nicht gespart. Aristoteles widerlegt seinen Bericht hierüber einigemale mit Nennung seines Namens; *) einmal erwähnt er bloß die alte Sage, **) aber so, daß diese Bezeichnung nur auf den Ktesias gehen kann, dessen Schriften, nicht viel über ein halbes Jahrhundert zuvor geschrieben, doch das älteste waren, was die Griechen über diese Gegenstände hatten.

Ktesias war ein Lieblings-Schriftsteller seiner Landsleute, wegen seiner anmuthigen Schreibart, und vielleicht auch wegen seiner Lügenhaftigkeit. Denn die Griechen hat-

*) Aristot. *de animal hist.* L. III, c. 22 in fine. *De animal. generat.* L. II, c. 2.

**) Aristot. de animal. ingressu, cap. 9.

ten eine liebenswürdige Neigung, den Irrthum aufzufassen, wenn er von irgend einer Seite der Einbildungskraft schmeichelte, und ließen ihn sehr ungern wieder fahren, die nüchterne Wahrheit mochte ihnen auch noch so bestimmt dargelegt worden seyn. Ich glaube, es giebt kein anderes Beyspiel von einem so geistreichen Volke, das sich so viel abgeschmacktes hätte aufbinden lassen. Deswegen haben sich die häufig wiederholten Erzählungen des Ktesias bis auf eine späte Nachwelt fortgepflanzt, wiewohl seine Schriften verlahren gegangen sind. Insbesondere ist sein Buch über Indien die große Schatzkammer von Mährchen für alle folgenden Fabelreisen geworden. Da waren die hundsköpfigen Menschen zu Hause, die Kopflosen mit dem Gesicht auf der Brust, (beyde zwar erborgt, vermuthlich aus dem Reisebericht des Samiers Koläus, und vom westlichen Libyen *) nach Indien versetzt) die einbeinigen behenden Läufer, die Plattfüße, die sich auf den Rücken legten, und die Beine emporstreckten, um ihre großen Füße als Sonnenschirme zu gebrauchen, und vieles andre, was nachher theilweise in den falschen Kallisthenes, in die Legende vom heil. Brandanus, in die Reisen des Sindbad und Maundeville, und bey uns in die Abentheuer des Herzogs Ernst übergegangen ist.

Neben dieser müßigen Bethörung der Einbildungskraft, welche Ktesias mittelbar auch bey solchen Lesern bewirkt hat, die seinen Namen niemals vernommen hatten, haben seine Schriften einen ernsteren Einfluß auf die Weltgeschichte gehabt: denn ohne allen Zweifel ist durch deren Lesung im

*) Da finden sie sich beym Herodot, L. IV, cap. 191.

Gemüthe Alexanders des Grossen jener unwiderstehliche Trieb entzündet worden, bis zu dem Wunderlande hindurchzubringen und es zu erobern; und wiewohl der flüchtig erworbene Besitz einiger Landschaften an der Gränze bald wieder verlohren ging, so war sein Indischer Feldzug dennoch äusserst folgereich.

Ob Ktesias wirklich selbst nach Indien gekommen, und wie weit, ist eine Frage, die eine eigne erschöpfende Untersuchung verdient. Unter den wenigen Bruchstücken seines Berichtes ist manches recht dazu geeignet, die Wirklichkeit seiner Reise verdächtig zu machen: ich meyne nicht eben das unverhohlen Unglaubliche, sondern ganz einfache naturgeschichtliche Bemerkungen, wobey Ktesias zwischen der Wahrheit und der Lüge unparteyisch hätte wählen können. Für unsern gegenwärtigen Zweck ist es aber gleichgültig, ob er als Leibarzt des Persischen Monarchen Gelegenheit fand die Reise zu machen, oder ob er, ohne den Hauptsitz des Reiches zu verlassen, einige wahrhafte Erkundigungen einziehen, Indische Erzeugnisse und ihre Namen kennen lernen konnte. Daß er dergleichen in der That kennen gelernt, muß unbedenklich bejahet werden. Aus beyden Voraussetzungen ergiebt sich dieselbe Folgerung: daß nämlich vermöge uns unbekannter Ereignisse in dem Zeitraume zwischen Xerxes und Artaxerxes Mnemon das Verhältniß der beyden Länder sich verändert haben muß.

Indien war nun den Persern nicht mehr so unzugänglich wie zuvor: es fand einiger politische und Handelsverkehr Statt. Indische Fürsten sendeten den Königen von Persien nach morgenländischer Weise Ehrengeschenke. Die vom Ktesias erwähnten sind von der Art, daß er sie nicht

ersonnen haben kann. Zu diesen Ehrengeschenken gehörte wohl auch der Elephant, welchen Ktesias zu Babylon einen Palmbaum umstoßen und auswurzeln sah. Dieß ist nun einmal, gegen die Gewohnheit des Zeugen, etwas ganz glaubliches, ja sogar gewöhnliches. Daß Ktesias das Thier gesehen, läßt sich kaum bezweifeln, wiewohl sein Bericht in manchen Stücken so lautete, als hätte er nur vom Hörensagen geschrieben. Wer anders als er hat den läppischen Irrthum verbreitet, der Elephant habe keine Gelenke in den Beinen, und schlafe deswegen an einen Baumstamm gelehnt; dieser werde nun von den Jägern über der Wurzel dergestalt durchgesägt, daß er nur noch eben halte, und durch das Gewicht umstürzen müsse; worauf dann das Thier, weil es sich, einmal zu Boden gefallen, nicht wieder aufrichten könne, leicht gefangen werde. Auf das letzte hat Aristoteles verschmäht sich einzulassen; das erste widerlegt er, und beschreibt genau, wie der Elephant schreitet, und wie er sich niederlegt. *) Es ist bekannt, daß das Thier sich gern auf dem Rücken wälzt, und aus dieser Lage sich mit Leichtigkeit wieder aufrichtet; ja im Zustande der Wildheit soll es sich, ungeachtet seiner Schwere, hoch in die Luft bäumen.

Ktesias hatte denn auch zuerst unter allen Griechen erfahren, welche wichtige Stelle der Elephant in der Indischen Kriegskunst einnahm. Er versicherte, (diesmal vorsichtiger Weise) er habe gehört, daß vor dem Heere des Königs von Indien (als ob es nur Einen gäbe) hundert-

*) Aristot. De animal. ingressu, cap. 9. De animal. hist. L. II, cap. 1.

tausend Elephanten hergingen; dreytausend der stärksten würden in der Nachhut gehalten, und bey Belagerungen als Mauerbrecher gebraucht. Diese Angabe geht unermeßlich weit hinaus, nicht nur über alle geschichtlich beglaubigten Beyspiele, sondern auch über die stärkste Zahl, welche von Indischen Schriftstellern über die Kriegskunst, als zu einem vollständigen Heere gehörig, berechnet worden ist. *) Die Möglichkeit, so viele Elephanten zusammen zu bringen und zu erhalten, ließe sich wohl nur in dem Falle denken, daß die ganze diesseitige Halbinsel Indiens unter einem einzigen Beherrscher gestanden hätte; was gewiß zur Zeit des Ktesias, und viele Jahrhunderte zuvor, nicht Statt fand. Indessen mag ihm dießmal die Uebertreibung verziehen werden, weil sie augenscheinlich dem Lucretius zu folgenden schönen Versen Anlaß gegeben:

Gleichwie wir, aus dem Geschlecht Vierfüßiger, erst Elephanten,
Schlangengehandete, sehn, die ringsher India schirmen,
Mit vieltausenden bildend ein elfbeinblinkendes Bollwerk,
Daß nicht Feindes-Gewalt eindringt: so mehrt sich der Thiere
Menge, von welchen wir kaum hier Beyspiel' einzeln erblicken. **)

---

*) Vgl. Cosha, p. 202, sl. 49, und Colebrooke's Anmerkung.

**) Lucret. de Rer. Nat. II, 536 sq.
Sicuti quadrupedum cum primis esse videmus
In genere anguimanos elephantos, India quorum
Millibus e multis vallo munitur eburno,
Ut penitus nequeat penetrari; tanta ferarum
Vis est, quarum nos perpauca exempla videmus.

Ich setze die Stelle im Original her, weil die Ausleger sie seltsam misgedeutet haben. Man sehe die Havercampische Ausgabe.

Diodor hat uns außerdem ein Mährchen des Ktesias aufbewahrt, *) wodurch, wenn auch nichts anders, doch dieß bewiesen wird, daß der Erzähler von der Wirkungsart und Furchtbarkeit des Elephanten im Kriege wohl unterrichtet war. Semiramis will einen Feldzug gegen den Indischen König Stabrobates unternehmen; da sie aber keine Elephanten hat, so läßt sie dreyhunderttausend schwarze Ochsen schlachten, insgeheim ihre Felle zusammen nähen, und in der Gestalt von Elephanten mit Stroh ausstopfen. Diese Masken setzt sie auf eben so viele Kameele. Sie geht über den Indus, der Anblick der vermeynten Elephanten aus der Ferne erregt anfangs ein großes Schrecken unter den Indiern, welche bis dahin geglaubt hatten, dergleichen allein zu besitzen. Aber bald verrathen Ueberläufer das Geheimniß. Nun wagt sich die Indische Reiterey dreist heran, wird aber durch den ungewohnten Anblick und Geruch der Kameele in Verwirrung gebracht. Hierauf läßt Stabrobates das Fußvolk in gemessener Schlachtordnung anrücken: die vorangestellten Elephanten dringen unaufhaltsam vor, und richten große Verwüstung an; Semiramis, selbst verwundet, nimmt die Flucht, und ihr ganzes Heer zieht sich über den Indus zurück. Die Heldin hatte hiebey zwey Drittel ihrer Kriegsmacht eingebüßt, welche aus drey Millionen Fußknechten, fünfhunderttausend Reitern, und hunderttausend Streitwagen bestand.

Dieß ist ein kurzer Auszug des Berichtes; denn er ist mit so besondern Umständen ausgeschmückt, als wäre der Erzäh-

*) Diodor. Sic. Bibl. L. II, cap. 16 — 19.

ler in Person bey dem Feldzuge zugegen gewesen. Es fragt sich nun: hat Ktesias dieses alles aus freyer Faust ersonnen? oder hat er den Stoff seiner Erzählung aus den Persischen Archiven geschöpft, die er benutzt zu haben sich rühmte? Und wenn man das letzte annehmen will: wird uns hier die geschichtliche Aufzeichnung einer wahren Begebenheit mitgetheilt? oder lesen wir ein Stück eines mythischen Heldengedichtes auf die vielbesungene Herrscherin des Morgenlandes? Oder endlich: hatte Ktesias diese Wundergeschichte etwa nicht in Persien, sondern in Indien vernommen? Ein willfähriger Forscher, der es redlich versucht hat, auf den morschen Pfeilern des Misverständnisses und der Interpolation eine Brücke von den Indischen Ueberlieferungen zu den Alterthümern unserer Weltgeschichte hinüber zu bauen; der sich dabey selbst getäuscht hat und von andern getäuscht worden ist, bietet uns zwar aus Indischen Dichtungen eine Semiramis und auch einen Stabrobates dar. *) Man sieht indessen leicht ein, wie wenig ersprießlich es seyn würde, wenn man auf solche Art ein apokryphisches auf das andere, verfälschte Purana's auf die verdächtige Erzählung eines Griechen, impfen wollte. Meines Bedünkens nehmen die vier Voraussetzungen in derselben Ordnung an Wahrscheinlichkeit ab, wie ich sie auf einander habe folgen lassen. Für eine gleichzeitige Aufzeichnung ist die Geschichte zu abenteuerlich; als heroischer Mythus nicht rühmlich genug für die Heldin; überhaupt, die Wahrheit zu sagen, allzu carnavals- und

---

*) Asiat. Res. (London 1807.) Vol. IV. A. Dissertation on Semiramis, etc., from the Hindu sacred books, by *Fr. Wilford.* p. 369.

opernmäßig. Ich finde wenig Bedenken dabey, keine entferntere Quelle zu suchen, als das Gehirn des Ktesias, da er doch einmal von der Beschuldigung nicht losgesprochen werden kann, geflissentlich zu erlaubtem Ergötzen seiner Leser gelogen zu haben. Wenn aber der fabelnde Geschichtschreiber irgend eine urkundliche Grundlage seiner Erzählung in Persischen Schriften vorgefunden hätte, so läge darin das Geständniß, daß von den Assyrischen oder Medisch-Persischen Königen schon in einer frühen Vorzeit vergebliche Versuche gemacht worden, Indien zu erobern, und daß die Indische Kriegskunst der in dem Westasiatischen Reiche üblichen, insbesondre auch durch den Gebrauch der Elephanten, überlegen gewesen sey.

Die Schlacht zwischen dem Könige Artaxerxes Mnemon und dem jüngeren Cyrus, wobey Ktesias selbst gegenwärtig war, und den verwundeten Monarchen pflegte, wird vom Xenophon, der mitgekämpft hatte, auf das genaueste beschrieben; und aus diesem Berichte erhellet wiederum, daß Artaxerxes keine Kriegselephanten besaß. *)

Die ersten, deren in unserer Weltgeschichte eine beglaubigte Erwähnung geschieht, kommen in der Schlacht bey Arbela vor. Wiewohl Darius Codomannus dem Alexander an die Pforte seines Reiches bey Issus selbst entgegen rückte,

*) Man vergleiche noch die Stelle am Schlusse der Cyropädie, wo Xenophon den Zustand des Persischen Kriegswesens schildert, wie es zu seiner Zeit war, und die verschiedenen Bestandtheile, Reiterey, Fußvolk und Sichelwagen tadelnd durchgeht. Hier ist das Stillschweigen über die Elephanten ganz entscheidend. Cyrop. L. VIII, cap. 8 in fine.

hatte er dorthin keine Elephanten mit sich geführt: sie wurden als eine unersetzliche Leibwache auf die letzte Vertheidigung aufgespart, und standen in der entscheidenden Schlacht neben Persiens edelsten Rittern dicht vor dem Kriegswagen des großen Königes. *) Von Indiern ist in der Schlacht bey Arbela vielfältig die Rede, aber im uneigentlichen Sinne, wie bey der Heerschau des Xerxes: es waren nach der ausdrücklichen Bemerkung des bewährtesten Berichterstatters, Anwohner vom rechten Ufer des Indus, **) welche auch jene Elephanten, die sich nur auf funfzehn beliefen, herbeygeführt hatten. So gering diese Zahl ist, so beweist sie jedoch, daß entweder die nächsten Vorgänger des Darius Codomannus sich Landschaften diesseits des Indus unterwürfig gemacht hatten, die zur Zeit des Xerxes, und vielleicht noch des Artaxerxes Mnemon nicht zum Persischen Reiche gehörten; oder daß in der Bewaffnung und Kriegskunst der abhängigen Indus-Völker seit dem Xerxes eine Veränderung vorgefallen war, welche nur dem neu entstandenen Verkehr mit eigentlich Indischen Staaten des jenseitigen Ufers zugeschrieben werden kann.

Da nun, nach der einstimmigen wiewohl zum Theil stillschweigenden Aussage Griechischer Zeitgenossen und Augenzeugen der Begebenheiten, in den Persischen Heeren ein schwacher Anfang vom Gebrauche der Kriegselephanten zum erstenmal in dem Augenblicke vorkommt, wo die Dynastie

---

*) Arrian. Exped. Alex. L. III, cap. XI, 6. Vgl. cap. IX, 11.

**) Ibid. cap. VIII, 11. Ἐλέφαντες δὲ οὐ πολλοὶ, ἀλλὰ ἐς πεντεκαίδεκα μάλιστα, Ἰνδοῖς τοῖς ἐπὶ τάδε τοῦ Ἰνδοῦ ἦσαν.

der Achaemeniden gestürzt ward, (331 J. v. Chr. Geb.) so ergiebt sich hieraus, was von der Urkundlichkeit der einheimischen Ueberlieferungen der heutigen Perser zu halten ist, welche die Sitte in ein weit entfernteres Alterthum zurückwerfen. Nach dem Firdussi soll Feridun zuerst Elephanten gezähmt und zum Kriege abgerichtet haben, *) und Feridun wird auf den Medischen Arbaces der Griechen (im achten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung) gedeutet. War Feridun, möchte man fragen, zugleich Beherrscher von Indien? Oder gab es wilde Elephanten in Iran? Die Persische Ruhmredigkeit würde wohl keinen Anstand nehmen, das erste zu behaupten, aber selbst in der richtigen Deutung der Sagen liegt es gewiß nicht. Die drey Söhne des Feridun bezeichnen offenbar sinnbildlich drey große Nationen: Salm die Aramäischen Völker im Westen, Tur die nomadischen im Norden, der jüngste Lieblingssohn, der von den beyden andern gemordet wird, Irdj, die Perser selbst. Kein Mitglied der Familie erscheint als Stellvertreter des Indischen Volkes. Dieß ist um so auffallender, weil die Perser und Indier nach ihrer Sprache wirklich als Brüder betrachtet werden müssen, da hingegen jene Völker ausgemacht verschiedenen Stammes sind. Aber über ganz Vorderasien und einen Theil der Tartarey hatte sich die Persische Herrschaft zuweilen erstreckt; über Indien niemals. Wenn wir nicht einem ganz neuen Buche, worin von einer uralten Persisch-Indischen Weltmonarchie gefabelt wird, dem Dabistan, ein unstatthaftes Ansehen einräumen wollen, so müssen wir sa-

*) *Sir John Malcolm* History of Persia. Vol. I, p. 24. Herbelot. Bibl. or. art. *Feridoun*.

gen, so weit unsre Geschichte reicht, waren Persien und Indien immer getrennt, immer von einander unabhängig; und Mahmud der Ghaznevide ist der erste gewesen, der mit Persischer Heeresmacht Indien wirklich erobert hat. Es wird ferner in dem Shah-Nameh berichtet, Rustan, der Lieblingsheld der Persischen Sage, Zeitgenosse des Kai Kaaus (nach Sir John Malcolm des Cyaxares der Griechen) habe bey der Eroberung von Mazenderan viele Elephanten erlegt. Der so eben genannte neueste Geschichtschreiber Persiens, dessen Ansehen sehr groß ist, weil er das Land selbst bereist hat, und als ein Kenner der Sprache die einheimischen Ueberlieferungen mit den Zeugnissen der Alten hat vergleichen können, schließt hieraus, etwas gewagt wie mich dünkt, der Elephant sey vormals in Persien häufig gewesen. Er beruft sich dabey sowohl auf die Landesgeschichte als auf die Denkmale der Sculptur; und bemerkt, Mazenderan, das Hyrcanien der Alten, am südlichen Ufer des Caspischen Meeres, sey unter den Landschaften Persiens durch Klima und Fülle der Vegetation vor den übrigen dem Gedeihen dieser Gattung günstig. *) Dieß letzte würde nur auf die Möglichkeit schließen lassen: so manche gelungenen Verpflanzungen der Thiere durch den Menschen beweisen, daß die Natur die lebenden Geschlechter nicht überall hin vertheilt

*) Hist. of Persia. Vol. I, p. 35 in einer Anmerkung. Ich kann hiemit nicht ganz in Uebereinstimmung bringen, was der Verf. Vol. II, p. 515 sagt: It is not probable that the elephant was ever indigenous to Persia: but there is no doubt that, *from the most early times*, they were known and used in war by its inhabitants. Den letzten Satz glaube ich hinlänglich widerlegt zu haben.

hat, wo sie gedeihen können. Von Hyrcanischen Tigern haben wir genug in den Dichtern gelesen; aber kein Geograph, so viel ich weiß, hat jemals Elephanten, wilde und einheimische Elephanten, in Hyrcanien erwähnt. Wegen der allzu trocknen Luft und des wasserarmen Bodens taugt der größte Theil des Landstrichs zwischen dem Euphrates und dem Indus schwerlich für den wild lebenden Elephanten: hievon mag die Landschaft Mazenderan eine Ausnahme machen. Wie es mit den Zeugnissen der urkundlichen Geschichte bewandt ist, haben wir gesehen. Der dichterischen Sage wird gern die Freyheit gegönnt, ein späteres Costum verherrlichend auf eine entfernte Heldenzeit zu übertragen; nur beweisen läßt sich daraus nichts. Was endlich die Persischen Denkmale betrifft, so sehe ich es hingegen als ein untrügliches Kennzeichen an, daß ein Bildwerk jünger ist als das Zeitalter Alexanders des Großen, wenn Elephanten darauf vorkommen. *)

Wir müssen noch einmal auf die bey Arbela zu Kriegsgefangenen gemachten Elephanten **) zurückkommen: denn so gering ihre Anzahl war, so merkwürdig werden sie dem aufmerksamen Betrachter der Geschichte durch verschiedne zusammentreffende Umstände. Zuvörderst waren diese Thiere gleichsam der erste Kern jener neuen Kriegsgeschwader, dergleichen sich nun in einem kurzen Zeitraume über die ganze abend-

*) Die beyden Sculpturen in der Felsengrotte Taki Bostan, wo eine Saujagd und eine Hirschjagd vorgestellt ist, (Hist. of Persia, Vol. I, p. 258) gehören nach Sir John Malcolms eigner Meynung in die Dynastie der Sassaniden. Vgl. Vol. II, p. 515. Anm.

**) Arrian. Exped. Alex. L. III, cap. XV, 11. 16.

ländische Welt vom Indus bis an die Pyrenäen verbreiteten; dann haben wir alle Ursache zu glauben, daß einige darunter eben die gewesen, an welchen Aristoteles seine Erfahrungen angestellt hat. Es ist klar, daß der Philosoph seine Bücher über die Thiere erst in den letzten Jahren seines Lebens geschrieben haben kann. Er mochte früher schon seine Aufmerksamkeit der Thierwelt zugewendet haben, allein er war dabey auf die einheimischen Gattungen Griechenlands beschränkt. Erst durch die Feldzüge Alexanders wurden ihm die lebenden Geschlechter entfernter Himmelsstriche zugänglich: der Welterforscher bedurfte einen Welteroberer, der ihm die seltenen und bisher unbekannten Erzeugnisse der Natur als eine wissenschaftliche Beute zu Handen übergab. Man weiß, wie großartig Alexander der Wißbegierde seines Lehrers entgegen kam: er wandte nicht nur große Summen auf, stellte einige Tausende von Menschen, Jäger, Fischer, Vogelsteller, u. a. m. zu dessen Befehl; *) sondern er scheint auch keine Gelegenheit versäumt zu haben, durch eigne persönliche Sorgfalt ihm merkwürdige Gegenstände zu verschaffen.

Die obige Angabe des Plinius hat Aelian **) sehr unpassend, und vermuthlich durch einen bloßen Irrthum, auf den Philippus übertragen. Die vom Athenaeus ***) angegebene Summe von achthundert Talenten, welche zum Behuf der Thiergeschichte aufgewendet worden sey, wäre für den Philippus groß, vielleicht unerschwinglich gewesen; den Mitteln uud der Freygebigkeit seines Sohnes, der die

*) Plin. Hist. Nat. L. VIII, cap. 16.

**) Aelian. Var. Hist. L. IV, cap. 9.

***) Athen. L. IX, pag. 398.

Schätze der Welt erwarb, und sie auch sogleich unter seine Freunde vertheilte, war sie angemessen. Nur ein solcher Schüler konnte seinen Lehrer so belohnen; nur ein solcher Lehrer konnte so belohnt zu werden begehren. Man hat gegen die Aussage des Plinius nichts einzuwenden, als daß er seinen Gewährsmann nicht nennt: sie hat die größte innere Wahrscheinlichkeit für sich, und diese Wahrscheinlichkeit wird durch die Beschaffenheit der zoologischen Schriften des Aristoteles zur Gewißheit erhoben.

Nun eröffnete aber Alexander seine Laufbahn als Eroberer durch den Uebergang nach Asien (Ol. CXI, 3.) zwölf Jahre vor dem Tode seines Lehrers, der ihn nur um zwey Jahre überlebt hat. Im vierten Jahre nachher (Ol. CXII, 2.) fiel die Schlacht bey Arbela vor; noch vier Jahre später that Alexander den Feldzug nach Indien, wo er eine größere Anzahl von Elephanten in seine Gewalt bekam. Hätte der Philosoph sein Werk nach dem Plane der meisten neueren Zoologen entworfen, die jede Gattung besonders abhandeln, so hätte er die ihm später bekannt gewordenen Gattungen ohne Schwierigkeit hinzufügen mögen. Aber er hatte es auf eine allgemeine vergleichende Physiologie der Thiere angelegt: erst nach vollständiger Einsammlung des Stoffes hat er an die Ausarbeitung seiner Bücher, in der Gestalt wie wir sie haben, gehen können. Bey allen Zusammenstellungen ist dem Blicke des Aristoteles die abweichende Eigenthümlichkeit des Elephanten gegenwärtig; seine Beobachtungen über dieses Thier sind durch alle Bücher zerstreut, und so beschaffen, daß wir dem arbeitsamen Forscher so viel Zeit als möglich dazu gönnen müssen.

Der neueste Herausgeber der Aristotelischen Thierge-

schichte hat die Frage über die Zeit ihrer Abfassung gelehrt und scharfsinnig erwogen. *) Unter manchen Zweifeln giebt er es beynahe auf, eine genaue Zeitbestimmung auszumitteln: nach einer leichten Spur in den meteorologischen Büchern, welche nach seiner Meynung gleichzeitig mit den zoologischen seyn müssen, entscheidet er sich jedoch dafür, daß Aristoteles beyde Werke seit seiner Rückkehr nach Athen (Ol. CXI, 2.) geschrieben oder vollendet habe. Allein er nimmt hiebey keine Rücksicht auf die Naturgeschichte des Elephanten, die, wie mich dünkt, ein bedeutendes Moment in obiger Zeitbestimmung ausmacht. Bey andern Gegenständen mochte Aristoteles Vorgänger, auch nicht genannte Vorgänger benutzen; bey diesem gab es schwerlich einen andern als den Ktesias, welchem sein strenger Prüfungsgeist durchaus keinen Glauben zugestehen will. **) Daß vor den Siegen Alexanders des Großen niemals ein Elephant in Griechenland gesehen worden, wird ausdrücklich bezeugt. ***) Seine Untersuchungen über den Elephanten konnte der Philosoph also auf das früheste einige Zeit nach der Schlacht bey Arbela anfangen; und wären, nach der Annahme des Pausanias, welchem Buffon gefolgt ist, die vom Porus eroberten Elephanten die ersten gewesen, die jemals nach Europa gekommen, erst seit Ol. CXIII, 2. Der Aufenthalt des Aristoteles in Athen während der letzten dreyzehn Jahre seines Lebens macht hiebey keine Schwie-

*) Aristot. de anim. hist. L. X. *rec. I. G. Schneider.* T. I, p. xxxviii — liv.

**) Οὐκ ὢν ἀξιόπιστος, sagt er.

***) Pausan. L. I, cap. XII, 4.

rigkeit: bey seiner Wohlhabenheit, und dem, was Alexander für ihn that, konnte er gar wohl eine förmliche Menagerie in der Nähe seines Wohnortes unterhalten.

Es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß Alexander einige der bey Arbela erbeuteten Elephanten sogleich nach Macedonien und von da nach Athen gesendet: theils, wie natürlich, als dort noch nie gesehene Trophäen seiner Siege, theils um seinem Lehrer eine neue und große Befriedigung zu gewähren. Man stellt sich leicht vor, daß die regsame Einbildungskraft des jugendlichen Eroberers von dem Anblick des Thieres und dessen Gebrauch im Kriege lebhaft getroffen ward: er eignete sich die Sitte zu, und bemeisterte sich bey dem Indischen Feldzuge so vieler Elephanten, als er konnte. Sonst aber scheint er nicht eben Muße gehabt zu haben, die merkwürdigsten Thiere Indiens zu sammeln. Den Tiger erwähnt Aristoteles nur einmal, hatte ihn also gewiß nicht gesehen, das Rhinoceros ist ihm gänzlich unbekannt geblieben.

Den Elephanten hingegen beschreibt er aus eigener Ansicht und anhaltender Beobachtung an beyden Geschlechtern: er giebt das tägliche Futter nach Macedonischen Maaßen an; er hat zuerst den Elephanten zergliedert. Was er nicht selbst wahrnehmen konnte, die Lebensweise des Thieres im wilden Zustande, erfuhr er ohne Zweifel von den Indischen Führern, welche die Elephanten begleitet hatten. Er mußte es wohl verstehen, diese Leute auf die rechte Art zu befragen, denn sie haben ihm ganz verständige Dinge berichtet, und nicht solche Mährchen wie die vom Ktesias vernommenen oder erfundnen. Ueberhaupt hat Aristoteles den körperlichen Bau des Elephanten, seine Bewe

gungen, seine Bedürfnisse, seine Fähigkeiten, endlich seinen Charakter und seine Sitten so meisterlich mit festen Umrissen aufgefaßt, daß er den künftigen Naturforschern bis auf eine genauere Zergliederung der innern Organe wenig zu thun übrig gelassen; und wenn wir die sämtlichen Bücher des Aristoteles über die Thiere, insbesondre seine mit Zeichnungen versehenen Anatomen noch hätten, so dürfte auch in dem letzten Stücke die Nachlese der Neueren geringer gewesen seyn. Nicht ungestraft durch eigenen Irrthum hat ein großer Naturforscher über einige Punkte seine Meynung gegen das Ansehen des Aristoteles geltend zu machen gesucht. Die Paarung der Elephanten, einen schwer zu beobachtenden Gegenstand, weil sie im Zustande der Zahmheit nur ausnahmsweise Statt findet, hat Aristoteles in wenigen Worten ganz richtig und genau beschrieben, wie es durch die neuesten Erfahrungen bestätigt worden ist. Buffon erregte Zweifel dagegen aus einem anatomischen Grunde: er übersah, daß dieser schon beseitigt war, durch eine merkwürdige physiologische Erscheinung an dem weiblichen Elephanten in der Brunst, die Aristoteles beschreibt, die aber unter den neueren Zoologen Hr. Cuvier zuerst wieder beobachtet hat. *) Aristoteles hatte schon gesagt, der junge Elephant sauge mit der Lefze und nicht mit dem Rüssel; Perrault behauptete das Gegentheil, Buffon faßte diese Vermuthung auf, und glaubte dabey seiner Sache gewiß zu seyn: beyde sind durch die Erfahrung widerlegt worden. Was Aristoteles über einen so neuen Gegenstand

---

*) De animal. hist. L. II, cap. 1. Vgl. *Ménagerie du Muséum.* T. I, p. 100.

geleistet, lernt man noch höher schätzen, wenn man damit die Irrthümer vergleicht, welche nach ihm, und gleichsam ihm zum Trotz, von andern Griechen verbreitet worden sind, zum Theil von solchen, die selbst in Indien gewesen waren. So wollte z. B. Onesikritus die längste Lebensdauer des Elephanten auf fünf Jahrhunderte, die Dauer der Trächtigkeit auf zehn Jahre ausdehnen, *) da Aristoteles das Wahre oder ganz nahe hinan getroffen hatte. Ich vermisse jedoch in den noch vorhandenen Büchern seiner Geschichte der Thiere eine auffallende physiologische Eigenthümlichkeit des Elephanten, daß er nämlich neben den Schläfen eine kleine Oeffnung hat, wodurch zu gewissen Zeiten eine stark riechende Feuchtigkeit ausschwitzt. Ein in Indien lebender, und um die Sanskrit-Litteratur hochverdienter Gelehrter, Hr. Wilson, rügt es, daß die Europäischen Zoologen, namentlich Buffon und Shaw, diesen Umstand übersehen haben, auf welchen von den Indischen Dichtern häufig angespielt wird. **) Die vortreffliche Beschreibung des Elephanten von Hrn. Cuvier war wohl noch nicht nach Calcutta gelangt: in dieser wird die Beobachtung allerdings mitgetheilt. ***) Jedoch ist sie auch außerhalb Indien nichts weniger als neu, denn sie findet

*) Strabonis R. G. L. XVII. e rec. Casaub. Amstel. 1807. p. 1031.

**) *The Méghadûta or Cloud Messenger, a Poem, by Câlidâsa. Translated into English verse, by* H. H. Wilson. Calcutta 1813. p. 26. 27.

***) Ménagerie etc. T. I, p. 121.

sich schon beym Strabo; *) wie es der Zusammenhang der ganzen Stelle giebt, aus dem Megasthenes, der sonst eben nicht wegen seines Beobachtungsgeistes und seiner nüchternen Wahrheitsliebe berühmt ist. Der eben genannte Naturforscher behauptet aber, dieser periodische Ausfluß habe mit der Brunst nichts zu schaffen, **) und hierin hat er nicht bloß den Megasthenes gegen sich, über dessen Ansehen man sich wohl hinwegsetzen könnte, sondern die tausendjährige Erfahrung der Indier, die sogar in den hierauf bezüglichen Ausdrücken ihrer Sprache niedergelegt ist. ***) Es ist begreiflich, daß die Erscheinungen, welche die Brunst begleiten, in einem kälteren Klima nicht so vollständig und regelmäßig zum Vorschein kommen, als in der natürlichen Heimath des Thieres.

Wie von der einen Seite Alexander den Elephanten als ein Naturwunder der Wissenschaft überliefert hatte, um welches die Wahrheit und der Irrthum sich fernerhin streiten möchten, so machte er ihn auf der andern Seite zu einem Gegenstande des Ehrgeizes kriegerischer Fürsten und Staaten. Dieß führt uns auf seinen Indischen Feldzug: ein unendlich merkwürdiges Ereigniß, bey welchem es

---

*) *Strabonis* R. G. L. XVII, p. 1031. Καιρὸς δ' ἐστὶ τῷ μὲν ἄρρενι (ἐλέφαντι) ἐπειδὰν οἴστρῳ κατέχηται, καὶ ἀγριαίνῃ· τότε δὴ καὶ λίπους τι διὰ τῆς ἀναπνοῆς ἀνίησιν ἣν ἔχει παρὰ τοὺς κροτάφους· ταῖς δὲ θηλείαις, ὅταν ὁ αὐτὸς πόρος οὗτος ἀνεῳγὼς τυγχάνῃ. Die Berufung auf den Megasthenes findet sich zu Anfange der Beschreibung Indiens, pag. 1028.

**) *Ménagerie* T. I, p. 104.

***) Cosha by *Colebrooke*, p. 191.

schwer fällt, der einladenden Versuchung zu Abschweifungen zu widerstehen, um nur einen einzelnen Umstand herauszuheben. Geographisch ist dieser Feldzug schon sehr sorgfältig erläutert worden; in andern Beziehungen kann die jetzt erworbene Kenntniß der Sprache, der alten Verfassung und Sitte Indiens ein neues Licht auf die Berichte der Geschichtschreiber werfen, ja in manchen Stücken zum Maaßstabe ihrer Glaubwürdigkeit dienen. Aber diese Untersuchung darf nicht im Vorbeygehn angestellt werden.

Alexander ließ es sich, als eine nothwendige Vorbereitung, angelegen seyn, das Land zwischen Baktrien und dem Indus zu unterwerfen, ehe er über diesen Fluß zu gehen wagte. *) Die tapfern Völkerschaften, die er dort antraf, in dem heutigen Kabul und einem Theile von Afghanistan, scheinen entweder in völliger Unabhängigkeit gelebt, oder höchstens in einer losen Verbindung mit dem Persischen Reiche gestanden zu haben. Denn die Macedonier hatten es hier mit Streitkräften zu thun, wovon offenbar nur ein geringer Theil zur Vertheidigung Persiens aufgeboten worden war. Dagegen geben sich enge Verhältnisse mit den benachbarten Indischen Fürsten kund. Es gab hier sogar Indische Miethsvölker vom jenseitigen Ufer des Indus, welche vor der Macedonischen Uebermacht zum Abisares, dem Könige von Kashmir, flüchteten. Kleine Dynasten besaßen Elephanten, zwar nur wenige, jedoch mehr, als man deren in dem Heere des großes Königes gesehen hatte.

*) Ich brauche es kaum zu erinnern, daß ich in dem folgenden mich an den Arrian gehalten habe, der in allem, was die Kriegsgeschichte Alexanders des Großen betrifft, allein zu Rathe gezogen werden kann.

Alexander ließ sich keine Mühe verdrießen, so viele Elephanten als möglich zusammenzubringen. Freylich, wenn er seine Kriegsbedürfnisse nach den übertriebenen Angaben des Ktesias abmaß, konnte er nicht hoffen, sich in diesem Stücke mit einem Indischen Heere zu messen, aber ohne Zweifel hatte er nun schon genauere Nachrichten. Durch Einnahme der Stadt Ora fielen ihm die Elephanten der Assacener, dreyßig an der Zahl, in die Hände. Die eben erwähnten Indischen Miethsvölker ließen bey ihrer Flucht zum Abisares ihre Elephanten in den Waldungen am diesseitigen Ufer des Indus frey laufen, es gelang Alexandern durch die Indischen Elephanten-Jäger, die er an sich gezogen hatte, diese einzufangen und von neuem zu zähmen. Taxilas, ein Fürst im heutigen Lahore, zwischen dem Indus und Hydaspes (Vahuda), der sich aus Feindschaft gegen seine Nachbarn für den Eroberer erklärte, brachte ihm beym Uebergange über den Indus nebst andern Geschenken dreyßig Elephanten entgegen. So hatte er schon eine ziemliche Anzahl beysammen, aber sie halfen ihm nichts bey dem Kriege gegen den Porus, weil er sie im Angesichte des Feindes nicht über den Hydaspes setzen konnte. Dagegen erschwerten ihm die feindlichen Elephanten den Uebergang ungemein: sie standen als Vorposten am jenseitigen Ufer; er wagte es nicht die Reiterey einzuschiffen, weil er fürchtete, die Pferde würden gar nicht landen wollen, ja durch den Anblick und das Gebrüll der Elephanten scheu gemacht, von den Flößen ins Wasser springen. Er mußte alle seine Kühnheit und geübte Feldherrnkunst aufwenden, um den Uebergang, bey nächtlicher Weile, unter Regen und Ungewitter, in beträchtlicher Entfernung vom

Lager des Porus zu bewerkstelligen. Hier erfolgte nun die ewig denkwürdige Schlacht: alles wohl erwogen, der glorreichste Sieg, den Alexander jemals erfochten. In Persien hatte er es mit Horden von Barbaren zu thun, die, mit der Geißel zusammengetrieben, bey dem ersten entschlossenen Angriff auseinander gesprengt wurden; mit zahllosen Heeren ohne einen Begriff von Taktik; mit Völkern, die ausgeartet waren, die ursprünglich edlen Perser durch Uebermuth, die gehorchenden durch Knechtschaft; mit einem verweichlichten Despoten, der immer zuerst das Signal zur Flucht gab, damit nur seine geheiligte Person keine Gefahr liefe. Hier stellte sich ein ganz andres Schauspiel dar: eine gebildete Kriegskunst, verbunden mit der größten persönlichen Tapferkeit; ein König, der durch Gestalt und Wuchs als ein Heldensohn ausgezeichnet, durch unerschütterlichen Muth sich so bewährte; ein Heer, das besiegt aber nicht entehrt werden konnte, weil alle, vom ersten bis zum letzten, durch Ehrgefühl beseelt, dem uralten Gesetz des Kriegerstammes (dem Kshatriya-dharma) mit Aufopferung ihres Lebens getreu blieben. Porus war ein Indischer Fürst von untergeordnetem Range: sein Gebiet lag im heutigen Lahore, am linken Ufer des Hydaspes; die Kriegsmacht, welche eine so beschränkte Landschaft aufzubringen vermochte, läßt die Höhe der damaligen Indischen Cultur ermessen. In der Schlachtordnung des Porus erkennen wir die Kriegessitte der Indier, wie sie in ihren Heldengedichten geschildert wird. Auf den Flügeln standen die Streitwagen, demnächst die Reiterey, in der Mitte war eine Reihe von zweyhundert Elephanten in gemessenen Abständen aufgestellt; hinter ihnen bildete das Fußvolk die

zweyte Linie, in Geschwader eingetheilt, welche die Zwischenräume ausfüllten, so daß diese ungehindert vorrücken, jene sich zurückziehen konnten. Das waren die Bestandtheile eines Indischen Heeres: Streitwagen, Reiterey, Elephanten und Fußvolk, wovon es den Namen Chaturanga, das viergegliederte, führt. In der alten Welt schien es fast überall das würdigste, von einem Wagen herab zu kämpfen. So die Homerischen Helden; so die weit älteren Aegyptischen Könige, die wir noch mit ihrem herrlichen Gespann vor Augen sehen; so auch Arjunas mit seinem göttlichen Begleiter Krishnas, in der Schlacht der Kuru's und Pandu's: aber Porus saß in strahlender Rüstung auf dem größten seiner Elephanten, und schleuderte von da herab wie Indras die Blitze seiner Wurfspieße.

Alexander war aus Unkunde des Klima's (Ktesias hatte berichtet, es regne in Indien gar nicht, sondern das Land werde bloß durch die Ueberschwemmungen der Flüsse befruchtet) mit seinem Feldzuge in die Regenmonate hineingerathen. Dieß hätte ihm unter andern Umständen verderblich werden können, in der Schlacht war es ihm günstig. Die Streitwagen verunglückten in dem verschlämmten Boden, er überflügelte den Feind mit seiner überlegenen Reiterey, und als endlich die Phalanx nach einem hartnäckigen und oft zweifelhaften Gefecht gegen die Elephanten vordrang, so ward Unordnung und Flucht in dem Indischen Heere allgemein. Der verwundete König ergab sich erst, als nichts mehr zu retten war: seine beyden Söhne, und seine sämtlichen Befehlshaber hatten auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden. Dem Sieger fielen nun alle Elephanten seines Gegners zu, die nicht etwan in dem Treffen er-

legt worden waren. Abisares, geschreckt durch den Unfall seines Bundesgenossen, sendete jenem einen zweymaligen Tribut, zusammen von siebzig Elephanten; Porus brachte die ihm noch übrig gebliebenen herbey. So waren die Streitkräfte Alexanders auch von dieser Seite vermehrt, jedoch immer noch in weitem Abstande von denen, die er jetzt anzugreifen gedachte. Man weiß, wie Alexander durch den Unmuth seines Heeres genöthigt ward, seine ferneren Entwürfe aufzugeben. Ob es ihm am Ganges eben so gut gelungen wäre als am Indus, bleibt immer zweifelhaft. Nach einer sehr glaubwürdigen Angabe wurden die Macedonier vornämlich dadurch geschreckt, daß sie vernommen hatten, der König der Gandariten und Prasier unterhalte vier bis sechstausend Elephanten mit einer angemeßnen Heeresmacht. *) Als Alexander seinen Rückzug zu Schiffe auf dem Acesines und Indus antrat, hatte er zweyhundert Elephanten; er eroberte deren noch zu dreyen Malen in den Staaten am untern Indus: die Zahl wird nicht angegeben, schwerlich war sie bedeutend. Aufs höchste mochte er dreyhundert zusammengebracht haben. Er wendete eine besondere Sorgfalt darauf, sie glücklich nach dem Hauptsitze seines Reiches zu bringen. Sie zogen bis an das Delta des Indus längs dem linken Ufer herab. Nachher, als Alexander den beschwerlichen Zug durch die Wüste Gedrosiens machte, wobey seine Schaaren durch Hitze, Durst und Hunger in die größte Noth geriethen, hatte er sie mit dem Rest des Heeres unter der Leitung eines seiner

*) Diodor. Sic. L. XVII, cap. 93. Plutarch. Alex. cap. 62.

geprüftesten Feldherrn, des Kraterus, am rechten Ufer des Flusses wieder hinauf gesendet, um sie den wirthbareren Weg durch Arachosien und Drangien zu führen. Kraterus stieß in Caramanien wieder zu ihm. Ohne Zweifel verherrlichten die Elephanten den verhängnißvollen Einzug des Eroberers in Babylon: gleich nach seinem Tode werden sie dort erwähnt.

Alexanders Lebenskraft war erschöpft, vielleicht auch sein Glück, während sein unermüdlicher Unternehmungsgeist erst noch einen neuen Aufschwung zu nehmen schien. Aber es war ihm nicht beschieden, die neuen Mitstreiter aus der Thierwelt zur Ausführung seiner großen Entwürfe aufzubieten; ihr Bild zierte seinen Leichenwagen. Der Sarkophag stand unter einem gewölbten Dach, von Säulen getragen, an denen sich von der halben Höhe des Schaftes ein Akanth zum Jonischen Knauf emporwand, Löwen lagen am Eingange, Victorien standen auf den vier Akroterien, die Zelle war vergittert: alles dieß gleichermaaßen von Gold. An dem innern Fries unter der Säulenlaube liefen Gemählde umher: vorn war Alexander selbst auf einem kostbaren Wagen sitzend vorgestellt, seine Macedonischen und Persischen Leibwachen um ihn her, hinten eine Flotte, an der einen Seite Geschwader von Reiterey, an der andern Elephanten mit ihrem kriegerischen Geschirr, ihren Indischen Führer auf dem Nacken, einen Macedonischen Krieger auf dem Rücken. Zuverläßig war dieß das erstemal, daß Griechische Künstlerhände, und zwar sehr ausgezeichnete, die fremde Gestalt nachahmten. Man sieht hieraus, welche Wichtigkeit von denen, die Alexandern zunächst umgaben, auf diese lebenden Trophäen seiner Indi-

schen Siege gelegt ward. Vier und sechzig glänzend angeschirrte Maulthiere zogen das künstliche Gestell des Wagens, worauf das Ganze ruhte. *) So, mit unbeschreiblicher Pracht, wurden die Reste des Eroberers von Babylon nach Alexandria gebracht, angestaunt von den Völkern, denen sein Tod wie sein Leben verderblich war, wiewohl die Nachwelt herrliche Früchte seiner Thaten einerntete.

Von dieser Zeit an sind nun die Elephanten, beynahe drey Jahrhunderte hindurch, fortwährend in den endlosen Kriegen gebraucht worden, welche um die Weltherrschaft geführt wurden, bis die Römer endlich allein siegreich auf dem Kampfplatze blieben: zuerst von den Nachfolgern Alexanders, in den verschiedenen Satrapien, die sich zu unabhängigen Reichen erhoben, in Macedonien, in Epirus, dann von den Carthagern und den westlichen Africanischen Fürsten, endlich von den Römern. Ich weiß nicht, woher es einige Neuere genommen haben, der Gebrauch der Kriegselephanten sey von geringer Bedeutung gewesen, und nur als eine Art von morgenländischem Luxus beybehalten worden. Etwan aus der Rede, welche der Rhetor Curtius

---

*) Diodor. Sic. Lib. XVIII, cap. 26 – 28. Man vergleiche die ausführliche archäologische Erklärung dieses Denkmals in *Quatremère-de-Quincy* Recueil de dissertations sur différens sujets d'antiquité. Paris 1819. p. 126 — 206. Ueber verschiedene Theile der Restauration, welche der Verfasser in einem colorirten Blatte giebt, ließen sich vielleicht Zweifel erheben; aber über die Stelle, welche den vier Gemählden angewiesen wird, bin ich ganz mit dem vortrefflichen Alterthumskenner einverstanden.

Alexandern in den Mund legt? *) Diese Rede wäre mit der Erfahrung seines Heeres, und seinen eignen Handlungen in geradem Widerspruche gewesen. Oder aus den Prahlereyen späterer Römer, die gut reden hatten, nachdem die Gefahr vorüber war, und sie nur noch in schwelgerischer Ruhe den Thiergefechten des Circus zusahen? In entscheidenden Augenblicken war ihnen ganz anders zu Muthe gewesen, und nach der Erfahrung einiger Siege, welche eigentlich die Elephanten über sie davon getragen hatten, versäumten sie nichts, um diese furchtbaren Feinde aus dem Wege zu räumen. Es ist wahr, jede Waffe muß nach dem gesamten Zustande der Kriegskunst beurtheilt werden, worauf sie angewendet werden soll. Durch seine unüberwindliche Scheu vor dem Feuer ist der Elephant, seit Erfindung der Schießgewehre, untauglich geworden in Schlachten aufgeführt zu werden; aber noch ist er bey den Feldzügen in Indien ein unentbehrlicher Begleiter der Heere, als Lastthier, besonders zur Fortbringung des groben Geschützes. Bey der damaligen Bewaffnung und Taktik bildeten die Elephanten im offenen Felde eine Art von beweglichem Bollwerk, wohinter man sich zurückziehn und wiederum Ausfälle thun konnte. Sie beschützten, doch mußten sie auch wiederum beschützt werden, damit man sie nicht mit Vortheil von der Seite angriffe. Am wenigsten gelang es den Colonnen schwerbewaffneten Fußvolkes, ihnen gegenüber Stand zu halten: sie durchbrachen auch festgeschlossene Reihen, und richteten alsdann unter den verwirrten Haufen der Fliehenden eine entsetzliche Verheerung

---

*) Q. Curt. de R. G. Alex. L. IX, cap. 2.

an. Man lernte, leichte Truppen zu Fuß oder zu Pferde (vorausgesetzt daß die Pferde schon an den Anblick gewöhnt waren) gegen sie gebrauchen, welche in allen Richtungen um sie her schwärmten, mit Pfeilen oder Wurfspießen auf die Führer zielten, und die verwundbaren Stellen der Thiere selbst zu treffen wußten.

Bey der Kriegskunst muß allerdings die Wirkung auf die Einbildungskraft sehr mit in Anschlag gebracht werden; und was den eigenen Kriegern Zuversicht giebt, den feindlichen Schrecken einflößt, wird schon dadurch nützlich, wenn es auch sonst nicht brauchbar wäre. Darauf hat man zu allen Zeiten, nach Verschiedenheit der Sitten und Trachten, den militärischen Putz berechnet, woran ja so vieles weder zum Angriff noch zur Vertheidigung etwas beyträgt. Die Wirkung, welche die Elephanten bey ihrer ersten Erscheinung auf die Einbildungskraft auch sehr tapfrer Nationen, der Griechen und Römer, machten, war unermeßlich: sie mochte sich durch die Gewohnheit etwas abstumpfen, aber sie ging nie ganz verlohren. Die Macedonier hatten von den Indiern gelernt, den Eindruck der massiven Größe des Thiers durch prächtiges Geschirr zu erhöhen; ich weiß nicht, ob auch dieses, daß sie die Elephanten unter einer rauschenden und zugleich rhythmischen Musik von Pauken und Cymbeln anrücken ließen. Die letzte Sitte war bey den Bewegungen Indischer Heere allgemein, den Griechen aber so fremd und auffallend, daß sie es nur aus dem erträumten Zuge des Bacchus zu erklären wußten. Als die Soldaten des Eumenes die Schaaren des Antigonus, mit Rüstungen von Golde blinkend, die Elephanten mit ihren Purpurdecken und Thürmen, im Sonnenschein

die Hügel gegenüber herabschreiten sahen, wollten sie nicht ohne ihren Feldherrn vorrücken, der krank in einer Sänfte herbey getragen ward. *) Die Thürme sind nicht so ganz wörtlich zu verstehen: es war wohl nur eine Brustwehr um die Fläche des Saumsattels. Ueberhaupt finden sich bey den Alten übertriebene Angaben von der Zahl der Krieger, welche die Elephanten getragen haben sollen. Dem Gewichte nach könnte ein Elephant allenfalls dreißig Menschen tragen, da die Last der stärksten auf drey bis viertausend Pfund geschätzt wird. Aber wie hätten diese Raum gehabt, besonders um sich zu bewegen, und ihre Waffen zu gebrauchen? Dann wären auch die Elephanten durch die unbeholfene Last zu allen raschen Bewegungen untauglich geworden. In Indien bestand die Bemannung aus vier Menschen, einem Führer und drey Bogenschützen, um die Angriffe von allen Seiten abzuwehren. **) Wenn man anderswo beträchtlich darüber hinaus ging, so geschah es gewiß nur zur Schau.

Das erheblichste, was man gegen den Gebrauch der Elephanten eingewendet hat, ist wohl dieß, daß es eine zweydeutige Waffe sey, welche dem selbst, der sich ihrer bediente, großes Unheil bringen konnte. Denn die Elephanten, verwundet, ihrer Führer beraubt, zurückgedrängt, wurden unbändig, wendeten sich gegen die Schaaren hinter ihnen, zertraten die Menschen und verwirrten die Reihen. Gegen diese Gefahr ersann in der Folge Hasdrubal, Hannibals Bruder, ein untrügliches aber freylich ein verzweifeltes Mittel,

---

*) Plutarch. Eumen. cap. 14.

**) Strab. R. G. Lib. XV, p. 1035.

wobey die Thiere aufgeopfert wurden, um größerem Unheil vorzubeugen. Er bewaffnete die Führer mit einem Meißel und einem Hammer: wenn der Elephant so wild geworden war, daß alle Hoffnung aufgegeben werden mußte, ihn ferner zu regieren, so tödtete ihn augenblicklich ein einziger starker Schlag auf die Fuge des Schädels und des Halswirbel. *) Die Kunst des Feldherrn mußte darin bestehen, die Elephanten erst in dem günstigen Augenblicke in das Handgemenge zu wagen. Durch eine geschickte Anordnung konnten sie, indem sie einen Theil der Fronte deckten, zum Gewinn einer Schlacht beytragen, sogar ohne sich von der Stelle zu bewegen. Es scheint damit meistens entschieden geglückt oder entschieden mislungen zu seyn.

Es ist nicht meine Absicht, hier die Kriegsannalen des Elephanten in unserer alten Weltgeschichte aufzuzeichnen. Theils ist es unmöglich, dieß vollständig zu thun, weil wir über so viele Begebenheiten dieses Zeitraums die Original-Schriftsteller verlohren haben, und uns mit Auszügen behelfen müssen; theils würde es sehr weitläuftig ausfallen, denn die Schlachten, worin Elephanten aufgeführt worden, dürften schwer zu überzählen seyn. Ich muß mich damit begnügen, auf einige vielleicht nicht genug beachtete Gesichtspunkte aufmerksam zu machen. Der Zuzug neuer Elephanten aus Indien, und das Aufhören dieses Zuzuges steht in genauem Zusammenhange mit der Fortdauer der vom Alexander dort angeknüpften Verhältnisse; aus der näheren Beleuchtung dessen, was von den Africanischen Elephanten gemeldet wird, werden wir vielleicht einige naturgeschichtliche Ergebnisse gewinnen.

*) T. Liv. Hist. L. XXVII, c. 49.

Die Kriegselephanten Alexanders wurden natürlich als ein Erbtheil der Krone betrachtet, und so sehen wir sie denn auch den Perdikkas, der zuerst im Namen eines unfähigen Nachfolgers das Reich verwaltete, bey seinen Unternehmungen begleiten. Gleich nach dem Tode des Helden schreckte er die widerspenstige Phalanx durch das Ausrücken der Elephanten, und ließ durch sie an den Anstiftern der Meuterey das Todesurtheil vollstrecken. *) Er führte sie nach Aegypten gegen den Ptolemäus, und wollte sie, wie es scheint ungeschickt und deswegen ohne Erfolg, zu Erstürmung einer Feste gebrauchen; sie fuhrteten bei diesem Feldzuge zweymal durch den Nil. **) Nach dem gewaltsamen Tode des Perdikkas blieben die nächsten Reichsverweser und Vormünder der Thronerben im Besitz der Elephanten: Antigonus, als ihr Feldherr, hatte deren dreyßig in Kleinasien; sie halfen ihm den Eumenes und Alcetas besiegen. Als Polysperchon mit dem königlichen Heere nach Macedonien und Griechenland zog, begleiteten ihn fünf und sechzig Elephanten, und erregten ein allgemeines Schrecken. ***) Bey der militärischen Anarchie, die nach Alexanders des Großen Tode eintrat, rissen kühne und schlaue Befehlshaber nicht nur die Provinzen, sondern auch die Bestandtheile der Kriegsmacht an sich, und verwendeten das ihnen im Namen des Scheinmonarchen anvertraute zu Begründung einer unabhängigen Gewalt. Es war die Zeit der Condottieri im großen. Wie etwan auf der

*) Q. Curt. L. X, cap. 9.

**) Diodor. Sic. L. XVIII, c. 34. 35.

***) Diodor. Sic. L. XVIII, c. 70.

Schaubühne wenige Soldaten einen langen Heereszug vorstellen müssen, so scheinen sich die Elephanten zu vervielfältigen, weil sie unter verschiedenen Feldherren, in weit von einander entlegenen Ländern erscheinen. Es sind aber immer dieselben, und zwar während der ersten sieben Jahre nach Alexanders Tode durchaus keine andern, als die er mitgebracht hatte. Erst nach einem halben Jahrhundert fing man an, Africanische Elephanten zum Kriege zu benutzen; unterdessen hatte sich schon der Griechische Sprachgebrauch festgesetzt, den Führer eines Elephanten seinen Indier zu nennen: dieß wurde nachher beybehalten, der Führer mochte nun ein Aethiopier, ein Mauritanier oder von irgend einem andern Volke seyn.

Wir haben bestimmte Nachrichten, auf welche Veranlassungen in dem ersten Zeitalter nach Alexander neue Elephanten aus Indien gekommen sind, sogar ihre Zahl wird angegeben. Eudamus hatte den Porus, welcher nach Alexanders Tode in seiner Satrapie bestätigt worden war, mit Hinterlist umgebracht, und führte dessen hundert und zwanzig Elephanten dem Eumenes nach Susa zu; (Ol. CXV, 4.) er bekam für die aufgewendeten Kosten zweyhundert Talente. *) Die Siege, welche Eumenes über den Antigonus erfocht, halfen ihm nichts, weil er zuletzt von seinem eigenen Heere verrathen ward, und seine ganze Macht fiel dem Gegner zu.

Als Seleukus sich in den östlichen Landschaften des Reiches, von Babylon bis Baktrien festgesetzt hätte, schloß er, nach einem Indischen Feldzuge, wovon wir nichts näheres

---

*) Diodor. Sic. L. XIX, c. 14. 15.

wissen, ein Bündniß mit dem Sandrokottus, oder vielmehr dem Chandraguptas, einem mächtigen Könige und Eroberer am Ganges, wobey er den Megasthenes als Abgesandten brauchte. Einige Landstriche an der Gränze seines Reichs trat er dem Indischen Monarchen ab, der ihm dagegen fünfhundert Elephanten sendete. Dieß muß schon vor der Schlacht bey Ipsus (Ol. cxix, 4.) geschehen seyn, die vierhundert oder nach Andern vierhundert und achtzig Elephanten, die im Heere der gegen den Antigonus verbündeten erwähnt werden, gehörten sämtlich dem Seleukus. Sie leisteten treffliche Dienste, denn als Antigonus mit seiner Reiterey dem fliehenden Feinde unvorsichtig nachsetzte, rückten sie in die Mitte zwischen ihn und das Fußvolk hinein, und schnitten ihm den Rückzug ab; die Phalanx, von Reiterey entblößt, ergab sich, und Antigonus büßte sein Leben ein. *)

Von dieser Zeit an hatte Seleukus eine entschiedene Ueberlegenheit in dieser gefürchteten Waffe. Demetrius hörte es gern, wenn seine Schmeichler das, was seine Nebenbuhler vor ihm voraus hatten, in Spottnamen verwandelten: sie sagten ihm, er allein sey der wahre König, Lysimachus der Schatzmeister, Ptolemäus der Admiral, Seleukus der Elephantarch. **) Der Oberbefehl über die Elephanten war nun, überall wo man deren hatte, besonders aber in Syrien, eine wichtige Stelle beym Kriegswesen. Hierauf bezieht sich der Zug beym Terentius, daß der militärische Prahler sich rühmt, zu dem Befehlshaber der Indischen Elephanten spottend gesagt zu haben: „Bist du darum so unbändig,

*) Plutarch. Demetr. c. 28. 29.

**) Plutarch. Demetr. c. 85. und Athen. L. VI, c. 78. Beyde haben es aus dem Phylarchus.

weil du die Herrschaft über die Bestien hast?" *) Ein berühmter Gelehrter deutet diese Stelle auf Kriegsdienste eines Griechen in Persien, und schließt daraus, (wie wir gesehen haben, gegen die Geschichte) daß die Persischen Könige von jeher Kriegselephanten gehabt. **) Allein Terentius hatte die Rolle des Prahlers aus dem Menander entlehnt; der Attische Komiker, ein Zeitgenosse des Demetrius und Seleukus, dichtete nach dem Costum seines Zeitalters, und damals gab es keinen König von Persien. Hingegen läßt sich denken, daß Griechenland von Abenteurern wimmelte, welche in fremden Kriegsdiensten ihr Glück zu machen suchten. Bey welchem Könige Thraso gedient haben soll, wird in der angeführten Scene nicht ausdrücklich gesagt; aus allen Umständen geht aber hervor, daß der König von Syrien gemeynt ist, bey welchem das Amt des Elephantarchen gerade die größte Wichtigkeit hatte. Dieß wird dadurch noch mehr bestätigt, daß der militärische Prahler des Plautus, ganz jenem Thraso ähnlich, Auftrag zu Werbungen vom Seleukus empfangen zu haben vorgiebt. ***)

---

*) Terent. Eunuch. A. III, Sc. I, v. 23.

**) Quatremère-de-Quincy *Jupiter Olympien.* pag. 165, 166.

***) Plaut. Mil. Glor. A. I. Sc. 1.

Nam rex Seleucus me opere rogavit maximo,
Ut sibi latrones cogerem et conscriberem.

Unter den erlogenen Thaten des Pyrgopolinices war auch die, daß er einem Elephanten in Indien mit der Faust den Schenkel entzwey geschlagen, worüber sein Schmeichler in derselben Scene artig scherzt. Da die Prahlerey doch einen historischen Schein haben mußte, so kann

Die Seleuciden ausgenommen, konnten die übrigen Fürsten, welche Elephanten aus der Erbschaft Alexanders an sich gebracht hatten, keinen neuen Zuzug bekommen: ihr Vorrath mußte sich also allmählich erschöpfen, und endlich ganz ausgehn. Die letzten Könige von Macedonien haben keine mehr gehabt. Demetrius hatte, wie es scheint, nach dem Falle seines Vaters Antigonus einen Theil der Elephanten gerettet. Er verlohr deren zwanzig an den Pyrrhus, als er aus Macedonien vertrieben ward. *) Mit diesen ging Pyrrhus in der Folge nach Italien, und die kleine Anzahl reichte hin, ein unglaubliches Schrecken in dem Römischen Heere zu verbreiten, und dessen Niederlage zu bewirken. Dieß sind die einzigen Indischen Elephanten, welche jemals zu einem Feldzuge in Italien gebraucht worden: es läßt sich nachweisen, daß sie entweder noch von denen waren, die Alexander mitgebracht hatte, oder die Eudamus dem Porus abnahm. Welche wunderbare Verkettung der Begebenheiten würde dazu erfodert, wenn Thiere, am Fuß des Himalaya aufgewachsen, nachdem sie so manchen gewaltsamen Glückswechsel überlebt hatten, und mit der Herrschaft so oft von einem ehrgeizigen Machthaber zu dem andern übergegangen waren, fast ein halbes Jahrhundert nach dem Indischen Feldzuge Alexanders des Großen, in einer entfernten Zone, in einer ganz fremden

---

dieß nur auf den Indischen Feldzug des Seleukus bezogen werden. Der des Alexander war schon ein zu altes Ereigniß.

*) Pausan. Att cap. XII, 4. cf. Plutarch. Demetr. c. 44. et Pyrrh. c. 15.

Sphäre der Menschenwelt, gegen ein Volk streiten sollten, das von dem Lande ihrer Heimath noch nicht einmal den Namen vernommen hatte, und in seiner bäurischen Einfalt sie Lucanische Ochsen nannte!

Die mittlere Lebensdauer des Elephanten wird auf hundert und zwanzig Jahre geschätzt. Dieß ist doch wohl von seinem Zustande als Hausgenosse des Menschen zu verstehen; denn welches Alter er in der Wildniß erreichen mag, läßt sich nicht wohl beobachten. Die Elephanten, welche man im heutigen Europa hier und da einzeln in Menagerien unterhält, sterben meistens nach einer kurzen Anzahl Jahre. Aber hievon läßt sich kein Schluß auf die Kriegselephanten der Alten machen. Zuvörderst genossen sie ein südlicheres Klima: in Syrien mochte es ihnen beynahe eben so zuträglich seyn als in ihrem Geburtslande. Dann wurden sie immer in lebhafter Bewegung erhalten, man nahm tägliche Uebungen mit ihnen vor, um sie auf den Krieg vorzubereiten. Wenn dem Elephanten in einem Thiergarten auch einiger Raum zum Herumgehen gegönnt ist, so hat er keinen Antrieb dazu, und wird dennoch träge und unbehülflich. Endlich muß auch wohl die traurige Absonderung von andern Geschöpfen seiner Gattung auf ein so geselliges Thier nachtheilig wirken. Die Kriegselephanten wurden dagegen zu den taktischen Evolutionen und Scheinbildern von Schlachten in Schaaren herausgeführt; man benutzte den Wetteifer, um sie anzufeuern. Der stärkste und muthigste zog voran, ihm folgten die andern, wie schon die wilden Heerden zu thun pflegen. Als der Ajax des Königes Antiochus (denn man gab diesen Thieren, die zuvor wohl aus der Indischen Mythologie benannt worden

waren, Griechische Heroennamen). sich beym Uebergange über einen Fluß furchtsam bezeigt hatte, wurde sein Vorrang nebst dem silbernen Geschirr auf den Patroklus übertragen; jener soll sich darüber zu Tode gegrämt haben. *) Die freyere und geselligere Lebensweise jener Elephanten mußte dazu beytragen, ihre Munterkeit und Rüstigkeit, und somit auch ihre Gesundheit zu erhalten. Daß die zuerst erbeuteten wirklich ziemlich lange gelebt, erhellet schon einigermaßen aus den Feldzügen des Pyrrhus; ferner daraus, daß Antigonus Gonatas noch welche hatte, und sie den Gesandten der Gallier zeigen konnte, um diese von ihrem Einbruche abzuschrecken. **)

Ich mache die obige Bemerkung in einer geschichtlichen Beziehung. Es ist nämlich ausgemacht, daß die Könige von Syrien immer Indische Elephanten gehabt haben, so lange sie deren hatten. Dieß hat aber nach der Schlacht bey Ipsus noch gegen hundert und vierzig Jahre fortgedauert. Die Sache nahm ein Ende mit einer blutigen und beynahe tragischen Katastrophe. Als nach dem Tode des Antiochus Epiphanes das Syrische Reich im Namen des unmündigen Antiochus Eupator verwaltet ward, benutzten die Römer, unedel, diesen Zustand der Schwäche. Sie verlangten die Vernichtung der Syrischen Kriegsmacht: auf Befehl ihres Gesandten Cn. Octavius mußten die Kriegsschiffe verbrannt, die Elephanten getödtet werden. Ein Laodicäer Namens Leptines wurde so ergrimmt über das grausame Schauspiel, daß er den Octavius ermordete. ***)

*) Plin. Hist. nat. L. VIII. c. 5.

**) Iustin. L. XXV, c. 1.

***) Appian. Syriac. cap. XLVI.

Wir kennen die Geschichte des Reichs der Seleuciden sehr unvollständig, so zu sagen nur die Vorderseite davon. Indessen glaube ich nicht, daß wir andre Zuzüge von Elephanten aus Indien anzunehmen brauchen als die, welche in den auf uns gekommenen Geschichtbüchern und Bruchstücken erwähnt werden. Von der Sendung des Sandrokottus habe ich gesprochen: sie fällt nach der wahrscheinlichsten Berechnung in die nächsten Jahre vor der Schlacht bey Ipsus, und war in der That ein außerordentliches Ereigniß. Denn wie mächtig mußte ein Fürst seyn, der fünfhundert Kriegselephanten abtreten konnte, ohne seine Streitkräfte merklich zu schwächen! Es wird bezeugt, daß Antiochus mit dem Indischen Könige Amitrochates einen freundschaftlichen Verkehr und Briefwechsel unterhalten. *) Unter dem Antiochus ohne nähere Bezeichnung ist hier unstreitig der erste seines Namens, der Sohn des Seleukus, zu verstehen; und Amitrochates war wohl ein Sohn und Nachfolger des Sandrokottus. Ob wichtigere politische Verhandlungen zwischen den beyden Königen Statt fanden, wissen wir leider nicht. Noch vor Ende der Regierung des nächsten Nachfolgers kam das Parthische und das Baktrische Reich auf, wodurch die Verbindung mit Indien abgeschnitten, und die Syrische Monarchie, welche unter ihrem Stifter beynahe dem Umfange der Persischen entsprochen hatte, weit nach Westen zurückgeworfen ward. Antiochus der Große bahnte den Weg zum Indus aufs neue durch seinen glücklichen Feldzug gegen die Parther und gegen die Baktrier. Nach einer gewonnenen Schlacht gegen den Grie-

*) Athen. L. XIV, c. 67.

chischen König von Baktrien, schloß er aus politischen Gründen mit diesem einen Vertrag, erkannte seine Unabhängigkeit an, ließ sich aber seine Elephanten ausliefern. Hierauf ging er über den Paropamisus, und erneuerte seine Freundschaft mit dem Indischen Könige Sophagasenus, von welchem er noch so viele Elephanten bekam, daß die ganze Zahl sich auf hundert und funfzig belief. *) Er hatte jedoch zuvor schon über hundert, die er in der Schlacht bey Raphia gegen den Ptolemäus Philopator aufstellte. Diese konnten noch ein Rest von denen des Sandrokottus seyn, die vier- und achtzig Jahre zuvor die Schlacht bey Ipsus hatten entscheiden helfen. Der Befehl der Römer, die Elephanten des Königs von Syrien zu vertilgen, erfolgte vierzig Jahre nach dem Baktrischem Feldzuge Antiochus des Großen, seit welchem eine neue Erwerbung gewiß nicht Statt gefunden hat. Daß übrigens die Seleuciden diesen Theil ihrer Kriegsmacht gern geltend machten, sieht man an ihren Münzen, worauf Köpfe und ganze Figuren von Elephanten häufig vorkommen.

Wir müssen nun in der Zeit wieder zurückgehn, um über die Benutzung der Africanischen Elephanten zum Kriege noch einiges zu bemerken. Als Nachbar, als Nebenbuhler, und oft als Gegner des übermächtigen Syrischen Reichs hatten die Ptolemäer Antriebe genug, in keiner Art der Bewaffnung zurückzustehen. Indische Elephanten konnte man sich nicht verschaffen, man kam daher auf den Gedanken, Aethiopische zu zähmen. Aber die Ptolemäer waren nicht Meister des Landes, wo sie einheimisch sind; die rohen Bewohner hatten,

---

*) Polyb. Hist. exc. e L. XI, c. 32.

wie es scheint, keinen Begriff davon, und man durfte nicht hoffen, durch Verträge regelmäßige Lieferungen von ihnen zu erhalten. Die Könige von Aegypten mußten also die ganze Mühe selbst übernehmen, sich erst mit gewaffneter Hand auf dem fremden Boden festsetzen, und durch ihre eignen Schaaren die Elephanten einfangen und abrichten lassen. Dieß geschah unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus: (285 — 247 v. Chr. Geb.) sein Befehlshaber Eumedes schiffte mit einem Geschwader längs der Westküste des Arabischen Meerbusens hinunter, bemächtigte sich durch Ueberraschung einer kleinen Halbinsel, verschanzte sie mit einem Graben und Wall, und suchte nachher die Einwohner durch freundliche Begegnung zu gewinnen. Der Ort wurde Ptolemais genannt, durch Hinzufügung seiner Bestimmung aber von andern gleiches Namens unterschieden. Noch weiter nach Süden, nahe bey der Mündung des Meerbusens, neben dem Hafen Saba, wurde eine zweyte Niederlassung für die Elephantenjagd gestiftet. Von diesen Posten an der Küste mußte man noch ziemlich weit landeinwärts bis an die großen Flüsse gehen, um die Wohnsitze der Elephanten zu finden; die eingefangenen wurden dann ohne Zweifel zu Schiffe nach Aegypten gebracht. Es wird bemerkt, der dritte Ptolomäus, Euergetes, habe besondern Fleiß auf die Abrichtung der Elephanten zum Kriege gewendet. Unter seinem Nachfolger Philopator machte man aber die unangenehme Entdeckung, daß alle diese Mühe gewissermaßen vergeblich gewesen sey, indem die Aethiopischen Elephanten ge-

*) Strab. R. G. L. XXI, p. 1115. Vgl. die Landcharten zur alten Geographie von d'Anville und Malte Brun.

gen die Indischen nicht Stand hielten. Die Schlacht gegen Antiochus den Großen bey Raphia (217 v. Chr. Geb.) wäre hiedurch beynahe verlohren gegangen, der linke Flügel des Aegyptischen Heeres war schon in Verwirrung gerathen, die Feldherrn des Ptolemäus trugen dennoch durch andere Mittel den Sieg davon.

In den neueren Zeiten ist noch kein Elephant aus Aethiopien nach Europa gebracht, viel weniger genau abgebildet und zergliedert worden. Auf das Zeugniß des Ludolf, dem sein Abyssinier berichtet hatte, die weiblichen Elephanten seines Landes hätten keine Fangzähne, *) vermüthet Hr. Cuvier, daß die Elephanten der Ostküste von Africa nicht der Westafricanischen, sondern der Indischen Art angehören. Er beruft sich dabey auch auf das Zeugniß der Alten, **) welches ihm aber gerabezu entgegen ist. Man kann sich nicht stärker und bestimmter darüber ausdrücken, als Polybius in seiner Schilderung der Schlacht bey Raphia thut. ***)

*) Ludolfi Hist. Aethiop. L. I, cap. 10.

**) Ménagerie etc., p. 94. „Pline affirme aussi en général, que les africains sont plus petits, et redoutent „ceux des Indes. Diodore, *lib.* 2, dit la même chose „des éléphants d'Afrique, comparés à ceux que possédaient les Égyptiens, et qu'ils tiraient sans doute *de „l'Abyssinie et du reste de la côte orientale, où j'ai lieu „de croire qu'on ne trouve que l'espèce des Indes.*" Im zweyten Buche des Diodorus steht nichts dergleichen, sondern bloß, (cap. 35) daß die Indischen Elephanten den Africanischen an Stärke weit überlegen seyen, was alle Alten einstimmig bezeugen.

***) Polyb. Hist. L. V. c. 84. Τὰ δὲ πλεῖστα τῶν τοῦ Πτολεμαίου θηρίων, ἀπεδειλία τὴν μάχην· ὅπερ ἔθος ἐστὶ ποιεῖν

Die Indischen Elephanten waren nicht bloß durch ihre Stärke den Aethiopischen überlegen, sondern diese ließen es meistens aus angebohrner Antipathie gar nicht zur Probe kommen: sie konnten die Stimme und den Geruch der Indischen Elephanten nicht ertragen, was doch wohl der stärkste Beweis einer innern physiologischen Verschiedenheit ist. Man wird also am sichersten gehen, wenn man sich vorläufig an die Erfahrung der Alten hält, bis genauere Beobachtungen künftiger Reisenden und Naturforscher sie wissenschaftlich bestätigen oder widerlegen.

Es ist möglich, daß unter der Menge der Thatsachen eine oder die andre mir entgeht: aber ich erinnere mich keines Berichtes von einem Treffen, wo Schaaren Aethiopischer Elephanten den Mauritanischen gegenüber gestellt worden wären. Die letzten wurden von den Carthagern zuerst benutzt. Sie konnten dazu durch das Beyspiel der Ptolemäer veranlaßt werden, welche als Besitzer von Cyrene ihre Nachbarn waren; wahrscheinlicher jedoch durch ihre eigne Erfahrung in den Sicilischen Feldzügen des Pyrrhus. In den früheren Kriegen der Carthager ist mehrmals von Streitwagen die Rede: diese kommen nachher nicht weiter vor, die Ele-

---

τοῖς Λιβυκοῖς ἐλέφασι. τὴν γὰρ ὀσμὴν καὶ φωνὴν οὐ μένουσιν, ἀλλὰ καὶ καταπεπληγμένοι τὸ μέγεθος καὶ τὴν δύναμιν, ὥς γέ μοι δοκεῖ, φεύγουσιν εὐθέως ἐξ ἀποστήματος τοὺς Ἰνδικοὺς ἐλέφαντας· ὃ καὶ τότε συνέβη γενέσθαι. Libysch heißt beym Polybius, nach dem Sprachgebrauche seiner Zeit, Africanisch überhaupt, so daß auch Aethiopien darunter begriffen ist. Die Herkunft der Kriegselephanten der Ptolomäer aus Aethiopien konnte dem Geschichtschreiber nicht unbekannt seyn.

phanten scheinen an deren Stelle getreten zu seyn. Fünf und zwanzig Jahre nach dem ersten Siege des Pyrrhus über die Römer machten die Carthager zum erstenmal mit glänzendem Erfolge Gebrauch von diesem neu erworbenen Theile der Kriegskunst, in der Schlacht, wo Regulus zum Gefangenen gemacht ward. Ihr Feldherr Xanthippus stellte die Elephanten nach den richtigen Grundsätzen auf, sie durchbrachen die Colonnen des Fußvolks, und zertraten im eigentlichen Sinne einen großen Theil des Römischen Heeres, welches gänzlich vernichtet ward. Die Römischen Soldaten waren hiedurch so muthlos geworden, daß sie in Sicilien zwey Jahre lang nicht wagten, sich mit dem Hasdrubal und seinen hundert und vierzig Elephanten in offenem Felde zu messen, bis L. Caecilius Metellus ihm den Vortheil abgewann. Dieß geschah durch die unvorsichtige Kühnheit der Elephantenführer, welche das Römische Lager erstürmen wollten, wodurch die Thiere sämtlich eine Beute des Feindes wurden. Metellus brachte sie nach Rom, und soll sie von Tagelöhnern mit stumpfen Spießen durch den Circus haben treiben lassen, um seinen Landsleuten eine Art von Verachtung gegen den bisherigen Gegenstand ihrer Furcht beyzubringen. *)

Dem politischen System der Carthager, die so gern ihre Phoenicische Bevölkerung schonten, und zu Miethvölkern aller Art ihre Zuflucht nahmen, war der Gebrauch der Elephanten sehr angemessen. Dieß waren gewissermaßen Miethstruppen vom Berge Atlas. Wenn sie auch Einbußen von

*) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 8. Die Niederlage des Regulus und die Feldzüge in Sicilien im ersten Punischen Kriege sehe man beym Polybius.

dieser Seite erlitten, so ließ es sich wieder ersetzen: freylich nicht ohne Aufwand und große Anstalten. Denn sie mußten es ungefähr eben so machen wie die Ptolemäer. Sie sendeten ihre vornehmsten Feldherrn mit beträchtlicher Heeresmacht auf die Elephantenjagd aus, *) und die Zurüstung zu künftigen Feldzügen war selbst schon ein Feldzug. Auf dem Isthmus der Halbinsel, worauf Carthago lag, waren die Ställe für die Elephanten angelegt, und daneben ein geräumiger Platz zu den Uebungen eingerichtet. **) Auch leisteten diese Thiere den Carthagern ausgezeichnete Dienste, den ganzen Zeitraum der drey Punischen Kriege hindurch, in Africa selbst, in Sicilien, in Spanien und Italien; insbesondre, weil die Carthager es mit Gegnern zu thun hatten, die ihnen dieselbe Waffe nicht entgegen setzen konnten: denn sonst hätte es ihnen gehen mögen wie den Ptolemäern. Auch war das Volk dankbar dafür: als die Römer den unmenschlichen Befehl ertheilten, Carthago müsse geräumt werden, und alles von Verzweiflung erfüllt war, riefen die Bürger die Elephanten, ihre Bundesgenossen, welche sie ausgeliefert hatten, wehmuthsvoll mit Namen an. ***) Cato der Censor fand es der Mühe werth, da er in seinen Jahrbüchern die Namen vieler Befehlshaber verschwieg, den Namen eines Elephanten aufzuzeichnen, der in dem Punischen Heere am tapfersten gekämpft hatte. Er hieß Surus, und der eine Fangzahn war ihm abgebrochen. ****) Die Maurita-

*) Appian. de reb. Pun. c. 9.

**) Strab. L. XVII, p. 1189.

***) Appian. de reb. Pun. c 92.

****) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 5. Wenn etwa von einem Elephanten des Antiochus die Rede wäre, so würde

nischen Kriegselephanten waren also in der That vortrefflich, nur gegen Indische taugten sie nicht. Wo und wie die Erfahrung zuerst gemacht worden, kann ich nicht finden; aber ich sehe, daß es als eine bekannte Sache angenommen ward. In der Schlacht gegen Antiochus den Großen bey Magnesia hielt der Römische Feldherr Domitius seine Africanischen Elephanten, unstreitig Mauritanische, in der Hinterhut, weil er sich überzeugt hielt, wenn er sie gegen die Indischen des Antiochus ins Feld wagte, würden sie ihm eher schädlich als nützlich werden. *)

Von den Carthagern ging die Sitte der Kriegselephanten auf die Könige von Numidien und Mauritanien über. Jugurtha hatte deren, Juba zuletzt gegen Julius Caesar, und hiemit nimmt die Kriegsgeschichte der Africanischen Elephanten ungefähr eine Ende.

Die Beyspiele vom Gebrauch dieser Waffe in den Römischen Heeren sind nicht sehr zahlreich: eines haben wir eben gesehen; auch Flaminius führte Elephanten gegen den König Philippus von Macedonien. Man könnte die Frage aufwerfen, warum die Römer ein Mittel, dessen Wirksamkeit sie so oft gegen sich erfahren hatten, nicht auf eine dauernde Weise in ihre Kriegskunst einführten, nachdem sie Meister des nordwestlichen Africa geworden waren? Daß die Römi-

---

die Deutung dieses Namens aus dem Sanskrit leicht seyn: sûra heißt ein Held, und das Wort wird von den Dichtern auf die mächtigen Thiere angewandt. RAMAY. B. I. Sect. VI. sl. 25. Aber der Name war unstreitig Phoenicisch.

*) APPIAN. DE REB. SYR. c. 51. T. LIV. HIST. L. XXXVII, c. 39.

schen Soldaten solche Gegner geringgeschätzt hätten, wie später behauptet worden, ist durchaus ungegründet. Als Caesars geprüftes Heer in Africa erfuhr, L. Scipio und Juba hätten zusammen neunzig Elephanten, gerieth es in große Bestürzung, weil diese Art des Kampfes ihm etwas ungewohntes war. Indessen ward Juba durch einen andern Feind abgerufen, und Scipio behielt nur die ihm zugehörigen dreyßig. Die fünfte Legion faßte wieder Muth, und begehrte, den Elephanten gegenüber gestellt zu werden: nach erfochtenem Siege bekam sie zur Belohnung das Bild des Thieres zum Feldzeichen.

Es giebt andere Ursachen, wodurch der Gebrauch der Elephanten den Römern entbehrlich, ja gewissermaßen zu einer unausführbaren Sache wurde. Nachdem sie alle Reiche zerstört hatten, die auf Alexanders Eroberungen gegründet waren, blieben ihnen im Osten keine Feinde zu bekämpfen übrig als die Parther; und gegen die Tartarische Kriegssitte dieses Volkes war eine so schwere Waffe nicht anwendbar. Auch hätten sie wohl Mühe gehabt, die Elephanten in den brennenden Sandwüsten, wo sie die Parther aufsuchen mußten, zu ernähren, und besonders sie zu tränken. Die andre kriegerische Gränze der Römer war der Rhein und die Donau: in dem rauhen Klima, in den Morästen und Waldungen Germaniens konnte das südliche für die Kälte so empfindliche Thier ebenfalls nicht ausdauern. Vielleicht kam auch ein moralischer Grund hinzu; vielleicht wollten die Römischen Gewalthaber nicht, daß ihre Soldaten auf dem Schlachtfelde eine Art von Bollwerk vor sich hätten, und sich auf fremden Schutz verließen.

Wie dem auch sey, die Römer gebrauchten, seit der

letzten Zeiten der Republik, die Mauritanischen Elephanten bloß zu den Kampfspielen des Circus; aber sie verbrauchten sie dergestalt, daß nichts davon übrig geblieben ist. Denn ich kann nicht umhin, dieß als die einzige Ursache des Aussterbens der Gattung in den Gegenden um den Atlas zu betrachten, wo wegen der dazwischen liegenden Wüste keine neue Heerden vom Senegal und Niger her einwandern konnten. Buffon behauptet, aber ohne die Geschichte zu Rathe zu ziehn, die zunehmende menschliche Bevölkerung habe das Thier, welches einen weiten Raum bedarf, aus jenen Gegenden verdrängt. In den blühenden Zeiten des Römischen Kaiserthums bis auf die Antoninen war die Provinz Africa viel stärker bevölkert, viel besser angebaut, als je seitdem; und doch gab es noch im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung dort Elephanten.*) Freylich mochte zur Zeit des Caesar ihre Menge schon beträchtlich vermindert seyn: denn die Carthager, und die Numidischen und Mauritanischen Fürsten hatten seit zwey Jahrhunderten Jagd auf sie gemacht. Indessen war der Krieg längst nicht so mörderisch für die Gattung als der Circus: es traten doch Friedenszeiten ein, das abgerichtete Thier wurde sorgsam gepflegt, und es ging wohl mancher Feldzug vorüber, ohne daß ein einziges verunglückt wäre. Bey den Kampfspielen hingegen ward das Leben der Thiere muthwillig aufgeopfert; das Schauspiel galt nicht für prächtig, wenn es nicht blutig war; diese grausame Met-

*) Auf einer Münze des Gordianus sieht man das Amphitheater, und darin den Kampf eines Elephanten und eines Stiers, mit der Umschrift: MUNIFICENTIA GORDIANI AUG. *Museum Florent. numism.* Vol. I, Tab. LXXI, E.

zeley erneuerte sich alljährlich, und beschränkte sich nicht auf Rom allein: die Hauptstädte der Provinzen hatten auch ihre Thiergefechte. Man ließ also der erschöpften Natur keine Zeit, sich wieder zu erhohlen. Unter den verschiedenen Arten des Römischen Luxus war dieser nicht die geringste Raserey. Abwechselnd mit Elephanten und wilden Stieren erschienen Löwen, Tiger, Panther und Hyänen auf dem Kampfplatze: Africa, so fruchtbar an wilden Geburten, wurde fast verödet; und wenn dieß lange in gleichem Uebermaaß fortgedauert hätte, so wären am Ende die Römer als die einzigen Raubthiere auf dem Erdboden übrig geblieben. Unerhörte Mühe und Kosten wurden verschwendet, um die Gemüther eines müßigen und feigen Pöbels durch den barbarischen Zeitvertreib noch mehr zu verderben. Zuweilen machte sich doch die Menschlichkeit Luft: das Volk nahm Partey für die Elephanten gegen den großen Pompejus, und stieß an dem Feste, welches er selbst gab, Verwünschungen gegen ihn aus.

Unfruchtbar zwar für die Wissenschaft, weil kein Aristoteles zum Beobachten da war, aber doch eine harmlosere Befriedigung der Neugier war es, wenn die Imperatoren aus weit entlegenen Ländern auch friedliche Thiere, als die Giraffe, das Zebra, u. s. w., herbeyschafften, und bloß zur Schau aufführen ließen; oder wenn man durch allerley Gaukeleyen die Kunstfertigkeiten der Thiere in ein glänzendes Licht zu stellen suchte. Hieraus erfahren wir wenigstens, daß die Mauritanischen Elephanten an Gelehrigkeit den Indischen nicht nachstanden. Man lehrte sie, Griechische Buchstaben mit dem Rüssel zeichnen, auf schräg gespannten Seilen (aber was für Seile mußten das

seyn!) hinauf und rückwärts hinunter gehn; viere trugen auf einer Sänfte einen fünften, der eine Kindbetterin vorstellte. Die Elephanten des Germanicus, dem der Versuch gelungen war, sie in Italien im Zustande der Zahmheit fortzupflanzen, führten einen Tanz auf, nicht bloß nach dem Takte, sondern mit Bewegungen, die dem Charakter der Musik angemessen waren; paarweise geordnet, und nach dem Unterschied der Geschlechter mit männlichem und weiblichem Putz angethan, lagerten sie sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel, und nahmen aus goldenen oder silbernen Bechern und Schüsseln bedächtig ihre Mahlzeit ein; wie versichert wird, mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes. Es läßt sich denken, wie ein so groteskes Schauspiel die gaffende Menge entzückte, welche durch den Anblick eines weißen Elephanten, wie der satirische Dichter klagt, von der geistreichsten dramatischen Darstellung weggelockt zu werden pflegte. *) Weiße Elephanten konnten wohl nur aus Indien kommen, (vermuthlich zur See über Alexandria) und zwar aus der jenseitigen Halbinsel: wenigstens erinnre ich mich nicht, daß diese Spielart anderswo erwähnt würde. Bahnte sich die Gewinnsucht der Unternehmer, welche die Schaulustigkeit der Menge immer durch etwas neues zu reizen wußten, einen so weiten Weg? oder brachten die Gesandten der Serer und Inder dem Augustus solche Ehrengeschenke mit? Gewöhnlich versah jedoch Mauritanien den Circus mit Elephanten; die Imperatoren schickten eigene

---

*) Sive elephas albus vulgi converteret ora..

HORAT.

Beamte auf die Jagd dahin aus. *) Daß Aethiopien zu diesem Zweck den Römern nicht zugänglich genug war, läßt sich aus dem schon erwähnten Entdeckungszuge unter dem Nero schließen.

Für die Physiologie der Thiere haben die Alten seit dem Aristoteles wenig oder nichts geleistet; was sie aber von den Sitten und Fähigkeiten solcher Thiere melden, welche sie aus lebendiger Beobachtung kannten, verdient gründlich erwogen zu werden. Insbesondere ist dieß der Fall mit ihren Erzählungen von Elephanten. Sie hatten hier die Fülle der Erfahrung voraus, wegen des vielfältigen Gebrauchs im Kriege und wegen der Spiele des Circus. Durch den Umgang des Menschen mit den Thieren wird das Individuelle in ihnen entwickelt, da sie im freyen Zustande bloß einen allgemeinen Gattungscharakter zu haben scheinen; und das Außerordentliche, was unter einer großen Anzahl von Fällen vorkommen mag, ist nicht so schlechthin abzuläugnen. Der Europäische Naturforscher, der wenige Elephanten vereinzelt, und in einer kümmerlichen Gefangenschaft beobachtet hat, ist nicht eben sonderlich berechtigt, in diesem Stücke die Zeugnisse der Alten zu bestreiten.

Außer den schriftlichen ist aber noch eine andere Art von Zeugnissen aus dem Alterthume zu uns gelangt: ich meyne die Darstellungen der bildenden Kunst. Es sey mir erlaubt, die Naturforscher aufmerksam hierauf zu machen. Die Zoologie dürfte überhaupt verschiedene noch unbenutzte Berührungspunkte mit der Archäologie haben; bey dem vorliegenden Gegenstande tritt ein besonderes Interesse ein,

*) AELIAN, DE NAT. ANIMAL. L. X., cap. 1.

weil man mit der Gränzbestimmung der Unterarten, worein sich die Gattung theilt, noch nicht im reinen ist, und weil die Alten Elephanten aus Gegenden abgebildet haben, aus welchen den neueren Naturforschern entweder noch keine zugekommen sind, oder gar keine mehr zukommen können. Sobald wir die Herkunft eines alten Bildwerkes wissen, können wir auch sagen, in welchem Lande ein darauf vorgestellter Elephant einheimisch war. In Griechenland und Vorderasien hatte man seit Alexander dem Großen keine andere als Indische Elephanten vor Augen; in Aegypten unter den Ptolemäern, Aethiopische; und in Rom zur Zeit der Kaiser, Mauritanische. Ich will nicht behaupten, daß jedesmal neue Studien nach der Natur gemacht worden seyen: aber der Künstler richtete sich nach schon vorhandenen Kunstwerken, oder das häufig gesehene Thier schwebte seiner Einbildungskraft vor, nothwendiger Weise mit dem besondern Charakter der Landesart. Dieß würde nur dann wegfallen, wenn die Gestalt ganz willkührlich, und nach einer auf Uebereinkunft gegründeten Manier vorgestellt worden wäre. Aber von den alten Künstlern, welche auf viele Thiergattungen, auch solche, die nicht zu den günstigsten Gegenständen für die Sculptur gehören, so großen Fleiß gewandt, einen so scharfen Sinn für Thierphysiognomik bewährt haben, ist dieß höchstens da zu besorgen, wo die Figur als Nebenwerk angebracht ist, wie z. B. der Elephant in den Basreliefs von Bacchischen Zügen. Hier ist das Verhältniß seiner wahren Größe zu den danebenstehenden menschlichen Figuren dem Ebenmaaße des Ganzen zu lieb vernachläßigt; zu der conventionellen Darstellungsweise gehört es auch, wenn der ganze Körper mit

schräg sich durchkreuzenden Linien wie mit einem Netzwerk überzogen ist, um die Runzeln und Falten an der Haut des Elephanten auszudrücken, die ja doch ihre anatomische Bedeutung haben. Gewiß aber wurde nach der Natur gearbeitet, wenn das colossale Thier an einem Denkmale als Hauptgegenstand vorkam. Solche größere Werke nahm dann der Arbeiter im kleinen, z. B. der Verfertiger eines Münzstempels, zum Muster. Von den Münzen der Seleuciden habe ich schon gesprochen. Auf den Römischen Münzen kommen ebenfalls sehr häufig Elephanten vor, theils einzeln, theils zu Bigen und Quadrigen zusammengestellt. Julius Caesar führte einen Elephanten auf seinen Münzen. Man hat seltsame Erklärungen dafür ausgedacht; es war ein Sinnbild der Eroberung von Africa, wie auf andern Münzen des ersten Caesars ein Crocodil das eroberte Aegypten bezeichnet. Unter den folgenden Kaisern deutet der einzelne Elephant auf außerordentliche Feste des Circus: die Umschrift MUNIFICENTIA AUG. weiset es bestimmt aus. Die Römer haben zuweilen wirklich Elephanten vor einen Wagen gespannt; zuerst Pompejus bey seinem Africanischen Triumphe, aber es fand sich, daß das Thor zu schmal war, um sie hindurchzubringen. Die Elephanten-Quadrigen auf den Kaisermünzen sind jedoch nicht sowohl auf dergleichen Triumphzüge zu beziehen, als auf öffentliche Denkmale, wo die Statuen der Imperatoren auf Quadrigen gestellt waren. Dieß ist um so gewisser, da uns die Münzen auch Triumphbogen mit zwey Elephanten-Wagen auf der oberen Fläche zeigen. Der Elephant ist also in Rom häufig in Erz oder Marmor groß abgebildet worden, und dazu konnte es dem Künstler niemals an lebendigen

Modellen fehlen. Es wäre demnach zu wünschen, daß die Römischen Münzen, worauf Elephanten ausgeprägt sind, (versteht sich die Originale, und zwar in gut erhaltenen Exemplaren; denn auf Kupferstiche ist bei einer so feinen Unterscheidung nicht zu fußen) mit einem zoologisch gelehrten Auge betrachtet, und mit größeren antiken Kunstarbeiten verglichen würden. Vielleicht ließe sich dadurch ausmitteln, ob der Mauritanische Elephant in seinem ganzen Bau dem Südafricanischen glich, oder ob er noch einen besondern, weder mit dem Südafricanischen noch mit dem Indischen übereinstimmenden Geschlechtscharakter hatte, und einer dritten jetzt ausgestorbenen Art angehörte. Es wäre gewagt, das, was gleichförmig wiederkommt, dergleichen ich schon an wenigen vorliegenden Originalen bemerken kann, z. B. das höhere Gestell der Beine, den nicht gegen die Schenkel schräg abhängigen Rücken, die großen Ohrlappen, u. s. w. für bloße Zeichnungsfehler zu erklären.

Wir sind freylich noch sehr mangelhaft mit Abbildungen Africanischer Elephanten in den zoologischen Werken der Neueren versehen. Eine einzige, und noch dazu eine mittelmäßige, findet sich bey der Abhandlung von Perrault. Dieser Elephant war aus Congo, und von einem Könige von Portugall Ludwig dem Vierzehnten geschenkt worden. Der Holzschnitt in Geßners Thierbuch, worin sonst so viele charakteristische Figuren zu loben sind, soll, nach den ungeheuern Ohrlappen zu urtheilen, ebenfalls einen Africanischen Elephanten vorstellen, sieht aber keinem erschaffenen Dinge ähnlich, und der Herausgeber hätte wohl gethan, dabey zu bemerken, wie bei einer Zeichnung des Ures: „es „sey nicht die rechte wahre Bildtnuß, und wolle sich nit

„bedunken, ganz eigentlich contrafetet seyn." Der Indische Elephant ist häufig abgebildet, jedoch selten vorzüglich. Die besten Zeichnungen, die man hat, sind die in der Folio-Ausgabe der oft erwähnten Königlich Französischen Menagerie: besonders der weibliche Elephant in leidenschaftlicher Bewegung ist meisterhaft. Möchten nur öfter talentvolle Zeichner ihre Dienste der Zoologie widmen! *) Wenn die Abbildung eines Thieres in künstlerischer Hinsicht getadelt werden muß, so kann sie schwerlich zoologisch befriedigend seyn.

Seit dem Julius Caesar schweigt die Römische Geschichte einige Jahrhunderte lang von Kriegselephanten. Didius Julianus machte in der Noth, als er den Angriff seines Nebenbuhlers erwartete, einen schwachen Versuch, die in Rom zum Behuf der Aufzüge und Feste befindlichen Elephanten zum Kriege abzurichten; **) sonst haben die Römischen Kaiser sich deren niemals bedient. Auch die Könige der Parther hatten keine Kriegselephanten, aber in dem neueren Persischen Reiche kommen sie sogleich wieder zum Vorschein, und in den Kriegen gegen die Sassaniden haben die Römischen und Byzantinischen Heere oftmals Schaaren derselben zu bekämpfen gehabt. Daß die Persischen Monarchen aus dieser Dynastie fortwährend Kriegselephan-

*) Was die Verbindung künstlerischen Sinnes mit gründlicher Einsicht in die vergleichende Anatomie und Physiologie leisten kann, davon sieht man ein Beyspiel an dem vortrefflichen Werk über die Pferde von Hrn. d'Alton. Der Verfasser hat auch über den Elephanten und über die untergegangenen Arten dieser Gattung viele Studien gemacht.

**) Herodian, L. II, cap. XI. 12.

ten unterhalten haben, ist eine Thatsache, und wir brauchen uns dabey nicht auf das zweydeutige Ansehen der Neupersischen Geschichtschreiber zu berufen. Es wird von Augenzeugen, und zwar eben sowohl im vierten als im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, eben sowohl vom Ammianus Marcellinus als vom Prokopius berichtet. Nur bey den Zahlen möchten sich, zuweilen in den Römischen, öfter in den morgenländischen Geschichtschreibern, starke Uebertreibungen eingeschlichen haben. Gibbon hat schon mit Recht die siebenhundert Elephanten in dem Heere des ersten Sassaniden, Artaxerxes, samt dem angeblichen Siege des Alexander Severus, verdächtig gemacht.*) Dem Kosru Parviz, oder Cosroes dem Zweyten, werden zwölfhundert Elephanten zugeschrieben: natürlich vermöge der Indischen Eroberungen Nushirvans. Die Persischen Geschichtschreiber lassen diesen Monarchen durch seine Feld-

*) Gibbon hist. etc. chap. VIII, note 49. Gibbon geht jedoch viel zu weit, wenn er behaupten will, so große Zahlen von Elephanten seyen überhaupt niemals zum Kriege gebraucht worden, weder in Indien selbst, noch auswärts. Der vielbelesene, oder um mich genauer auszudrücken, der zierlich belesene Geschichtschreiber vergaß, als er die obige Anmerkung abfaßte, den Sandrokottus, die Schlacht bey Ipsus, und vieles andre, was eben so gut beglaubigt ist, als wäre es gestern oder heute geschehen. Was können die Berichte neuerer Reisebeschreiber von der verfallenen Macht des großen Mogols, und von dem Kriegsbestande heutiger Indischer Fürsten, da das Feuergewehr den Elephanten beynahe unnütz gemacht hat, für jene alte Zeit beweisen, wovon Plinius sagt: elephanti magna ex parte Orientis bella conficiunt? Plutarch (Alex. c. 62.) macht die treffende Bemerkung, die Angabe von den sechstausend Elephan-

herrn (er gab sich nicht einmal selbst die Mühe) ganz Indien wie im Fluge erobern; ja bis Serendib, d. h. bis auf die Insel Ceylon, soll sein Heer vorgedrungen seyn. *) Das letzte ist doch, selbst für eine morgenländisch geblümte Rhetorik eine zu starke Hyperbel, und ich gestehe, ich glaube es nicht buchstäblicher, als was Mirkhond sagt, der Stifter der Dynastie, Ardeshir, habe alle Lande des Erdkreises seinem Scepter unterworfen. **) Nachdem nun Nushirvan solchergestalt Meister von ganz Indien war, fand er für gut es wieder zurückzugeben, und sich mit einer Landschaft an der Gränze zu begnügen: eine verständige Vorsicht des Geschichtschreibers, damit man nicht frage, was nachher aus diesen Eroberungen geworden. Die Wahrheit ist, daß die Sassaniden, eben so wenig als die Achaemeniden, jemals irgend etwas jenseits des Indus beherrscht haben. Mich dünkt, wir erweisen der zerbrechlichen Größe jener Dynastie alle mögliche Ehre, wenn wir annehmen, ihr Reich habe, als sie den Gipfel ihrer Macht erreicht hatten, Cabul und Afghanistan unter sich begriffen. Ihre Kriegselephanten konnten die Sassaniden sich auf dieselbe Weise verschaffen, wie die Seleuciden, die ja auch anfangs wahre Könige von Persien waren: nämlich durch Verträge mit benachbarten Indischen Fürsten der nördlichen Halbinsel. Die Zahlen müssen auf das wahrscheinliche

ten des Königs der Prasier und Sandariten sey gewiß nicht übertrieben gewesen; dieß erhelle daraus, daß nicht lange nachher Sandrokottus dem Seleukus fünfhundert abgetreten habe.

*) Silvestre de Sacy Antiquités de la Perse, Traduction de l'histoire de *Mirkhond*, p. 372.

**) Ebend. p. 278.

nach diesem Verhältniß zurückgeführt werden. Daß in diesem Zeitraume, besonders in der letzteren Hälfte, ein sehr lebhafter Verkehr zwischen Persien und Indien Statt gefunden, ist ausgemacht: Indien erscheint dabey, selbst nach den Persischen Erzählungen, immer im Lichte einer überlegenen Cultur, in Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß; immer mittheilend, niemals empfangend. Dieß verdient eine eigene Erörterung, der ich hier nicht vorgreifen will. Von den litterarischen Mittheilungen unter Nushirvan wird fast nur eine einzige Anekdote erwähnt, die Reise seines Leibarztes Barzuyeh, und die Uebersetzung des Hitopadesa. Ich bin gleichwohl überzeugt, man wird bey näherer Untersuchung noch vieles entdecken, was bisher für ursprünglich Persisch oder Arabisch gegolten, in der That aber damals aus Indien gebracht worden ist, und durch Persien und die Pehlvi-Sprache hindurch sich in andern Ländern und Sprachen verbreitet hat.

Ich habe gleich im Anfange dieser Abhandlung behauptet, die einheimischen Völker Africa's hätten den Elephanten niemals zu zähmen und abzurichten gewußt. Um nichts zu verschweigen, was man hiegegen einwenden möchte, muß ich noch eine späte Erwähnung vom Gebrauche der Kriegselephanten in Abyssinien anführen, welche sich seltsamer Weise in einem Buche findet, wo man sie nicht erwarten sollte, im Koran. Abrahah, des Kaisers von Abyssinien Statthalter im glücklichen Arabien, soll, eben im Geburtsjahre Mahomeds, gegen Mecca angerückt seyn, um die Kaaba zu zerstören. In seinem Heere, wird versichert, seyen Elephanten gewesen. Der, auf welchem Abrahah ritt, habe gleich beym Anblick der heiligen Stadt,

von Schrecken getroffen, die Flucht genommen; ihm seyen die übrigen gefolgt. Ein Schwarm von Wundervögeln habe hierauf die fliehenden Krieger Abrahah's sämtlich mit herabgeworfenen Steinchen zerschmettert. So erklären die Ausleger den dunkeln Text des Korans im hundert und fünften Abschnitt, oder dem Surat Alfil. *) War dieß nun etwa seit den Zeiten der Ptolemäer im obern Aethiopien üblich geblieben? Oder hatten die Abyssinier den Sassaniden, bey Gelegenheit ihrer Arabischen Kriege, den Gebrauch der Elephanten abgelernt? Oder wußten sie davon vermöge einer unmittelbaren Verbindung mit Indien? Oder endlich, hat der Prophet das ganze Mirakel nur in einer seiner verworrenen Visionen erträumt? Ich muß den Kennern der Arabischen und Abyssinischen Sprache und Geschichte überlassen, dieß auszumachen. Wie dem aber auch sey, der obige Satz, daß die Ureinwohner Africa's die Elephanten von jeher nur erlegt, und sich mit ihrem Fleische genährt, aber ohne fremde Einwirkung sie nicht zu zähmen verstanden haben, wird dadurch keineswegs angefochten. Denn die Abyssinier sind ja Arabischen Ursprungs, und erst spät in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert. Indessen werde ich nachher eine Spur in der Abyssinischen Sprache bemerken, die uns in dieser Hinsicht gerade nach Indien hinweist.

Ich habe bis hieher die vornehmsten Zeugnisse der Alten über den Gegenstand dieses Aufsatzes zusammengestellt, mit beständiger Hinsicht auf das Land unserer Forschung, auf dessen Stellung gegen Vorderasien und die ganze Westwelt,

*) Herbelot Bibl. orient. art. *Abrahah*.

auf den innern Zustand und die Wirkungen nach außen. Jetzt will ich aus der Sprache, der Mythologie und Poesie, endlich aus der bildenden Kunst Indiens einiges mittheilen, was entweder für die Denkart und Sitten der Einwohner bezeichnend ist, oder dazu dienen kann, die Naturgeschichte des Thieres in einigen Zügen lebendiger auszumahlen.

Zuvörderst die Namen des Elephanten. Sie sind sehr zahlreich im Sanskrit: wie natürlich, bey einem Gegenstande, der im täglichen Leben in den mannichfaltigsten Beziehungen vorkommt, auf welchen aber zugleich die Poesie, wegen des Großen und Außerordentlichen, ihre Ansprüche niemals aufgeben kann.

Ich will die Namen nicht vollständig aufzählen, sondern nur diejenigen ausheben, die wegen ihrer klar vorliegenden Deutung bemerkt zu werden verdienen, oder die uns bey der Vergleichung mit andern Sprachen auf eine etymologische Spur führen können. *)

Von dem Rüssel heißt der Elephant hastin, karin; von hasta, kara, die Hand. Die Vergleichung liegt sehr nahe, und Aristoteles hat sie bereits gemacht; die Lateiner nennen den Rüssel manus, eben sowohl wie die Indier.

Die besondre Art des Elephanten zu trinken, daß er nämlich das Wasser zuerst mit dem Rüssel schöpft, und es dann in die Kehle gießt, wird durch die Namen dvipa, zweimal trinkend, anêkapa, mehr als Einmal trinkend, mit sinnreicher Kürze ausgedrückt.

---

*) Wegen der Geltung der Buchstaben in den Indischen Wörtern verweise ich auf das S. 47 bemerkte.

Von den hervorstehenden Fangzähnen heißt der Elephant dantin, entsprechend dem Lateinischen DENTATUS, dem Französischen *dentu*, von danta, der Zahn; dvirada, der zweyzahnige, von rada, der Zahn; die Wurzel ist RAD, *rodere*. Ferner kunjara, von kunja, welches schon einen Elephantenzahn insbesondre bedeutet. Da nicht alle Elephanten Fangzähne haben, diese aber für die kriegerischen eine unentbehrliche Waffe sind, so werden die daher abgeleiteten Benennungen oft mit andern zusammengefügt. Seltsam genug heißt nâga zugleich eine Schlange und ein Elephant. Ich weiß nicht, ob dabey eine Vergleichung der Beweglichkeit des Rüssels mit dem Körper der Schlange zum Grunde liegt, oder ob beyde Geschöpfe den Namen führen, weil ihre Heimath in den Waldungen der Gebirge ist. Nâga kann nämlich von naga, der Berg, durch Verlängerung des ersten Vocals patronymisch abgeleitet seyn. Ich vermuthe das letzte, weil auch nagaja, der Bergerzeugte, vorkommt.

Warum man dem Elephanten auch den Namen der Lotosblume, padma, gegeben, ist mir noch nicht erklärlich. Ich hätte es bey dem Namen eines der Weltelephanten, Mahâpadmas, (S. 88) bemerken sollen.

Im gemeinen Leben scheint gaja die üblichste Benennung gewesen zu seyn, welche daher in neuere volksmäßige Mundarten, nur mit etwas veränderter Aussprache, übergegangen.

Da in Asien der Elephant durchaus nur in Indien einheimisch ist, so wäre die Voraussetzung natürlich, der Name werde zugleich mit der Sache in die westlichen Länder gekommen seyn. Dieß bestätigt sich aber nicht in Absicht

auf die Griechische Sprache. Zuerst bedeutete, wie wir gesehen haben, ἐλέφας das Elfenbein, und wurde längst, ehe man von Indischen Elephanten wußte, vermuthlich durch Griechische Reisende an der westlichen Küste Nordafrica's, auf das Thier übertragen. Die Armuth der sonst so reichen Sprache in diesem Stücke konnte Misverständnisse veranlassen. Pausanias nimmt einmal zu Umschreibungen seine Zuflucht; *) dem Plinius ist es lächerlicher Weise begegnet zu versichern, die gefangenen Elephanten würden durch ein Getränk aus Gerste schleunig zahm gemacht, da der Griechische Schriftsteller, dem er folgte, hatte sagen wollen, das Elfenbein könne durch einen Aufguß auf Gerste in einem gewissen Grade erweicht werden. **)

Von dem Worte ἐλέφας hat man verschiedene Ableitungen versucht, die aber schwerlich als befriedigend betrachtet werden können. Mich dünkt, man darf dabey zweyerley nicht aus den Augen verlieren: einmal die ursprüngliche Homerische Bedeutung; dann, daß man nicht von dem Nominativ, der durch Ausstoßung zweyer Buchstaben verstümmelt ist, sondern von dem vollständigen Worte, das in den übrigen Biegungen zum Vorschein kommt, ΕΛΕΦΑΝΤος, Rechenschaft abzulegen hat.

In den Glossarien des Zend und des Pelvi, womit wir uns bis jetzt behelfen müssen, finde ich aus der ersten

*) Pausan. Att. c. XII, 4.

**) Plin. Hist. nat. L. VIII, c. 7. „Capti celerrime mitificantur hordei succo." Cf. not. Franz. Vgl. *Quatremère-de-Quincy* Jupiter Olympien p. 419.

Sprache gar keinen Namen, aus der zweyten solche, die sich an nichts mir bekanntes anknüpfen. Pehlvi: Banbarbita, Elephant; Zangrota, wütender Elephant. *) Dagegen ist der Persische Name pîl in den Aramäischen Sprachen des vordern Asiens weit verbreitet. Ich überlasse es den Kennern dieser Sprachen, auszumitteln, in welcher Folge dieses Wort aus einer in die andere übergegangen, und wo es am ursprünglichsten einheimisch zu seyn scheint. Nur bemerke ich, daß es sich auch im Sanskrit findet, und zwar in einer vollständigeren Form: pilu. Der Verfasser des Amara-Kosha hat zwar in dem Abschnitte vom Elephanten diesen Namen übergangen, ihn aber unter den vieldeutigen Wörtern aufgeführt. Denn pîlu bedeutet außerdem eine besondere Baumart, und einen Pfeil, dieß letzte übereinstimmend mit dem Lateinischen PILUM, dem Schwedischen pil u. s. w. In dem Ergänzungs-Wörterbuche Trikanda-Sesha wird nebst verschiedenen andern Benennungen des Elephanten auch diese nachgehohlt. **) Im Medini, einem alphabetischen Wörterbuche der Homonymen, und im Haravali, einem Verzeichniß ungewöhnlicher Ausdrücke, gleichfalls. ***) Die classische Gültigkeit des Wortes im Sanskrit ist also hinlänglich gesichert. Ich erinnre mich nicht, daß es mir bey der Lesung Indischer Bücher vorgekommen wäre, und kann daher nicht angeben, in was für Schriften, und in wie alten es gebraucht wird. Auch weiß ich nicht, woher die Indischen Grammatiker es ableiten; nach

*) Zend-Avesta, nach Anquetil von Kleuker. Th. III, S. 173, 183.

**) Trikânda-Sêsha, pag. 32, sl. 33.

***) Mêdini, p. 144, sl. 32. Hârâvali, p. 2. sl. 14.

der Form vermuthe ich, daß es zu den durch die Unādi-Affixe gebildeten Wörtern gerechnet wird.

Indessen muß, wie mich dünkt, das bloße Daseyn dieses Wortes im Sanskrit der etymologischen Untersuchung eine neue Wendung geben. Denn für diesen Gegenstand ausländische Wörter in Indien einführen wollen, das hieße in der That Holz in den Wald tragen. Da nun das Wort pil im Hebräischen Text des alten Testaments nirgends, sondern zuerst in den Chaldäischen und Syrischen Paraphrasen vorkommt, da es ferner, wie ein gelehrter Orientalist mir versichert, im Arabischen vereinzelt dasteht, so ist wohl das wahrscheinlichste, daß es mit den Indischen Elephantenführern zuerst nach Persien gekommen, und von da in die Aramäischen Sprachen übergegangen.

Freylich, wenn auf die vorhin angeführte Deutung des Aegyptischen Philae zu fußen wäre, so hätten wir eine weit ältere Spur auswärtiger Mittheilung. Das Koptische kommt uns hiebey nicht zu Hülfe: denn die Koptischen Namen des Elephanten, ΕΛΦΙΝΟΣ oder ΔΕΛΦΙΝΟΣ, die ich bey Kircher angegeben finde, scheinen aus der Corruption des Griechischen entstanden zu seyn. Wenn es sich jemals beweisen ließe, daß der Elephant im Altaegyptischen phil geheißen habe, so würde dieß bey den Forschungen über eine vorgeschichtliche Verbindung zwischen Indien und Aegypten allerdings zu berücksichtigen seyn.

Dieses Wort hat denn auch durch Vermittlung des Arabischen seinen Weg in einige Europäische Sprachen gefunden. Das Elfenbein heißt auf Spanisch mar*fil*, auf Portugiesisch mar*fim*; der Läufer im Schachspiel auf Spanisch *alfil* (rein Arabisch mit dem Artikel) oder durch eine verderbte

Aussprache *arfil*. Es ist bekannt, daß unter den vier Gliedern eines Indischen Heeres die Figuren, welche wir Läufer nennen, die Elephanten, die Thürme oder Rochen aber die Streitwagen vorstellen.

Wenn das Wort fil im Arabischen einheimisch wäre, so sollte man erwarten, es in der Sprache der Abyssinier wieder zu finden. Aber der Name des Elephanten im Aethiopischen ist nage, *) durchaus Indisch. Dieses deutet auf eine Mittheilung: in welchem Zeitalter sie aber vorgefallen seyn mag, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Lateinische Name barrus ist unstreitig Africanischer Herkunft; vielleicht Punisch, denn in der Mauritanischen Sprache soll ja der Elephant caesar geheißen haben. Der Name des Elfenbeins, ebur, beweist daß die Italischen Völker diese Waare nicht erst durch die Griechen kennen gelernt haben, ist mir jedoch übrigens vollkommen räthselhaft.

Im Amara-Kosha ist der Elephant nicht zugleich mit den Lastthieren, dem Ochsen, dem Kameel u. s. w., abgehandelt, sondern in dem Abschnitt vom Kriege, neben und vor dem Pferde. Wir dürfen dabey nicht übergehen, wie in demselben Buche das Verhältniß der Bestandtheile eines Kriegsheeres bestimmt wird. Ein Elephant, ein Streitwagen, drey Reiter, fünf Fußknechte: diese zehn Stücke machen eine Rotte aus; 2,187 solche Rotten ein vollständiges Heer; dieses verzehnfacht ein großes Heer, akshauhinî genannt. **) Der Grammatiker hat dieß ohne Zweifel aus

*) Bochart. Hieroz. p. 248. Ludolfi Lex. Aethiop. p. 317 et 198. Nage, *elephas*, Karna-nage, *ebur*, *proprie cornu elephanti*.

**) Cosha by Colebrooke, p. 202, Anm. 1 und 2. Vgl. die Anmerkung der Herausgeber des Ramay. Vol. I, p. 243.

theoretischen Schriften über die Kriegskunst geschöpft. Alles gründet sich dabey auf die Zahlen: 4, 10, 3 und 7. Der Glieder des Heeres sind vier; der einzelnen Stücke in einer Rotte zehn; und die Zahl der gefoderten Rotten ist die siebente Potenz von drey. Es versteht sich wohl, daß es in der Wirklichkeit nicht immer so beobachtet wurde, aber es ist schon merkwürdig genug, daß man die Sache nach einem arithmetischen Princip hat ordnen wollen. Im Verhältniß zu den übrigen Bestandtheilen scheint die Zahl der Elephanten nach den geschichtlichen und selbst nach den mythischen Beyspielen zu hoch angegeben zu seyn. Doch muß man nicht vergessen, daß zur Bemannung jedes Elephanten vier Menschen, jedes Streitwagens wenigstens zwey gehörten, daß also mit einem großen Heer 306,150 Menschen in der Schlachtordnung gestanden hätten.

Ich finde nirgends eine Ueberlieferung oder mythologische Sage von der ersten Zähmung des Elephanten. Es ist damit wie mit allen Grundlagen der Indischen Cultur: sie werden überall schon vorausgesetzt, und reichen über Menschengedenken hinaus. Die Sage der Perser fabelt hierüber prahlerisch, eben weil sie gar keinen Anspruch darauf zu machen haben; die Sage der Indier schweigt in der Sicherheit des Besitzes. Das Thier erscheint als ein Lebensgenoß der Götter wie der Menschen, wenn Indras, der Monarch des Firmaments, auf einem Elephanten reitet; als ein williges Lastthier, in kosmogonischer Beziehung sogar, wenn den acht Cardinalpunkten des Erdkreises tragende Elephanten untergestellt werden.

Wie hoch die Indier die geistigen Fähigkeiten dieses Thieres von jeher geschätzt haben, erhellet zur Genüge aus

einem einzigen mythologischen Symbol: Ganesas, der Gott aller Wissenschaft und sinnreichen Kunst, wird mit einem Elephantenkopf abgebildet. Die organischen Bedingungen, ohne welche die Vernunft und alles Vernunftähnliche sich nicht entwickeln kann, sind bey dem Elephanten vorhanden. Er hat an seinem Rüssel ein Werkzeug mannichfaltiger und willkührlicher Bewegung, versehen mit einem feinen Tastsinn, wovon die meisten Thiere fast gänzlich entblößt sind; und diese Hand ist zugleich das leitende Organ für die Empfindungen des Geruchs, des Sinnes, dem die Unterscheidung der innern chemischen Eigenschaften der Dinge anheim fällt. Was der Elephant behendes leistet, setzt wegen seines massiven Baues und seiner scheinbaren Unbeholfenheit um so mehr in Erstaunen. Ganz so ist die Wissenschaft der Urwelt beschaffen, welche unter der Last der Sinnenwelt mühsam sich aufringend, dennoch mit unübertrefflicher Sicherheit und Zartheit, ja mit einer gewissen Spitzfindigkeit, die unkörperliche Wahrheit herausgreift.

Gegen das Symbol, als solches, wäre also nichts einzuwenden: aber sichtbar vorgestellt, bleibt es immer eine entsetzliche Misgestalt. Aus allgemeinen Grundsätzen läßt sich einsehn, daß ein Thierkopf, was für einer es auch seyn möge, auf einem Menschenkörper widerwärtig seyn muß. Alles an der menschlichen Gestalt spricht die Menschheit aus, aber das Gesicht in unendlich hervorstechendem Grade; und wenn nun hier die erregte Erwartung getäuscht wird, wenn uns, wo Geist und Gemüth aus einem Antlitz hervorstrahlen sollte, das finstere Leben der Thierheit starr entgegentritt, so werden wir gewaltsam zurückgestoßen. Auf der andern Seite müssen einem Gesicht auch einige menschliche Glie-

der zugesellt seyn, um den Uebergang zur Thiergestalt zu vermitteln. Dieß haben die Aegyptischen Künstler bey den Sphinxen beobachtet, die Griechischen bey den Centauren, Satyrn, Tritonen u. s. w., nach den feinsten Wahrnehmungen des Natursinnes. Die Griechische Kunst hat das Geheimniß, schöne Ungeheuer zu erschaffen, woran der physiologische Widerspruch durch die physiognomische Harmonie verkleidet wird, in allen Abstufungen erschöpft; nur wenn die mythologische Aufgabe gar zu bestimmt lautete, mußte sie auch einen Minotaurus oder einen Hebon bilden, Gestalten, mit welchen das Auge sich niemals aussöhnen kann. In Griechenland hat sich die Kunst erst spät nach langem Kampfe der priesterlichen Vormundschaft entzogen, wie die Poesie schon früher gethan hatte. Zuvor sahen die Idole der Griechen nicht besser aus, als die der übrigen Völker; sie haben eine Ceres mit einem Pferdekopf angebetet, und im Zeitalter der höchsten Bildung hat die Diana von Ephesus sich priesterlich ungeheuer behauptet. Bey den Aegyptiern herrschte das Symbol unbedingt, daher die endlosen Sperber- Ibis- Crocodilen- Löwen- Widder- Jackals- und Hundsköpfe auf Menschenleibern. Ganesa steht dagegen in seiner Art fast vereinzelt da; die Einbildungskraft der Indier hat sich mehr auf die Vervielfältigung menschlicher Glieder gewendet. Wenn man daher an den Indischen Götzenbildern, als etwas unerhörtem, ein neues Aergerniß verkündigt hat, so scheint man das ganze polytheistische Alterthum vergessen zu haben.

Die Misgestalt des Ganesa wird vielleicht durch eine Nachahmung der Natur gemildert, die etwas naives und drolliges hat. Der Elephant faßt gern Büschel von Zweigen

und Laub mit dem Ende des Rüssels, um die Fliegen damit zu scheuchen: so steht nun auch Ganesas ehrerbietig neben seinem Vater, wie die Diener der Großen zu thun pflegen, und schwingt mit dem gehobenen Rüssel den kostbaren Fliegenwedel, das Chamaram. Oder er sitzt mit einem offnen Schächtelchen voll Süßigkeiten auf der Hand, und langt ganz gravitätisch mit dem Rüssel etwas heraus, wie der Elephant auch dergleichen Näschereyen liebt.

An der Lehre von der Seelenwanderung läßt sich ermessen, welchen sittlichen Rang die Indischen Denker dem Elephanten unter den Thieren einräumten. Die Körper und Formen, in welchen die Seele in ein neues Leben eintritt, werden bestimmt nach der Eigenschaft oder dem Princip des Handelns, das in dem irdischen Leben eines Menschen vorwaltend gewesen. Dieser Principien sind drey: die Wesenheit oder das Wahre und Gute; die Leidenschaft; und die Finsterniß, d. h. die sinnliche Selbstheit. Die Seelenwanderungen derer, bey welchen das erste vorgewaltet, sind sämtlich Verklärungen oder wahre Apotheosen; auch die Seelen der zweyten Ordnung treten nur in menschlichen oder übermenschlichen Gestalten wieder auf; die Bannung in Thierkörper ist einzig denen vorbehalten, welche sich der finstern Eigenschaft ergeben haben. Und hier sind wiederum drey Stufen: zu der untersten gehört die Metempsychose in mineralischen und vegetabilischen Substanzen, in allerley Gewürm, Fischen, Schlangen, Amphibien, zahmem Vieh, und dem unedlen Raubthier, dem Jackal. Ferner heißt es dann in den Gesetzen des Manus: „Elephanten, Rosse, „Menschen des knechtischen Standes und Barbaren (Mlêch-„chha's), Löwen, Tiger und Eber, sind die mittlern Zu-

„stände, wozu die Eigenschaft der Finsterniß führt.“ Auf der obersten Stufe dieser Ordnung kommen keine thierischen Metempsychosen mehr vor, außer den Vögeln. Die Betrachtungen, welche diese ganze Lehre veranlassen kann, gehören nicht zu unserm gegenwärtigem Zweck. Was aber die Anordnung in dem angeführten Spruche betrifft, so sollte ich denken, das vornehmste wäre hier vorangestellt, und der Elephant, nächst ihm das Pferd, würden also für die edelsten unter den vierfüßigen Thieren erklärt. Uebrigens sind im Sanskrit die Namen: Löwe, Tiger, Elephant, Stier, einem andern Worte angehängt, gleichgeltende nnd übliche Bezeichnungen des Vorrangs unter irgend einer Ordnung von Geschöpfen.

Zu dem wunderbarsten und unglaublichsten, was die Alten berichtet haben, gehört die Ueberlieferung, der Elephant habe eine Art von Religion. In den Mauritanischen Gebirgen, erzählt Plinius, *) vermuthlich nach dem Juba, steigen die Elephantenheerden bey Erscheinung des neuen Mondes an einen Fluß, Namens Amilo, herab; sie reinigen sich durch feyerliches Besprengen mit Wasser; und nachdem sie das Gestirn begrüßt, kehren sie in ihre Waldungen zurück. Wie leichtgläubig auch die Vorwelt hierüber gescholten werden möge, kann ich gleichwohl nicht umhin, es merkwürdig zu finden, daß diese Mauritanische Sage von der Verehrung des Elephanten vor dem Monde in Indien ebenfalls verbreitet gewesen zu seyn scheint. Eine Fabel des Hitopadesa spielt unverkennbar darauf an, und ungeachtet der phantastischen Freyheit der Gattung sind in diesem Buche die Er-

---

*) Hist. nat. L. VIII, cap. 1.

dichtungen immer auf allgemein angenommene Voraussetzungen von den Thieren gegründet. Ich setze die ganze Fabel treu nach der Urschrift her. *) Zum Verständnisse ist es nöthig zu wissen, daß der Mond unter andern Sasin heißt, eine possessive Ableitung von sasa, der Hase; oder auch Sasânka, von demselben Wort, und anka, ein Fleck, ein Maal, weil man in den Flecken der Mondscheibe das Bild dieses Thieres zu sehen geglaubt. Der Gott des Mondes, Chandras, trägt zuweilen einen Hasen, oder führt dessen Bild in seiner Fahne.

Man hilft sich wohl mit Vorwänden gegen mächtige Könige:
Durch den Vorwand des Mondhasen lebten die Hasen ferner froh.

Ich sagte: Wie war das? Die Vögel erzählten:

Einsmals, da es selbst in der Regenzeit an Regen mangelte, sagte eine von Durst gequälte Elephantenheerde zu ihrem Anführer: Herr! was haben wir für ein Mittel zu leben? Hat nicht geringes Volk eine bewässerte Wohnung? Und wir, aus Mangel an Bewässerung, gehn irre wie die Blinden. Was sollen wir thun? — Hierauf ging der Elephantenkönig nicht gar weit weg, und zeigte ihnen einen lauteren See. Mittlerweile wurden die an dessen Ufer wohnenden Hasen von den Fußtritten der Elephantenheerde zerquetscht. Ein Hase, Namens Wurmgesicht, bedachte hiebey: Diese Elephantenheerde, von Begierde zu trinken getrieben, wird täglich wiederkommen, dann ist es um unser ganzes Geschlecht geschehn. — Hierauf sagte ein alter Hase, Namens Siegreich: Laßt den Muth nicht sinken! Ich will euch eine Schutzwehr hiegegen

---

*) Es ist die vierte Fabel des dritten Buchs; in der Londoner Ausgabe S. 75.

schaffen. — Mit diesem Versprechen ging er fort, und indem er so wanderte, überlegte er: Wie soll ich reden, wenn ich der Elephantenheerde gegenüber stehe? Denn

Der Elephant mit Anrühren, mit dem Hauch tödten Schlangen schon,
Auch beschirmend des Lands Herrscher, lächelnd sogar der Bösewicht.

Ich will also auf eine Bergspitze steigen, und mich dem Anführer der Heerde zu erkennen geben. — Als er dieß ausgeführt, sagte der Heerdenführer: Wer bist du? woher kommst du? — Er sprach: Ich bin ein Gesandter, von dem hochheiligen Monde abgeschickt. — Der Heerdenführer sprach: Melde dein Geschäft! — Siegreich sagte:

Wenn auch Schwerter gezückt wurden, spricht ein Gesandter anders nicht:
Der Unverletzlichkeit wegen sagt er frey, was sich ziemt, heraus.

Nun spreche ich auf Dessen Befehl: höre! Weil diese Hasen Mondesschützlinge sind, so ist es nicht wohl gethan, daß du sie vertrieben hast. Weil sie meine Schützlinge sind, führe ich eben die Hasenfahne. — Da der Gesandte so gesprochen hatte, erschrack der Heerdenführer, und sagte: Es ist aus Unwissenheit geschehen, künftig will ich nicht wiederkommen. — Der Gesandte sprach: Deswegen neige dich vor dem hochheiligen Monde, der hier in dem See vor Zorne zittert, versöhne ihn, und geh. — Hierauf führte er ihn in derselben Nacht dahin, ließ ihn in dem Wasser des Sees das wankende Mondbild sehen, und hieß den Elephanten sich verneigen. Göttlicher Herr! sprach er, was er aus Unwissenheit gethan, werde ihm verziehen! — Hiemit wurde von dem Hasen der Elephantenführer entlassen. Darum sage ich:

Man hilft sich wohl mit Vorwänden, und so weiter.

Hier läßt sich der Elephant gutmüthig betrügen; eben so in der Fabel mit dem Jackal, der ihn in einen Morast lockt. Man darf sich nicht wundern, wenn im Hitopadesa, worin überhaupt eine scherzhafte Ansicht von der Thierwelt herrscht, die Verstandskräfte des Elephanten herabgesetzt werden, wie in folgendem Spruch:

Wichtiger als Stärke ist Klugheit, durch deren Mangel Elephanten in solche Knechtschaft gerathen sind. Diese Lehre verkündigt gleichsam die Handtrommel des Elephantenlenkers mit ihrem Getöse.

Die Sache ist hier nach satirischer Weise einseitig gefaßt. Freylich verliert der Elephant seine Freyheit zuerst durch Ueberlistung: aber wenn er nicht einer unüberwindlichen Sympathie für den Menschen empfänglich wäre, so möchte es schwer halten, ihn zu einer brauchbaren Unterwürfigkeit zu erziehen.

Sonst wird an andern Stellen des Buchs viel von ihm gerühmt. Sein freyer Muth:

Von der Heimat hinweg wandern Leu'n, Männer, Elephanten auch;
Eben daselbst des Tods harren Krähen, Memmen und scheues Wild.

Seine Theilnahme an den Mitgeschöpfen:

Bereitwillige Nothhelfer sind die Guten den Guten stets:
Brüdern, die im Morast sinken, trägt ja der Elephant die Last.

Seine Stärke:

Ein Starker muß bekämpft werden! Wer so sagt, der bedenkt es nicht.
Mit Elephanten anbinden brächte den Menschen leicht den Tod.

Unter den wilden Bewohnern des Waldes wird jedoch der Löwe, von welchem so viel in den alten Dichtern die Rede

ist, während die neueren Reisebeschreiber Indiens meistens von ihm schweigen, als dem Elephanten überlegen anerkannt. Nur an diesem findet jener einen würdigen Gegner. „Der Löwe, heißt es, läßt den Jacal fahren, wenn er auch dicht neben ihn hintritt, und erlegt den Elephanten.“ Die Kämpfe der gewaltigsten Naturen sind in folgenden Zeilen erhaben geschildert:

Was ist dem klugen Tapfern eine Heimat, oder eine Fremde? In welches Land er sich begiebt, das unterwirft er sich auch durch die Majestät seines Armes. In welchem Walde der Zahn- Klauen- Schweifbewaffnete Löwe wandern mag, eben in diesem löscht er seinen Durst mit dem Blute des erlegten Hauptelephanten.

Dieser Vorstellung gemäß sind die beyden steinernen Löwen abgebildet, die vor einer der Tempelgrotten von Ellore liegen, und aufbrüllend einen Elephanten unter ihren Tatzen würgen. *) Freylich ist in diesen Gruppen das Verhältniß der Größe, mit einer der Sculptur wohl vergönnten Freyheit, umgekehrt, auch wenn man annimmt, daß es ein junger Elephant seyn soll. Von dem Styl läßt sich nach den Kupferstichen, die wir haben, nicht urtheilen: der Gedanke ist groß, und der Gegenstand der erhabensten Bildnerey würdig. Nach einem sprüchwörtlichen Volksglauben, gereicht aber dem Löwen selbst dieser Sieg über den mächtigsten Gegner zum Verderben, vermuthlich weil er sich in dessen Blute überfüllt. Hierauf bezieht sich ein schöner Spruch im Hitopadesa:

Bald verzehren ein Reich Feinde, das ein Gefäß der Sünden ist.
Frevel am Recht gedeiht Fürsten, wie dem Leu'n Elephantenmord.

*) Langlès Monuments de l'Indoustan. T. II, pl. 43.

In demselben Buche kommt unter den Regeln der Kriegskunst manches über den Gebrauch der Elephanten dabey vor. Ich hebe nur folgenden Spruch aus:

Der Elephant, des Heers Vormann, dient dem König, wie keiner sonst;
Mit seinen eignen Gliedmaßen nennt das Sprüchwort ihn achtbewehrt.

Diese acht natürlichen Waffen sind nämlich der Rüssel, die Stirn, die beiden Fangzähne und die vier Füße.

Ob in den ältesten unter den Indischen Büchern, den Veda's, schon etwas vom Elephanten vorkommt, kann ich nicht sagen. In den Gesetzen des Manus ist die Erwähnung häufig, und man sieht, es gehört zu den Gegenständen, welche durch beständige Beobachtung der Einbildungskraft geläufig sind. Das Mädchen, das man zur Gattin wählen will, räth der ehrwürdige Gesetzgeber, soll den anmuthigen Gang eines Flamingo oder eines jungen Elephanten haben. Man brauchte die Figur des Thieres schon zum Spielzeug für Kinder. „Wie ein aus Holz geschnitzter Elephant," heißt es, „wie eine aus Leder verfertigte Antelope, „gerade so ist ein ungelehrter Brahmane: diese drey Dinge haben nichts als den Namen." Der zahme Elephant kommt vor als ein gewöhnliches Privat-Eigenthum, indem die Geldbuße für dessen Tödtung festgesetzt wird. Vom Kriegsgebrauche des Thiers ist häufig die Rede, und einiges im Hitopadesa hierüber vorgeschriebene ist aus den Gesetzen des Manus entlehnt. Dem Kriegerstande werden manche fromme Gebräuche erleichtert, um ihn nicht in seinen Uebungen zu stören. Wenn ein Krieger einem Leichenbegängnisse beygewohnt hat, so reinigt er sich durch Anrühren seiner Waffen,

seines Rosses oder seines Elephanten. Diese sind seine nächsten Heiligthümer.

Im Eingange des Ramayana wird die Hauptstadt Ayodhya geschildert, die Elephanten des Königs Dasarathas werden ausführlich gepriesen. *) Ihre Heimat ist in den Vindhya- und Himavat-Gebirgen; wie man bey uns an den Pferden die Abstammung rühmt, so sind sie aus den edelsten Geschlechtern der Gattung, und durch besonders glückliche Merkmale ausgezeichnet. Diese Angaben bedürfen einer Erläuterung, die sich bey der Englischen Ausgabe nicht findet. Die allgemeine Bedeutung der Beynamen bhadra, malla, mriga, deren auch zwey zusammengesetzt werden, vermuthlich um zwey auszeichnende Merkmale als an demselben Thiere vereinigt auszudrücken, sind ganz bekannt; aber in der Anwendung auf einen Elephanten finde ich nur das letzte erklärt. Mriga ist überhaupt das flüchtige Wild, insbesondre die Antelope; dann werden Elephanten mit einer weißen Bläße so genannt. **) Deswegen heißt im Hitopadesa ein Elephant Karpura-tilaka. Tilaka ist nämlich die Figur, welche die Indier, meistens mit Beziehung auf die besondere Verehrung irgend einer Gottheit, sich auf die Stirn mahlen. Solche Elephanten scheinen zum Staat vorgezogen worden zu seyn. Ich habe ein Original-Bild vor Augen, daß den Reiseaufzug einer großen Fürstin vorstellt: die zwey Elephanten, worauf die Fahnenträger sitzen, haben große weiße Bläßen, welche von der Stirn als ein langer Streif auf den Rüssel herabgehn.

---

*) Ramay. B. I, Sect. VI, sl. 24 u. f.

**) Cosha by Colebrooke, p. 295. Die erste Anmerkung.

Die Ausdrücke, welche den Zustand der wilden Unbändigkeit bezeichnen, worin der schon gezähmte Elephant, vorzüglich in den Zeiten der Brunst, wieder zurückfällt, werden häufig im guten Sinne gebraucht: nicht bloß matta, toll, freudig berauscht; sondern auch prabhinna, wüthend, eigentlich der sich losgerissen hat. *) Diese periodische Wildheit, wo das Thier einmal wieder seine Riesenkraft fühlt, hat kürzlich in Europa volkreiche Städte in Schrecken gesetzt, und man hat sich nur mit Kanonenkugeln zu helfen gewußt. In Indien kennt man und besitzt die wirksamsten Mittel dagegen: die gehorchenden Elephanten müssen den widerspänstigen bändigen, der dann gebunden und festgekettet wird, bis der Anfall vorüber ist; auch weiß man, daß der Elephant in den Zeiten des periodischen Ausflusses leicht in diesen Zustand geräth, und also vorsichtig gehütet werden muß. Da der Hauptzweck immer der Gebrauch im Kriege war, so wurde an dem Thiere eben die muthige Rüstigkeit geschätzt. Gewöhnt, es in volkreichen Städten, bloß von dem Haken seines Führers gelenkt, oder auch wohl ganz frey umherwandern zu sehen, geräth man nicht so leicht in Besorgniß. Es gehört zur Pracht eines königlichen Aufzuges, daß die Elephanten hinter dem Wagen des Monarchen spielend in kriegerischen Bewegungen prunken, **) wie man bey uns edle Pferde geflissentlich tanzen, und den Boden mit ihren Hufen stampfen läßt.

Es drängt sich hiebey die Bemerkung auf, daß in Indien, wo man seit Jahrtausenden so unzählige Erfahrungen hat

*) Ramay. B. II, Sect. 13, sl. 48.

**) Ramay. B. II, Sect. 75, sl. 9. Sect. 76, sl. 60.

machen können, die Möglichkeit, den Elephanten als ein erbliches Hausthier fortzupflanzen, wohl schon vor Alters eingesehen werden mußte, daß man es aber vermuthlich nicht gewollt hat, weil man Ausartung von Seiten der Stärke und des Muthes besorgte. Wie wäre es möglich, wenn der Elephant als Hausthier erzogen würde, seinen kriegerischen Instinkt so zu entwickeln, wie es in den großen Waldungen,

Vom Löwen, Tiger, Bär, Eber, Nashorn und Elephant bewohnt, *)

durch die Nöthigung der Natur geschieht? In solchen Wildnissen müssen die Elephanten, nicht bloß aus geselligem Triebe, sondern ihrer Sicherheit wegen, sich in Heerden zusammen halten; der männliche schon erstarkte Elephant mag wohl für sich allein jeder Gefahr trotzen, aber die junge Brut würde schwerlich auf andere Art unversehrt heranwachsen können.

Buffons Schilderung von der Friedlichkeit des Elephanten im wilden Zustande dürfte etwas übertrieben seyn. Wir finden in einem alten Indischen Gedicht **) eine Darstellung von dem nächtlichen Ueberfall einer Elephantenheerde, welche gewiß nach der Natur entworfen ist. Eine Karavane mit allerley Lastthieren, Pferden, Kameelen, Elephanten, zieht über das Vindhya-Gebirge, und nimmt ihr Nachtlager an einem klaren, kühlen, mit Lotus beblümten See. Als alles in tiefer Ermüdung schläft, in der Stille der Mitternacht, kommt eine Heerde wilder Ele-

---

*) RAMAY. B. I, Sect. 18, sl. 15.

**) Im Mahabharata. S. NALUS, carm. Sanscr. p. 90. sq.

phanten zur Tränke. So wie sie die zahmen Elephanten gewahr werden, werfen sie sich auf sie, gleich einer vom Berge herabstürzenden Felslauwine, erwürgen sie, tödten die Kameele, die Menschen, mit ihren Fangzähnen und Fußtritten, und richten eine furchtbare Verwüstung an. Das ganze Gemählde gehört zu dem Erhabenen, das nur aus einer großen Natur, mit einem großen Dichtersinn aufgefaßt, hervorgehn kann.

Die Kriegselephanten sind allerdings die Bundsgenossen des Menschen gegen seine noch freyen Brüder. Bey den großen Treibjagden umstellen sie das Pfahlwerk, und treiben die wilden Elephanten, die herausbrechen wollen, zurück. Hier, sehen wir nun, wird dem wilden Elephanten ein feindseliger Instinkt gegen den zahmen beygelegt, so daß er, auch ungereizt, diesen angreift. Vermuthlich erkennt er an ihm durch den Geruch den Verkehr mit dem Menschen; und wenn der einzelne männliche Elephant durch die zahmen weiblichen in die Gefangenschaft verlockt wird, so mag jener Instinkt wohl nur durch die Verblendung der sinnlichen Begierde überwogen werden.

Das Mitgefühl des geselligen Thieres preisen die Dichter in manchen Gleichnissen. Der große männliche Elephant streichelt mitleidig den weiblichen, der von dem vergifteten Pfeile eines Jägers getroffen, in Schmerzen niedersinkt; die weiblichen Elephanten hinwieder brüllen wehklagend, wenn sie den bezahnten Führer gebunden sehn. *) Daß diese Fä-

*) Ramay. B. II, Sect. 9, sl. 35. Sect. 32, sl. 29. Bey einer solchen Jagd mit vergifteten Pfeilen kann nur an Barbaren gedacht werden: gesetzlos lebende Bergbewohner, dergleichen es von jeher in Indien gegeben hat und noch

higkeit des Mitgefühls in einem wunderbaren Grade sich auch auf den Menschen wende, dafür haben wir schöne Zeugnisse der Alten, unter andern die rührende Geschichte von dem Indischen Weibe, die einen Elephantenführer im Heere des Antigonus begleitet hatte, und da sie als Kindbetterin starb, dem treuen Thiere ihr Kind zu pflegen anbefahl. Der Elephant wollte nun immer die Wiege neben sich stehen haben, indem er alle Nahrung verweigerte, wenn man sie wegnahm; er schaukelte sie gelinde hin und her, wenn das Kind weinte, und scheuchte ihm mit einem Strohbüschel die Fliegen weg, wenn es schlief. *)

Der Elephant ist empfindlich für die Annäherung des Ungewitters, und brüllt dem entfernten Rollen des Donners gleichsam entgegen. Dieß hat der Dichter des Nalas herrlich benutzt. Als der Held mit Blitzesschnelle in den Hof des Palastes hereinfährt, wo seine lange von ihm getrennte Geliebte lebt, so erkennt ihn Damayanti an dem Donnergeroll seines Wagens, die Thiere werden getäuscht: die Pfauen im Hofe schreyen, die Elephanten in den Ställen brüllen freudig auf. **)

Ein andrer Dichter giebt folgende Schilderung: „Die „Waldelephanten, ergriffen von der Brunst, brüllen unauf„hörlich, einstimmend in das Getöse der heranziehenden

giebt, und die entweder Reste oon Urvölkern sind, oder Nachkommen der von dem gebildeten Menschengeschlecht Ausgestoßenen, oder Mischlinge von beyden.

*) Athen. L. XIII, c. 85. Aelian. de nat. animal. L. XI, c. 14. Beyde haben es aus dem Geschichtschreiber Phylarchus, und dieser Zeuge ist ganz unverwerflich.

**) Nalus. p. 152.

„Regenwolken; ihre Schläfen glänzen, wie eine reine Lotos-„blume, umschwärmt von Bienen, die sich in den Thau berauschen.“ *)

Der wüthende Elephant wird häufig mit einer Donnerwolke verglichen: sehr treffend, wegen der riesenhaften Größe, der dunkeln Farbe, der gewaltsam raschen Bewegung, und des drohenden Getöses.

Ich habe aus den Dichtern das Merkwürdigste von dem mitgetheilt, was ich eben im Vorrath hatte; es wird sich in der Folge ohne Zweifel Gelegenheit zu Nachträgen finden. Nun will ich noch einiges über die Darstellungen der bildenden Kunst beyfügen.

Abbildungen von Elephanten kommen an den ältesten Indischen Denkmalen vor, die wir kennen. Zuweilen steht die colossale Gestalt, abgesondert in Stein gehauen, vor den Tempeln; z. B. vor der berühmten Felsgrotte mit der Trimurti, auf einer Insel bei Bombay, welcher die Portugiesen hievon den Namen Elephanta gegeben. Noch häufiger aber gehört sie als ein untrennbarer Theil zu den Gebäuden selbst, und bildet einen architektonischen Zierrath. Hier liegen an der erhöhten und nach Art eines Frieses verzierten Basis einer Tempelgrotte Protomen von Elephanten, eine vor jedem Säulenfuße, während oben am Capitäl ein Tiger hervorspringt. Dort wechseln an einem in Fächer getheilten Friese Köpfe von Elephanten mit Figuren springender Löwen. Einige viereckige Massen von Tempeln, im lichten, aber aus dem natürlichen Fels an der Stelle selbst ausgehauen, werden ganz von Elephanten getragen, die nach außen gewen-

*) Megha Duta by Wilson. p. 28, note.

det, drey oder vier an jeder Seite, zusammen geordnet sind, so daß ihr Körper sich hinten in der Basis verliert. Dieser Gedanke scheint von den tragenden Weltelephanten hergenommen zu seyn, und erinnert an ein Werk Phoenicischer Kunst: an das colossale eherne Becken im Tempel Salomons, das ebenfalls auf zwölf nach außen gewendeten Rindern ruhte.

Die Schicklichkeit und der große Sinn, womit die Figur angebracht ist, wird schon aus dieser flüchtigen Angabe einleuchten. Was aber den Styl der Ausführung betrifft, so sind vielleicht manche Denkmale zu sehr beschädigt und verwittert, als daß sich darüber ein Urtheil fassen ließe. Nach den vorhandenen Abbildungen können wir es wenigstens nicht mit Sicherheit: in den großen Englischen Kupferwerken ist alles der mahlerischen Wirkung der Ruinen aufgeopfert, und sie lassen in Bezug auf die Architektur noch vieles, auf die Bildwerke, womit die Tempel- und Felsenwände angefüllt sind, alles zu wünschen übrig. Wer sich nicht in eine fremdartige Nationalität und Sinnesart versetzen kann, wird vielleicht der bildenden Kunst der Indier, wie der Aegyptier, noch am ersten bey Thierfiguren Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe dergleichen in Bronze gesehen, an denen ich die treue, naive und charakteristische Nachahmung der Natur unübertrefflich fand. Ich besitze selbst einen in Bronze gegossenen Elephanten, etwa vier Zoll hoch, von ächter Indischer Arbeit, an welchem die Verhältnisse des Baues vollkommen richtig getroffen sind; manche Bestimmungen einzelner Theile werden vermißt, vermuthlich weil der Guß aus einer etwas abgestumpften Form hat überarbeitet werden müssen. Man sieht hier auch die Art der Anschirrung: der oben mit einer runden Fläche versehene Saumsattel ist über

einer Schabracke am Bauchgurt, Vorbug und Schwanzriemen befestigt; am Vorbug hängt eine Reihe kugelförmiger Schellen; eine mit Trobbeln und Perlenschnüren verzierte Kappe bedeckt die Stirn; an den Fangzähnen stecken Ringe.

Weit vollständiger jedoch lernt man das prachtvolle Geschirr, das man den Staatselephanten in Indien, vor Alters wie noch jetzt, [illegible] festlichen Aufzügen anlegte, aus Mahlereyen kennen, wo die Stoffe angegeben, und die Zierrathen feiner ausgeführt werden konnten. Es liegt ein Originalbild vor mir, das einen auf seinem Elephanten sitzenden Fürsten vorstellt. Der schon bejahrte weißbärtige Monarch, sein Haupt mit einer Glorie umgeben, der auf dem Nacken reitende Führer, das schreitende Thier selbst, sind augenscheinlich Porträte, und mit so anspruchsloser Wahrheit aufgefaßt, daß ein Benozzo Gozzoli oder Johann von Fiesole es nicht besser hätten machen können. Der Fürst sitzt nach morgenländischer Weise in einer Art von vergoldetem Kasten, die Schabracke ist von Goldstoff, mit Blumen gestickt. Neben den Gurten laufen goldne Zierrathen hin, in der Form von Guirlanden; unter dem Bauchgurt hängt eine Glocke, ein paar andre am Halse; eine Schnur mit goldnen Kügelchen oder Schellen, dieß sogar ein weiblicher Schmuck, ist um die Ferse jedes Fußes geschlungen; vor der Oeffnung des Ohres hängt ein Chamaram, oder weißer Fliegenwedel aus dem seidenhaarigen Schweif des grunzenden Ochsen; ein Fleck an den Schläfen ist mit Staub von rothem Sandelholz eingerieben; die Stirnkappe ist mit einer doppelten Schnur, einer von Perlen und einer von edeln Steinen, eingefaßt; an jedem der Fangzähne stecken drey goldne Ringe. Die Spitzen sind der Vorsicht wegen abgestumpft, was ich

auch an andern ähnlichen Figuren bemerke: für einen Kriegselephanten würde dieß nicht taugen. Dieß alles ist in der That überaus geschmackvoll angeordnet; wodurch es aber erst recht merkwürdig wird, das ist die Betrachtung, daß wir hier nicht bloß die Sitte der neueren Zeit, sondern zugleich der alten und uralten, vor uns sehen. Denn von dem Prachtgeschirr und Geschmeide der Elephanten ist auf eben solche Weise schon in den Heldengedichten die Rede. Es ist dieß ein ganz eigenthümlicher Zug in der Geschichte der Indischen Cultur, daß ein verfeinerter Luxus jeder Art in eine entfernte Vorzeit zurückgeht, und daß dieser Luxus, der sonst eine Veränderung der Gesinnungen in seinem Gefolge zu haben pflegt, hier mit dem Ton patriarchalisch heroischer Sitten im Einklange bleibt: eine Erscheinung, die wohl nur aus der geheiligten Gesetzgebung der Indier befriedigend erklärt werden möchte.

Bey Thierfiguren, woran nicht alles gleich bedeutend seyn kann, ist es eine Hauptaufgabe für den Künstler, besonders für den Bildner, der Natur die Stellungen und Bewegungen abzulauschen, welche, dem Charakter angemessen, zugleich den Gliederbau am besten entfalten. Der Löwe, ganz Muskel, ganz Gewandtheit und Stärke zugleich, kann liegend, kauzend, stehend, schreitend, springend vorgestellt werden: alles ist günstig für die Bildnerey. Ein stillstehendes Pferd hingegen aus Bronze oder Marmor würde immer eine steife Gestalt seyn. Auch der Trab ist ungünstig, wegen des spitzen Winkels, den das straff vorgreifende Bein mit dem andern macht, wie man es an einigen Werken älterer Griechischer Kunst sehen kann. In den Zeiten des gebildeten Geschmacks haben daher die Griechen das Pferd immer

schreitend oder zum Galopp anspringend abgebildet. Auch der Elephant wird am vortheilhaftesten schreitend vorgestellt. Auf Indischen Basreliefs und Bildern (die freystehende steinerne Masse bedarf alle vier Stützen) ist dieß meistens geschehen, und zwar auf eine eigne Weise: das ruhende Vorderbein ist etwas schräg vorwärts gesetzt, das zum Schreiten gehobene zurückgeworfen, ungefähr wie bey den muthigen Stieren der antiken Kunst. Einem Künstler, dem der Auftrag ertheilt würde, wie ehemals dem Bernini, einen Elephanten in Erz oder Marmor für ein Denkmal im Großen auszuführen, würde ich immer rathen, bey den wenigen Studien nach der Natur, die man in Europa machen kann, die Betrachtung Indischer Originale nicht zu verschmähn, um ihnen ein oder das andere Motiv abzulernen.

Ich könnte noch von den fantastischen Elephantenfiguren reden, die man aus allerley Thieren oder menschlichen Gestalten zusammengestellt hat. Sie sind merkwürdig genug, jedoch in anderer Beziehung als auf unsern Gegenstand. Ueberdieß ist es Zeit diesen Aufsatz zu schließen, der mir unter den Händen unerwartet angewachsen ist, damit er nicht so weitläufig ausfalle als die fleißig gesammelte aber freylich nicht kritische Elephantographia des Grafen von Hartenfels. Ich wünsche nur, daß mein Versuch, durch Zusammenstellung der Zeugnisse einige geschichtliche und naturgeschichtliche Punkte aufzuklären, nicht eben so fruchtlos befunden werden möge, als, nach dem Indischen Sprüchworte, das Waschen eines Elephanten ist.

V.

Indische Sphinx.

Vorerinnerung.

Der berühmte P. Kircher hat einen Aegyptischen Oedipus herausgegeben; in einem ähnlichen Sinne ist die obige Ueberschrift gemeynt, nur daß ich mich nicht anheischig mache, die Räthsel zu lösen, sondern mich damit begnügen will, sie aufgestellt zu haben. Auch ist das Beywort, Indische Sphinx, nicht so zu verstehen, als ob die Indier selbst, wie die Aegyptier durch ihre Hieroglyphen, uns Räthsel aufgegeben hätten: sondern es soll nur andeuten, daß durch die Bekanntschaft mit der Sprache, mit den schriftlichen und steinernen Denkmalen Indiens sich manche neue Aufgaben zur Lösung darbieten. So lange es als unmöglich erscheint, unsere weltgeschichtlichen Kenntnisse von dieser oder jener Seite zu erweitern, müssen wir uns den unsrer Unwissenheit beruhigen. Sobald aber irgend ein Strahl, auch nur ein vereinzelter und verlohrner, in das Dunkel der Vorzeit hineinfällt, so erwacht die Hoffnung, und mit ihr zugleich entsteht gewissermaßen die Verpflichtung, die Erforschung bisher verborgener Thatsachen wenigstens zu versuchen.

Unter dieser Aufschrift werde ich also von Zeit zu Zeit Fragen und Zweifel vortragen, Winke, Andeutungen und vorläu-

sige Zusammenstellungen mittheilen, auf Spuren aufmerksam machen, die vielleicht in der Folge einmal uns auf eine Bahn leiten können. Hier mag denn auch gewagten Vermuthungen und etymologischen Traumdeutereyen eine Stelle gegönnt werden. Zwar hege ich die Ueberzeugung, daß die Etymologie nicht methodisch und wissenschaftlich genug behandelt werden kann, wofern sie ersprießlich werden soll; und ich bitte meine Leser zu glauben, wenn ich etwa mit leichten Truppen weit voraus streife, daß ich schweres Geschütz in der Nachhut halte.

---

§. 1.

Geschlechtsname der Ostgothischen Könige.

Die Könige der Ostgothen nannten sich die Amaler, nach dem vierten ihrer bekannten Ahnherrn, Amala. Dieser Name muß sehr volksmäßig bekannt, und unter den andern Deutschen Stämmen mit Ruhm verbreitet gewesen seyn. Denn viele Jahrhunderte nach dem Umsturz des Ostgothischen Reichs und dem Aussterben jenes Königstammes finden wir ihn in unsern alten Heldenliedern wieder, deren Urheber die Kunde gewiß nicht aus gelehrten Quellen geschöpft hatten. Im Liede der Nibelungen wird das Volk der Ostgothen nicht anders als die Amelungen patronymisch bezeichnet.

Die richtige Deutung des Namens hat schon Wachter gegeben: AMALA heißt unbefleckt, von MALO, der Fleck, nnd dem verneinenden A. Maal heißt noch in unserer heutigen Sprache ein Fleck; MALO kommt vor beym Ulfilas, in der besondern Bedeutung des Rostes, eines Fleckes am Metall. Der neueste Herausgeber des Ulfilas, Zahn,

hat den seltsamen Misgriff gethan, MALO durch tinea, und NIDVA, die Motte, durch aerugo zu übersetzen, weil die beyden Dinge in unserm Text (Matth. VI, 19. 20.) so auf einander folgen; statt daß er hätte schließen sollen, Ulfilas habe entweder eine andre Leseart vor Augen gehabt, oder sich dießmal nicht so genau an die Wortstellung gehalten.

Diese Deutung empfiehlt sich dadurch, daß sie der stolzen Sinnesart der alten Deutschen vollkommen angemessen ist, welche einen so unendlich hohen Werth auf die unbefleckte Ehre der Geschlechter legten. Von Seiten der Sprache wäre etwa nur dagegen einzuwenden, daß wir in den vorhandenen Ueberresten des Gothischen kein einziges ganz unzweydeutiges Beyspiel von dem Gebrauche des verneinenden A antreffen. Ob AGLAITEI und AGLAIT-GASTALDS damit gebildet sind, ist mir wenigstens nicht klar. Dagegen findet es sich unverkennbar im Fränkischen des Otfried, und zwar hat es den Ton, (in der Vaticanisch-Heidelbergischen Handschrift; leider hat Schilter die Accente weggelassen) als der bestimmende Begriff: ákust, ádeiló, ágaleizi. Es ist daher wahrscheinlich, daß das verneinende A, wie dem Griechischen und Indischen, so vor Alters allen deutschen Mundarten gemein gewesen, in der einen aber früher, in der andern später abgekommen, und durch die Partikel un ersetzt worden. Dabey ist nicht zu übersehn, daß der Name AMALA sich aus einer weit früheren Zeit herschreibt, als die Gothische Bibel-Uebersetzung, da ihn der Ahnherr Theodorichs des Großen im zehnten Gliede führte.

Mit diesem Worte sind andre Namen zusammengesetzt worden, wo AMALA entweder in der allgemeinen Bedeutung, oder als Eigenname des Geschlechtes verstanden werden konnte: Amalaberga, Amalasvintha, (dieß hat Wachter irrig gedeutet: svinthei heißt die Stärke) Amalafred,

Amalarich. Dergleichen Namen kommen zuvörderst bey Angehörigen des Ostgothischen Königsstammes vor, dann auch bey andern Deutschen Völkern.

Was ich nun zu dem bisher bekannten hinzuzufügen habe, ist die Bemerkung, daß das Wort AMALA, der Bedeutung und Form nach, eben so ächtes Sanskrit als Deutsch ist: amala, *immaculatus*, von mala, *macula*, und dem verneinenden a. Ich glaube zwar nicht, daß sich hieraus Folgerungen, die Gothen betreffend, ziehen lassen, etwa über ihre spätere Ansiedelung in Europa, ihre früheren Wohnsitze, u. s. w. Aber mich dünkt, der gemeinsame Besitz eines Wortes, das eine so hervorstechende geschichtliche Stelle einnimmt, drückt der anerkannten Verwandtschaft der Völker gleichsam feyerlicher das Siegel auf.

---

§. 2.

Kunde des Mittelalters von Deutschen in Asien.

In dem Lobgesange auf den heil. Anno heißt es von den Baiern:

Dere geslehte dare quam wilin ere
Von Armenie der herin.
Da Noe uz der arkin ging,
Du'r diz olizwi von der tuvin intfieng.
Iri zeichin noch dü archa havit
Vf den bergin Ararat.

Dann fügt der Dichter hinzu:

Man sagt daz dar in halvin noch sin
Die dir Diutischin sprecchin,
Ingegin India vili verro.

Man hat seltsam genug dieses geistliche Gedicht für Volkspoesie ausgegeben, ein Name, unter welchen man über-

§. 3.

Ueber Thiernamen.

Die Thiernamen verdienen bey der Vergleichung der Sprachen eine besondre Aufmerksamkeit. Denn unstreitig gehören die Thiere zu den Naturgegenständen, welche sich dem Menschen bey dem ersten besonnenen Blick auf die umgebende Welt darboten, und ihn gleichsam auffoderten, ihnen durch eine Benennung den Stempel seiner geistigen Herrschaft aufzuprägen.

Die Hypothese, der Mensch habe die Thiere durch Nachahmung ihres Geschreyes bezeichnet, bestätigt sich nur selten. Es giebt allerdings solche Onomatopöen, die meistens an der Wiederhohlung einer Sylbe kenntlich sind, selbst in den edleren Sprachen, z. B. im Lateinischen: turtur, cuculus, ulula. Auch im Indischen bey einigen Vögelgattungen: tittiri, eine Art Rebhun; kukkubha, eine Art Fasan; kàka, die Krähe; ulukà, die Eule (*ulula*); kôkila, der schwarze Kukuk, (*cuculus*) weil das Männchen dieser Gattung zwar einen die Nachtigall übertreffenden Gesang hat, das Weibchen aber nur einen einförmigen Laut wie der gewöhnliche Kukuk vorbringt. Dergleichen Namen sind, wie sich versteht, für den Beweis einer näheren ursprünglichen Verwandtschaft der Sprachen nicht zu gebrauchen.

Andre Thiernamen sind vermöge einer leicht erkennbaren Ableitung oder Zusammensetzung des Wortes wahre Beschreibungen des Thieres: Beywörter, die von seiner Gestalt, seinen Eigenschaften, seinen Handlungen hergenommen sind. Mit solchen Namen kann eine schon ganz gebildete Sprache bereichert werden, wie der des Rhinoceros, Nashorn, im Griechischen erst seit dem Aristoteles erfunden zu seyn scheint. So auch *καμηλοπάρδαλις*, *στρουθοκάμηλος*, u. a. m. Die Indische Sprache ist an dergleichen mahleri-

schen, oft auch das Wesen der Gattungen bezeichnenden Namen unendlich reich; es würde der Mühe werth seyn, sie zusammenzustellen, um die darin liegende sinnige Naturbetrachtung hervorzuheben. Den in der Genesis über die Schlange ausgesprochenen Fluch schildert der Indier mit dem kurzen Wort uraga, das auf der Brust gehende Thier.

Endlich, oder vielmehr zuvörderst, giebt es auch einfache Thiernamen von unbekannter Ableitung, für welche die Grammatiker derjenigen Sprachen, worin es Grundsatz ist, alles von den Zeitwörtern herzuleiten, wohl eine Wurzel nachweisen mögen, aber schwerlich eine solche, deren Bedeutung sich befriedigend auf die Thiergattung anwenden ließe. Dergleichen Namen gehören gewiß zu den ältesten Erzeugnissen des Sprachvermögens.

Es tritt aber die eigne Erscheinung ein, daß in verwandten Sprachen dieselben Namen zwar unverändert wiederkommen, aber zuweilen ganz verschiedene Thiere bedeuten. Hiebey darf nicht vergessen werden, daß der Name weit älter seyn kann, als die Bekanntschaft eines Volkes mit der Gattung, die es gegenwärtig bezeichnet. Wir haben hievon ein geschichtliches Beyspiel. Krokodile nannten die Griechen eigentlich die in altem Gemäuer nistenden Eidechsen; die in Aegypten angesiedelten Jonier verglichen damit das im Nil wohnende Thier, das sie vorher nicht kannten, (Herodot. II, 69.) und nun wurde jener riesenhaften Eidechse der Name vorzugsweise eigen.

Man sehe nun folgende Beyspiele:

Hebräisch: aleph, der Ochse.

Griechisch: ἔλαφος, der Hirsch.

Ich habe diese oft bemerkte Aehnlichkeit nicht übergehen wollen, doch erkläre ich ausdrücklich, daß ich keine ursprüngliche Verwandtschaft zwischen den beyden Sprachen annehme, sondern nur eine starke Einmischung Phoenicischer Wörter in

die Griechische. Man hat auch ἐλέφας hieher zu ziehen versucht, worüber ich auf das S. 208 gesagte verweise.

Lateinisch: vulpes, der Fuchs.

Gothisch: VULFS, der Wolf; eben so in allen Sprachen des Deutschen Stammes.

Griechisch: κάπρος, der Eber, das männliche Schwein.

Lateinisch: caper, der Bock.

Das obige Griechische Wort ist späterhin ziemlich aus dem Gebrauch gekommen: es gehört gerade zum ältesten Sprachgebrauche. Wir finden es beym Homer, und in den priesterlichen Büchern der Athener stand es neben πόρκος, porcus.

Lateinisch: ursus, der Bär.

Altdeutsch: ors, das Pferd.

So findet sich das Wort noch in unsern Dichtern des dreyzehnten Jahrhunderts. Zwar wird auch ros (ich weiß nicht, ob aus der Umstellung der Buchstaben, oder aus einer andern Wurzel entstanden) frühzeitig gebraucht; schon beym Otfrid für einen Esel, überhaupt für ein Thier, worauf man reitet. Beym Ulfilas kommt kein Name des Pferdes vor; im Angelsächsischen heißt es mit dem Hauch: hors.

Griechisch: καμῆλος, das Kameel.

Lateinisch: caballus, das Pferd.

Caballus war ein Italisches Bauernwort, womit das Pferd nicht in ritterlicher und kriegerischer Beziehung, sondern bey der Landwirthschaft bezeichnet wurde. Deswegen ist das Wort, mit Verdrängung des edleren, in alle Romanischen Sprachen übergegangen. So betrachtet sind beyde, Kameel und Pferd, Lastthiere. Das Kameel heißt im Hebräischen gamal, im Chaldäischen nach dem Hesychius γαμάλη. Die bisher allgemein angenommene Meynung,

der Name dieses Thieres sey im Griechischen aus den Aramäischen Sprachen entlehnt, (schon Varro sagt: Camelus suo nomine Syriaco in Latium venit,) könnte dadurch wohl einigermaßen zweifelhaft werden, daß im Sanskrit sich neben dem ganz abweichenden ushtra, auch kramêlaka, das Kameel, findet.

Griechisch: *ἐλέφας*, *ἐλέφαντ-ος*, der Elephant.

Gothisch: Ulbandus, das Kameel. Fränkisch: Olbent. *Gl. Mons.* olpentarâ, *dromedarii.* Angelsächsisch: olfend, olfynd, olnend.

Dieß ist äusserst merkwürdig. Einige Gelehrte haben das Gothische Wort für entlehnt aus dem Griechischen, und die Anwendung auf das Kameel für einen Irrthum des Ulfilas ausgegeben. Aber die aus dem Griechischen und Lateinischen erborgten Wörter sind im Gothischen nicht verderbt, sondern ganz treu, nur nach der Eigenthümlichkeit der Gothischen Aussprache und Schreibung verändert, übertragen. Wäre Ulfilas in dem Falle gewesen das Wort Elephant zu gebrauchen, so würde er wahrscheinlich Ailaifanths geschrieben haben. Fand er keine Benennung des Kameels in seiner Sprache, so durfte er nur die Griechische beybehalten, die seinen Landsleuten bey ihrem vielfältigen Verkehr mit Griechen und Römern gewiß schon verständlich war. Ferner, wenn die Deutschen den Namen von den Römern annahmen, so konnten sie in Absicht auf das Thier, dem er zukam, nicht irren; denn die Deutschen Leibwachen der Kaiser hatten in Rom Gelegenheit genug, Elephanten zu sehen. Es ist gar nicht denkbar, daß die Entlehnung zugleich mit dem Mißverständnisse sich durch alle Deutschen Mundarten bis zu den Sachsen fortgepflanzt haben sollte. Noch spät im Mittelalter haben die Deutschen fortgefahren ein Kameel olbent zu nennen, wiewohl ihnen der alte Name nicht nur aus dem

Lateinischen, sondern auch aus allen Romanischen Sprachen entgegen kam. So heißt es in dem älteren Roman von Karl dem Großen:

Oluente unde mule;

und dieser Dichter des zwölften Jahrhunderts übersetzte doch aus dem Romanischen. Das angestammte Bürgerrecht des Wortes bleibt demnach unbestritten. ULBANDUS sieht ganz aus wie eine uralte Asiatische Erinnerung. Auf der andern Seite wird es hiedurch wieder wahrscheinlich, (Vgl. S. 136) daß schon in einer vorhomerischen Zeit ἐλέφας irgend ein großes Thier bedeutet habe, und daß die Griechen, da sie das Elfenbein kennen lernten, diesem Thiere die großen Zähne oder Hörner zugeschrieben.

Es werden sich wohl noch mehr solche Beyspiele sammeln lassen, wenn man die Aufmerksamkeit darauf richten will. Man übersieht leicht die Aehnlichkeiten der Laute, wo die Bedeutungen unähnlich sind. Eine allgemeine Zusammenstellung der Thiernamen bleibt meiner Sprachvergleichung vorbehalten.

---

§. 4.

Namen der Metalle.

Von den Namen der Metalle gilt zum Theil dasselbe wie von den einfachen Thiernamen: sie widerstreben allen etymologischen Versuchen. Da nicht jedes Land alle Metalle in seinem Schooße hegt, da ein Volk dem andern in der Metallurgie voraus seyn konnte, so mußten hier oft fremde Einmischungen Statt finden. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn in diesem Stücke anerkannt nahe verwandte Sprachen weit von einander abweichen. Im Griechischen und Lateinischen haben nur ἄργυρος und argentum Aehnlichkeit. Bey-

de Namen sind von der weißen Farbe hergenommen: ἀργὸς, ἀργεννός; und im Sanskrit: arjuna, weiß.

Auch tritt wohl der Fall ein, daß Namen von Metallen mit ganz neuen vertauscht werden. Das Wort ϑησαυρὸς weiset uns auf eine Vorzeit zurück, wo das Gold in der Griechischen Sprache wie in der Lateinischen αὖρον hieß, wie beyde Scaliger schon bemerkt haben. Die neuesten Entdeckungen über Griechenland bestätigen die Vermuthung dieser großen Gelehrten, indem die noch vorhandenen Thesaure, undurchdringlich fest gemauerte und gewölbte Schatzkammern, unstreitig zu den vortrojanischen Denkmalen gehören. (Vgl. meine Rec. der Röm. Geschichte von Niebuhr. Heidelb. Jahrb. 1816. S. 868.) — Aber woher nun χρυσός?

Von einer verschiedenen Bedeutung desselben Metallnamens in verwandten Sprachen habe ich nur ein einziges, aber ein sehr merkwürdiges Beyspiel anzuführen. Das Wort, womit die Indische und die Germanischen Sprachen das Eisen bezeichnen, bedeutet in der Lateinischen das Kupfer.

Ich muß dabey zuvörderst auf das alterthümliche Latein zurückgehn. Aes, ehemals AIS. Das s gehört zur Wurzel; man lasse sich durch den Genitiv aer-is nicht irre machen: in unzähligen Fällen ist das R im Lateinischen an die Stelle des s getreten. In as, assis, ist das letzte stehen geblieben, das Wort hat nur, durch Verwandlung des Diphthongen in den einfachen Vocal, eine andere Veränderung erlitten. An der Identität der beyden Wörter wird wohl kein Sprachkenner zweifeln; das Geschlecht ist verändert, weil as nicht mehr das Kupfer im allgemeinen, sondern ein Stück Kupfer, ein bestimmtes Gewicht bedeutet. Von der späteren Form aeris ist aereus abgeleitet; von der älteren, aeneus, durch Ausstoßung des s. Man schrieb auch aheneus, also auch ahes zweysylbig. Dieß ist nicht bloße Vermuthung;

man liest in den Iguvinischen Tafeln: AHESNES. (Vgl. Lanzi Ling. Etr. III, p. 698.)

Im Sanskrit heißt nun das Eisen ayas, ein Neutrum mit einem radicalen s; nach einer vermehrten Form, ayasa, ebenfalls ein Neutrum, im *nom.* und *acc.* ayasam. Das y ist der Halbvocal, worein das i immer, wenn ein andrer Vocal darauf folgt, selbst mit Ablösung von dem Diphthongen, übergeht. Die erste Form stimmt mehr mit dem Lateinischen ais, die zweyte mit dem Deutschen Eisen, überein.

Im Gothischen finden wir EISARN, ferrum, und EISARNEIN, ferreus. Nach einer trügerischen Analogie sollte man das erste schon für ein abgeleitetes Adjectiv halten, wie unser eisern, und die Stellen des Ulfilas, wo es vorkommt, ließen sich wohl so deuten, denn es ist darin von etwas aus dem Eisen gearbeiteten die Rede. Aber das zweyte steht uns im Wege; es wäre wenigstens unregelmäßig, zwey possessive Endungen zu häufen. Ein alter Ostgothischer König, der Sohn des Amala, hieß ISARNA, oder vielmehr EISARNA, denn jenes ist nur die Lateinische Schreibung.

Die Gothischen Formen stehen ebenfalls beym Kero, und in gleichzeitigen Glossen: isarn, *ferrum*; isarninin, *ferreis*. Aber beym Otfrid: isinae steina. Der einfache gedehnte Vocal ist im ganzen Mittelalter an die Stelle des Diphthongen getreten; dieser ist, fast zufällig, erst im neueren Hochdeutsch wieder zum Vorschein gekommen, als unsre Sprache überhaupt so reich an Diphthongen ward.

In einigen Deutschen Mundarten hat das Wort eine ähnliche Veränderung erlitten, wie aes im Lateinischen: das radicale s ist mit R vertauscht. Angelsächsisch: iren, irn; daher Englisch: iron; Isländisch: iarn; Schwedisch: jern, u. s. w.

AIZ beym Ulfilas, in der Bedeutung des Geldes, ist

nichts anders als das aus dem Lateinischen entlehnte aes. So halte ich auch ehern und Erz nicht für einheimische, sondern spät erborgte Wörter.

Das uralte Grundwort in seiner doppelten Anwendung erinnert uns an jenes Zeitalter, wovon Hesiodus sagt:

Aber sie wirkten in Erz; noch war nicht schwärzliches Eisen. Das härteste Metall, das ein Volk kannte, war ihm sein ais, sein Eisen. Italien hatte vormals ungemein ergiebige Kupfergruben, und die Italischen Völker mögen lange ihre Waffen und Pflüge daraus geschmiedet haben.

---

§. 5.

Herstellung einer Leseart beym Athenäus.

Die Englischen Gelehrten, welche sich damit beschäftigt haben, die Zeugnisse der Alten durch die neu erworbenen Kenntnisse über Indien aufzuklären, sind übereingekommen, jener mächtige König und Eroberer am Ganges, der Bundsgenosse des Seleukus, Sandrokottus, müsse in seiner Muttersprache Chandraguptas geheißen haben; und sie haben eben diesen Chandraguptas in den Indischen Ueberlieferungen wiederzufinden geglaubt. (S. W. Jones on Asiatic History. *As. Res.* Vol. IV, p. XXVI.) Ob die Identität der Person so ganz erwiesen, ob es ferner thunlich ist, wie es neuerdings versucht worden, (Francis Hamilton GENEALOGIES of the Hindus, extracted from their sacred writings. Edinb. 1819. Introd. p. 14.) an diesen einzigen Nagel ein ganzes System der Indischen Chronologie hinauf- und hinunterwärts anzuheften, das ist eine zweyte Frage, die ich jetzt bey Seite stelle.

Wenn der Name auch nicht in den Genealogien der Indischen Könige vorkäme, so würde man ihn doch als classisch im Sanskrit, und als dem Geiste der Namenertheilung

nach Brahmanischen Begriffen gemäß, anerkennen müssen. Chandra-gupta, der Mondbeschützte. Diese Endung mit Vorsetzung eines Götternamens ist häufig: z. B. Brahma-gupta. Was nun die Schreibung mit Griechischen Buchstaben betrifft, so hat es mit der ersten Hälfte nicht die mindeste Schwierigkeit. Den Griechen fehlten die palatalen Laute: das cha (das ce der Italiäner) schrieben und sprachen sie also wie ein bloßes s, wie es wohl Personen, welche lispeln, zu machen pflegen. In Italien selbst geht ja dieß durch die ganze Venetianische Mundart hindurch.

Bey der zweyten Hälfte des Namens fand ich aber immer das Bedenken, daß Megasthenes mit dem Griechischen Alphabet dem Indischen Laute weit näher hätte kommen können, ohne seinen Landsleuten eine unangenehme Anstrengung der Sprachorgane zuzumuthen. Warum schrieb er nicht Σανδρόγυπτος, oder, wozu die Aehnlichkeit mit einem Griechischen Worte einlud, Σανδρόκυπτος? Nun finde ich endlich, daß er wirklich so geschrieben hat. Die ächte Schreibung Σανδρόκυπτος hat sich in den Handschriften des Athenäus (Epit. L. I, c. 32) erhalten; so steht der Name in den beyden ältesten Ausgaben: die späteren Herausgeber haben dieß willkührlich verändert, weil sie beym Strabo und sonst Σανδρόκοττος gelesen hatten. Casaubonus sagt darüber: *Sandrocottus* is est, de quo Strabo, et nos olim ad illum: nam alii *Androcottum* indigetant. *Sandropycton* Dalecampius, nescio unde: nam aliter hoc nomen corruptum in prioribus editionibus, quarum mendum Natalis recte correxerat. Der neueste Herausgeber, Schweighäuser, fügt hinzu: Σανδρόκυπτον ed. Ven. et Bas. Σανδρόκυττον nostri mssti.

Man sieht leicht ein, wie sehr ausländische Namen, wobey die Abschreiber sich nichts dachten, der Verfälschung ausgesetzt waren. Σανδρόκοττος ist ferner in Ἀνδρόκοττος

verfälscht worden: natürlich, weil eine Menge Griechische Namen so anfingen. Strabo und Plutarch mochten schon verderbte Lesearten vor Augen haben, und man muß die Namen freylich so stehen lassen, wie ihn die Handschriften geben; in obiger Stelle des Athenäus aber wird das Rechte nur durch Herauswerfung einer irrigen Conjectur hergestellt.

Somit verschwindet nun der letzte Schatten eines Zweifels gegen die Deutung Chandragupta, welche Sir William Jones gegeben hat.

---

§. 6.

Deutung einiger Indischen Namen bey Griechischen Geschichtschreibern.

Ξανδράμης.

Beym Diodorus L. XVII, c. 93. Xandrames war zur Zeit Alexanders des Großen König der Prasier und Gandariten. Chandramas ist der vollständigere Name des Mondes, der auch bloß Chandra heißt; mâsa für sich allein bedeutet einen Monat. (Griechisch μείς oder μής.) Sehr häufig führen in Indien Menschen nicht bloß patronymische Ableitungen und andere Zusammensetzungen von Götternamen; sondern die Götternamen selbst. Der Buchstabe cha ist hier nicht wie in dem vorigen Beyspiele durch Σ ausgedrückt, sondern durch Ξ; beydes sehr begreiflich.

Ἀμιτροχάτης.

Beym Athenäus. L. XIV, c. 67, aus dem Hegesander. Ein Indischer König, mit welchem Antiochus, wahrscheinlich der erste, in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Amitra heißt Feind, vom verneinenden a, und mitra, Freund. Man sieht schon voraus, daß die letzte Hälfte

des Namens den Begriff des Sieges, der Ueberlegenheit, ausdrücken muß. Amitra-jit, Feindesbesieger, kommt in den Genealogien vor; (Bentley Remarks on ancient Hindu aeras and dates. As. Res. V, p. 338. Fr. Hamilton Genealogies. Index.) und anders kann 'Αμιτροχάτης nicht wohl ausgelegt werden. Die letzte Sylbe ist von der Wurzel Ji, *vincere;* JITA, *victus;* aber so einsylbig angehängt, haben die Zeitwörter in der Composition eine active Bedeutung. Einer Griechischen Endung bedurfte diese Indische Form; die Veränderung war um so gelinder, da das Wort in den andern Biegungen wächst: z. B. *acc.* Amitrojitam. Freylich wäre 'Αμιτρογίτης dem Laute und dem Wesen der Buchstaben näher gewesen. Wo im Sanskrit der mittlere unter den palatalen Consonanten, ja, steht, da haben die Griechen und Römer in den entsprechenden Wörtern gewöhnlich g: z. B. jânu, das Knie, γόνυ, genu.

Σοφαγασῆνος.

Beym Polybius, Exc. L. XI, c. 32. Ein Indischer König, mit welchem Antiochus der Große ein Bündniß schloß. Subhaga-sênas. Su ist eine Vorsatz-Partikel, die dem Sinne nach dem Griechischen εὖ entspricht; subhaga, glücklich, *bene auspicatus, faustus; sênâ, fem.* ein Heer: der Führer eines glücklichen Heeres. Das kurze u der Indier drückt der Grieche, dem ου immer ein Diphthonge war, natürlich durch sein Omikron aus; für die beyden abspirirten Consonanten jeder Classe hat er nur einen: sowohl ph als bh wird also φ. Die auf sêna ausgehenden Königs- und Heldennamen sind im Sanskrit sehr häufig, und den Griechischen auf στρατός ähnlich. Wir finden Bhîmasênas, von bhîma, *terribilis,* Vîrasênas, von vîra, *vir,* u. s. w. Man bemerke noch, daß der Grieche die Quan-

tität der vorletzten Sylbe beobachtet, und den Indischen Diphthongen ê, zusammengesetzt und ausgesprochen wie das Französische ai, durch η ausgedrückt hat.

Κητεύς.

Beym Diodorus L. XIX, c. 33, 34. Ein Indischer Krieger von hohem Adel, der Anführer Indischer Hülfstruppen, der in einer Schlacht des Eumenes gegen den Antigonus ruhmvoll sein Leben einbüßte. Kêtu, *nom.* Kêtus, heißt eine Fahne, ein Kriegspanier. Eine gewöhnliche Endung zusammengesetzter Namen: z. B. Chitra-kêtus, buntfahnig; der Gott der Liebe heißt Makara-kêtus, weil er ein Seeungeheuer in der Fahne führt. Aber Kêtus kommt auch für sich allein als eigner Name vor. (Vgl. Fr. Hamilton Geneal.) Das charakteristische u haben die Griechen schicklich durch die Endung ευς ausgedrückt, da sie sonst die Indische Namen auf ης oder ος ausgehen lassen.

Ξάθροι.

Ein Indisches Volk beym Arrian, L. VI, c. 15. Der Kriegerstamm heißt im Sanskrit nicht bloß Kshatriya, sondern auch Kshatra: die letzte Form erkennt man leicht in der Griechischen Schreibung wieder. Wie Alexander auf einen Staat der Brahmanen traf, nicht als ob alle Einwohner aus dem Priesterstamme gewesen wären, sondern so benannt, weil die Brahmanen die politische Herrschaft führten, so fand er auch einen Staat von Kshatriya's. Die heutigen wegen ihrer Tapferkeit berühmten Rajputs nennen sich so, râjaputtrâs, Königssöhne, weil sie von Adel des Kriegerstammes zu seyn behaupten. Es gab also schon zu Alexanders des Großen Zeit in Indien solche unabhängige Staaten von Rajputs, ἔθνος Ἰνδῶν αὐτόνομον. Auf ähnliche Weise war unter den alten Deutschen das Volk der Eruler (eorlas nach Malte-Brun's scharfsinniger Ver-

muthung) nichts anders als eine Verbündung des kriegerischen Adels.

Σοροάδειος.

Der Indische Gott des Weines beym Athenäus, Epit. L. I, 48, nach dem Chares von Mitylene, der die Geschichte Alexanders geschrieben hatte. Die Indier haben zwar keinen Gott des Weines, aber die Griechen, ihren Indischen Zug des Bacchus im Kopfe, mußten durchaus einen finden. Der Wein nimmt bey den Indiern überhaupt keinen so hohen Rang ein wie bey uns: er steht nur mit in der Reihe der gegohrenen oder distillirten Getränke, als Rum, Arrack, u. s. w., welche sämtlich sehr alte Erfindungen zu seyn scheinen, aber von den Gesetzgebern weislich mit einem harten Banne belegt worden waren. Sollte irgend eine Gottheit des Indischen Olymps der Gott des Weines heißen, so hätte der Gott der Gewässer, Varunas, am ersten Anspruch darauf, da alle geistigen Getränke Kinder des Varunas, varunâtmaja, genannt werden. In Σοροάδειος kann ich nichts andres erkennen als Sûrya-dêvas, der Sonnengott, durch dessen Strahlen freylich die Trauben reifen. Chares fügte hinzu: ἑρμηνεύεται δὲ Ἑλλάδι φωνῇ οἰνόποιος. Auch dieses Mißverständniß erklärt sich einigermaßen durch das Indische Wort surà, welches allgemein ein geistiges Getränk bedeutet, und wovon sogar in der Kosmogonie spielend der Name der Götter und Ungötter (sura und asura) abgeleitet wird.

Obige Auslegungen boten sich mir eben dar: ich übergebe sie den Kennern zur Prüfung, und hoffe dabey keinen Zwang angewendet zu haben. An den Philologen der Sanskrit-Litteratur wird allerdings die Anfoderung gemacht, alle bey den Griechen vorkommenden Indischen Wörter, Perso-

nennamen, geographische Namen, und Benennungen natürlicher oder künstlicher Erzeugnisse grammatisch aus dem Sanskrit zu deuten. Dieß wird nicht immer ganz leicht seyn. Man muß bey der Beurtheiltng des Versuchs eine billige Rücksicht nehmen auf die Mängel des Griechischen Alphabets, auf die Scheu der Griechen vor ungewöhnlichen Combinationen der Laute, auf ihre Neigung den ihrem Ohre schmeichelnden mythologischen Anklang wiederzufinden oder zu erkünsteln. So machte Megasthenes, wie S. W. Jones bemerkt hat, aus einem Beynamen des Flusses Sonas, Hiranyavâhus, der Goldarmige, oder Hiranyavâhas, der Goldführende, Ἐραννοβόας, der lieblich hallende; hätte er die Bedeutung gewußt, so würde er Lust gehabt haben, ihn Paktolus zu nennen.

Zuweilen wird sich auch angeben lassen, warum die Deutung nicht gelingen kann: wenn wir z. B. erfahren, daß der Philosoph Kalanus nicht wirklich so hieß, daß die Macedonier nur nach einem häufig ausgesprochenen Wort ihm diesen Namen beylegten; oder daß Alexander aus eigner Vollgewalt einen der fünf Flüsse des Panjab völlig umbenamte, weil ihm der wahre Name für seine Feldzüge, worin alles nach den Thaten des Bacchus und Hercules schmecken sollte, nicht classisch genug klang.

Aus der Prüfung der Indischen Wörter bey den Griechen geht unwiderleglich der Beweis hervor, daß das Sanskrit mit seinen feinsten Eigenthümlichkeiten drey Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung völlig so fixirt war, wie wir es in den Schriften lesen. Man sollte sich freylich schämen, so etwas noch zu beweisen; da jedoch das Alter der Indischen Bücher mit der dreisten Zuversicht der Unwissenheit angefochten worden ist, so mag man sich immerhin dazu verstehen. Ferner wird sich, wenn diese Namendeutung vollständig durchgeführt wird, doch vielleicht irgend ein oder der andre aus-

wärtige historische Stützpunkt ausmitteln lassen, wiewohl hiebey die größte Vorsicht zu empfehlen ist.

---

§. 7.

Wodan und Buddha.

Sehr achtungswerthe Gelehrte haben in dem Wodan der alten Deutschen den Indischen Religionsstifter Buddha erkennen wollen. Ich kann ihrer Meynung nicht beytreten. Ich sehe viele Gründe dagegen, und fast nichts, was dafür spräche, als eine flüchtige Aehnlichkeit des Namens, welche bey näherer Prüfung als zufällig erscheint.

Der Wodansdienst ist vermuthlich nicht sehr alt unter den Deutschen Stämmen gewesen. Beym Tacitus findet sich keine Spur davon, wenn man es nicht etwa dafür nehmen will, daß er sagt, die Germanier verehrten insbesondre den Mercurius, weil nämlich dieser Planet dem Wodan zugeeignet wurde. Sein Bericht von der Religion der Germanier entfernt übrigens jeden Gedanken an den Wodansdienst.

Hingegen ist es ausgemacht, daß zu Anfang des vierten Jahrhunderts einige Deusche Völker, wahrscheinlich, daß alle den Wodan verehrten. Von mehreren, den Gothen, Vandalen, Burgunden und Franken, wird zwar nirgends bestimmt erwähnt, welcher Art des Heidenthums sie vor ihrer Bekehrung zugethan gewesen, die schon vor oder kurz nach der Eroberung Römischer Provinzen erfolgte. Bey andern, den Langobarden, Allemannen und Sachsen wird Wodan genannt, aber erst weit später. Den besten Beweis einer frühen und allgemeinen Verbreitung liefern immer die heidnischen Namen der Wochentage, unter ihnen des Wodanstages. Zwischen dem ersten und vierten Jahrhundert muß also die neue Religion eingeführt worden seyn. Daß sie aus Asien, und letztlich, durch manche Mittelglieder, aus Indien

hergekommen, glaube ich selbst; aber ich meyne darin weit eher eine Verzweigung des Brahmanischen Polytheismus, als eine Verpflanzung der verneinende Lehre des Buddha zu finden. Die älteste (zwar eine sehr junge) einigermaßen ausführliche Beschreibung des Wodansdienstes, die wir haben, ist die, welche Adam von Bremen giebt; dieß ist das eigentlich classische Zeugniß, denn es gründet sich auf die Berichte der Missionare, welche zu Upsala die heidnischen Gebräuche noch in vollem Gange gefunden hatten. Drey große Götter wurden gemeinsam in Einem Tempel angebetet. Thor thronte in der Mitte mit einem Scepter; neben ihm Wodan in kriegerischer Rüstung; an der andern Seite Fricco mit dem Phallus. Die beyden ersten vergleicht der Geschichtschreiber dem Jupiter und Mars; für den dritten hat er keine Lateinische Bezeichnung. Dieß ist nun freylich nicht die Indische Dreyheit des Brahma, Vishnus und Sivas, welche überhaupt über die Begriffe der meisten polytheistischen Völker hinausgeht. Wenn wir jene Götzen nach der Indischen Mythologie benennen wollen, so wäre Thor der Donnergott Indras, Wodan, Kartikeyas, und Fricco etwa Sivas. Adam von Bremen schildert den Fricco bloß männlich, aber unläugbar ist Freya auch als eine weibliche Gottheit verehrt worden. Wenn das Götzenbild vielleicht die Kennzeichen beyder Geschlechter an sich trug, so möchte man es dem Sivas Ardha-nârî, d. i. Halbweib, vergleichen. Was hat nun der wilde Kriegsgott, der Phallus, was haben die blutigen Thier- und Menschenopfer mit der nüchternen aber harmlosen Lehre des Buddha gemein? Ein kriegerisches Geschlecht konnte diese nicht brauchen. Das Scandinanische Pferdeopfer endlich hat die auffallendste Aehnlichkeit mit dem gepriesensten unter den Brahmanischen Opfergebräuchen.

Wenn wir den Namen Wodan etymologisch erklären

wollen, so müssen wir vor allen Dingen wissen, welcher Sprache das Wort angehört. Der Indische Name Buddha bedeutet einen Weisen; es ist das *part. praet. pass.* von der Wurzel BUDH, erwachen, sich besinnen. Mit der Verehrung einer fremden Gottheit kann allerdings auch ihr unverstandener Name zugleich eingeführt werden. Aber die Namen der beyden andern großen Götter sind rein Deutsch. Thor hieß in Deutschland Thunaer, Donner; daher noch jetzt Donnerstag, nicht der Tag des Donners, sondern des Donnergottes und des Planeten Jupiter. Freya, woher der Freytag, heißt die Liebe. Gothisch: FRIJON, amare; noch jetzt freyen, sich um Liebe bewerben. Die etwas abweichende Form Fricco, wenn es nicht bloß eine härtere Aussprache ist, kann vielleicht durch das Gothische FRIKAI, cupidi, erläutert werden, womit wiederum unser frech zusammenhängt.

Die ächt Deutschen Namen dieser beyden Gottheiten sind ferner nicht mythologisch persönlich, sondern eigentliche Appellative, welche den Begriff ihres Wesens allgemein ausdrücken. Sollte es nun mit dem Wodan nicht eben so gewesen seyn? Es war wirklich so, Adam von Bremen gibt uns die wahre Deutung. WODAN, id est, FUROR, bella regit. So hat Junius in seinem Gothischen Glossarium die Lesart aus einer Handschrift hergestellt. Sonst las man: id est, *fortior;* aber dieß ist offenbar ein Schreibfehler, denn aus Wodan läßt sich mit aller Gewalt kein Comperativ herausbringen. Wodan, id est, Furor. Vortrefflich! Gothisch: WODS, furore correptus; (das s ist Endung des Nominativs;) Angelsächsisch: wod, *rabidus*; noch spät im Englischen wood, wild; bey uns bis auf den heutigen Tag, Wuth, wüthen; der andern Mundarten nicht zu gedenken. In der Lebensbeschreibung des heil. Columbanus heißt der Götze sogar Wotant, als wäre

es das Particip. Welchen schicklicheren Namen als diesen konnte die wilde Streitlust der alten Deutschen ihrem Kriegsgotte beylegen? Aber was kann auch weiter von einander abstehen als Wodan und Buddha, die Wuth und die Weisheit?

Nun möchten aber Scandinavische Antiquare mir den Weg mit der Behauptung vertreten, nicht Wodan, sondern Odin habe der vielverehrte Gott von jeher geheißen; Odin sey sein ursprünglicher Name, den er schon aus Asien mitgebracht. Wenn dem so wäre, so ginge freylich meine Etymologie, oder vielmehr meine Deutung zu Grunde; aber ich würde bei Gelegenheit wenigstens den Buddha los.

Die Form Odin ist sehr jung. Adam von Bremen nennt den Götzen in Upsala noch Wodan; Saxo Grammaticus ist, denke ich, der älteste Geschichtschreiber, bey dem jenes (Othinus) vorkommt. Man mache die Lieder der Edda so alt, als man will: so lange sie nur mündlich fortgepflanzt wurden, mußte die Aussprache sich mit dem wechselnden Sprachgebrauche verändern, und aufgeschrieben wurden sie doch erst seit Annahme des Christenthums. Der Unterschied zwischen Wodan, nach der Sächsischen Aussprache Woden, und Odin, liegt nur in einer Eigenthümlichkeit der Scandinavischen Mundarten, daß sie das anfangende w wegwerfen: z. B. Wurm, orm, Wort, ord, u. s. w.

Mein Bruder, Friedrich von Schlegel, hat die Ansicht aufgestellt, die Sachsen hätten außer dem Gotte Wodan noch einen einheimischen Helden Ote oder Odin göttlich verehrt. Nichts ist natürlicher als daß unter den Völkern, welche dem Wodansdienste anhingen, kriegerische Fürsten sich den Namen des Kriegsgottes gaben. Dieß kann mehrmals geschehen seyn: Einmal wissen wir es zuverläßig. Der König Woden in Altsachsen, von welchem die sämtlichen

Fürsten der Sächsischen Heptarchie, die Wodeningen, abstammten, ist eine ganz historische Person; da er der Ur-älter-Vater des Hengist und Horsa war, läßt sich sogar sein Zeitalter auf den Anfang des vierten Jahrhunderts bestimmen. Nur von einer Vergötterung finde ich keine Spur. Und wie sollte man dazu gekommen seyn, ihn in Altsachsen Ote oder Odin zu nennen, da sowohl Beda als die Angelsächsische Chronik, diese so zu sagen auf allen Blättern, ihn Woden nennt?

Jene Annahme gründet sich auf die in der Synode vom Jahre 742 festgesetzte Abschwörungsformel, welche der heil. Bonifacius seinen Bekehrten vorlegte, und worin es heißt:

> End ec forsacho allom Diaboles vuercum end vuordum, Thunaer ende Vuoden, end Saxn-Ote, ende allem them unholdum, the hira genotas sint.

Ich argwöhne in diesem äußerst wichtigen Text wenigstens zwey Schreibfehler. Einmal fehlt die dritte Gottheit, die Freya: und dieses anstößige Götzenbild abzuschwören, wurde doch wohl nicht vergessen? Zweytens rührt die Abtheilung Saxn-Ote von Eckhart her. Sie ist unaussprechbar, und auf jeden Fall der Grammatik entgegen. Saxn müßte der Genitiv des Plurals seyn, dieser lautete aber Saxono. Wie die Leseart jetzt steht, läßt sich kein leiblicher Sinn herausbringen. Ich lese: Sax-mote, (Angelsächsisch: mot, *conventus*, *concilium;* folc-mot, *populi consessus;*) dann hieße es die Zusammenkunft der Sachsen, wobey heidnische Feste gefeyert wurden.

VI.

Die Einsiedelei des Kandu,

nach dem Brahma-Purana, einer epischen Dichtung aus dem höchsten Alterthum.

Eine akademische Vorlesung

von

Hrn. von Chézy.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Mein gelehrter Freund, Hr. von Chezy, hat mir erlaubt, den folgenden Aufsatz, welcher von ihm, als Mitgliede der dritten Abtheilung des Königlichen Instituts, in einer öffentlichen und außerordentlichen Versammlung der vier Akademien vorgelesen worden, und bisher noch nicht im Druck erschienen ist, in einer Uebersetzung dem Publicum mitzutheilen; und ich bin gewiß, meinen Lesern ein sehr angenehmes Geschenk damit zu machen. Hr. von Chezy vereinigt in einem seltenen Grade mit tiefer und umfassender Sprachkunde die Gabe einer zierlichen und gewählten Schreibart in seiner Muttersprache, und ist daher vorzüglich dazu berufen, als Vermittler zwischen dem Geiste der Orientalischen Poesie und den Foderungen des Europäischen Geschmacks aufzutreten. Schon vor einer Anzahl Jahre bewährte er dieses Talent in seiner anmuthigen Nachbildung des Persischen Romans Mejnun und Leila, welche

von allen Kennern mit dem größten Beyfall aufgenommen wurde. Seit geraumer Zeit beschäftigt er sich vorzugsweise mit dem Ramayana, und wir sehen mit Ungeduld der Vollendung seiner eben so gründlichen als geschmackvollen Arbeit über dieses wichtige Werk entgegen, wovon sich nach zwei kleinen Proben, dem Tode des Yajnadattas, und dem Kampfe des Lakshmanas mit dem Riesen Atikayas, die Erwartung hegen läßt, daß sie die des Sanskrit unkundigen Leser auf die anziehendste Weise mit dem Geiste und Inhalte des vortrefflichsten unter den alten Sagengedichten Indiens bekannt machen, und zugleich den Gelehrten eine Fülle von Aufklärungen über den Zusammenhang und die Bedeutung der Brahmanischen Mythologie liefern wird.

Die folgende Dichtung, aus einem unter den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen und noch nicht ans Licht gezogenen Sagengedichte geschöpft, bedarf keiner Empfehlung bei den Freunden des Schönen; und die strengeren Sittenrichter wird ihre Anmuth vielleicht entwaffnen, eben wie es jenem Einsiedler der Vorwelt ging. Wiewohl als Episode einem größeren Ganzen eingeflochten, ist sie für sich abgerundet und vollendet. Es finden sich manche ähnliche Erzählungen, deren eine ich nächstens meinen Lesern vorzulegen gedenke. Die Gefahren und Störungen, welche für das beschauliche Leben aus den Bezauberungen der Liebe erwachsen, sind ein Lieblingsgegenstand der Indischen Poesie; aber die folgende Behandlung des Gegenstandes ist ohne Zweifel eine der ausgezeichnetsten.

Einleitung.

Die Griechischen Musen heißen an diesem Tage ihre Schwestern vom Ganges willkommen; sie unterbrechen die gelehrten Harmonien ihrer Leyer, um den vielleicht etwas flüchtigen Accorden der Indischen Laute ein günstiges Gehör zu gönnen.

Indem ich ein Band der Verwandtschaft zwischen den Musen des Helikon und denen vom Berge Meru anerkenne, indem ich den Namen Schwestern ausspreche, glaube ich schon tausend Stimmen zu vernehmen, welche sich gegen eine solche Behauptung, gegen die Möglichkeit eines solchen Vereins erheben. Lange Zeit, ich gestehe es, habe ich selbst dieses Vorurtheil gehegt; aber nach der besonnensten Prüfung, nach anhaltender Beschäftigung mit diesem Gegenstande, muß ich, ungeachtet des weiten Zwischenraums, welcher diese Völker trennt, ihre Poesie als verschwistert, und in derselben Wiege gepflegt, anerkennen: sie redet dort und hier ungefähr dieselbe Sprache, bedient sich ähnlicher Ausdrücke und Bilder, und scheint von Einem Genius begeistert zu seyn.

In der That, Keinem, der nur einige Fortschritte in der Erlernung des Sanskrit gemacht hat, können die auffallenden Uebereinstimmungen dieser reich entfalteten Sprache mit der Griechischen und Lateinischen entgehen. Diese Uebereinstimmungen zeigen sich nicht bloß in einzelnen Wörtern, sondern in dem innersten Bau der Sprachen selbst: sie können nicht die Wirkung des Zufalls seyn, und führen nothwendiger Weise auf die Annahme eines gemeinsamen Ursprungs

der Völker, oder auf einen uralten lange fortgesetzten Verkehr, der zwischen ihnen Statt gefunden haben muß.

Die Geschichte liefert uns freilich noch keine hinreichenden Andeutungen, um dieß Problem zu lösen. Aber wie viel andere Thatsachen verhüllt die Dämmerung der fabelhaften und heroischen Zeiten, welche unläugbar sind, wiewohl es bis jetzt der historischen Forschung noch nicht gelang, ihr volles Licht auf sie zu werfen.

Das Studium des Sanskrit, bloß für sich betrachtet, vernichtet beinahe alle etymologischen Systeme, welche man bis jetzt aufzubauen versucht hat. Dieses Studium ist durchaus unentbehrlich, um unsere Forschungen mit einiger Sicherheit in einem Labyrinthe zu leiten, wo man nur allzu oft nichts als Chimären angetroffen hat. Wenn man hievon zu dem Studium der Glaubenslehre der Indier, ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, und ihrer geheiligten Sagen übergeht: welche noch viel merkwürdigere Zusammenstellungen bieten sich dann sogleich der Einbildungskraft dar!

Wenn wir in den Sinn ihrer metaphysischen Schriften eindringen, so glauben wir die erhabenen Betrachtungen eines Plato zu lesen. Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ist von diesem Weisen und von andern Philosophen Griechenlands nicht mit größerem Tiefsinn und Scharfsinn zugleich entwickelt worden, als von den Brahmanen, in ihren Upanishad's (geheimen Texten der Veda's), wo meistens die Gegenstände in der Sokratischen Weise unter der Einkleidung von Gesprächen zwischen einem Lehrer und seinem Schüler abgehandelt werden.

Die Lehre von der Einheit Gottes, welche offenbar von den wahren Weisen des Heidenthums erkannt worden

ist, wird gleichfalls von den Indischen Philosophen behauptet, welche das unendliche Wesen unter dem Namen Brahma anbeten. Die Beschuldigung der Vielgötterei, die man ihnen gemacht hat, ist allem Anschein nach nur darauf gegründet, daß sie die Attribute der Gottheit unter den Gestalten des Brahma, Vishnus und Sivas personificirt haben, um auf eine sinnliche Weise die Gewalt des Schaffens, des Erhaltens und des Zerstörens darzustellen.

Das System des Pythagoras, wovon nur Bruchstücke auf uns gekommen sind, findet sich in seiner Gesamtheit in den Schriften der Indischen Philosophen wieder.

Die Uebereinstimmung, welche man auf beiden Seiten bis in die feinsten einzelnen Züge erkennt, ist so groß, daß es sehr wahrscheinlich wird, der Griechische Weise habe aus jenen alten Büchern seine Lehre von der Seelenwanderung geschöpft; und diese Thatsache allein ist nach unserer Meinung hinreichend, die Wirklichkeit seiner Reise nach Indien glaublich zu machen.

Sollte nicht auch ein anderer Philosoph, von welchem man behauptet, daß er im Gefolge Alexanders des Großen Indien bereist habe, sollte nicht Pyrrho aus seinem Umgange mit den Brahmanen den Keim seines berühmten Systems geschöpft haben, welches die auffallendste Uebereinstimmung mit einem in Indien weit verbreiteten Systeme darbietet, worin gelehrt wurde, alles, die Gottheit ausgenommen, sei nur Täuschung? Es ist noch besonders zu bemerken, daß dieser Skeptiker in seinem ganzen Betragen die vollkommene Gleichgültigkeit und Entsagung kund gab, welche das beschauliche Leben der Indier bezeichnet. Erfüllt von dem Gedanken der Flüchtigkeit und des

geringen Werthes aller irdischen Dinge, führte er beständig den Spruch Homers im Munde, wo dieser große Dichter die menschlichen Geschlechter mit verwelkten Blättern vergleicht, die ein Spiel des Windes sind; eben so wie die Gymnosophisten sich in der Vergleichung der Kürze des menschlichen Lebens mit einem Thautropfen gefallen, der an einem zitternden Lotos=Blatte glänzt, und in einem Augenblicke verschwindet.

Es würde leicht seyn, dergleichen Zusammenstellungen zu häufen, wenn man die verschiedenen Zweige menschlicher Wissenschaft und Kunst nach einander durchgehen wollte: die Astronomie, die Mathematik, die Musik, die Poesie, sowohl die epische und dramatische, als die lyrische, die Gesetzgebung und die Sittenlehre. Es würde leicht seyn zu beweisen, daß in allen diesen Fächern die Indier den Griechen nur weniges zu beneiden haben. Aber diese Arbeit würde zu viel Zeit erfodern; ich ziehe es daher vor, nur einen flüchtigen Blick auf einige Stücke der Indischen Mythologie zu werfen, deren Einerleiheit mit den Griechischen Fabeln sogleich allgemein einleuchtend seyn wird.

Wenn Valmiki, der Erfinder der Poesie unter diesem Volke, uns im Geiste auf den erhabenen Gipfel des Berges Meru führt, so glauben wir uns von Homer auf die Höhen des Olympus versetzt zu sehn, und dem Rathe der Götter beizuwohnen, die er uns, genährt von der himmlischen Ambrosia, mit so reizenden Farben darstellt, gerade wie die Indischen Götter das Amrita oder den Trank der Unsterblichkeit genießen.

Wenn wir hier den Zeus mit seinem Blitze bewaffnet sehn, so strahlt dort dieses furchtbare Meteor in der

Rechte des Indras. Das unermeßliche mit Augen besäte blaue Gewand, das ihn bekleidet, der Regenbogen, auf den er sich stützt, läßt in ihm sogleich das personificirte Firmament erkennen.

Venus, die Mutter der Grazien, findet auch ihre Nebenbuhlerin an der Göttin der Schönheit Lakshmi, die, was am meisten in Erstaunen setzen muß, wie jene aus dem Schaume des Meers hervorgegangen seyn soll.

Apollo bietet eine Menge Aehnlichkeiten mit dem Krishna dar, und vielleicht würde nicht unmöglich seyn, dergleichen zwischen den Musen und jenen Hirtinnen zu finden, welche unaufhörlich ihren Lieblings-Gott, den Schönsten der Unsterblichen, begleiten.

Was den Griechischen Bacchus betrifft, so würde es schwer seyn, seine Einerleiheit mit dem Indischen auf dem Berge Meru gebohrenen Bacchus nicht anzuerkennen. Dieser letzte Umstand hat die Griechischen Mythologen veranlaßt, die Fabel von seiner Geburt aus dem Schenkel Jupiters zu ersinnen, indem sie auf den Gleichlaut der Wörter Meru und μηρός anspielten, wie es allgemein anerkannt ist.

Und Kama, der Bruder des Griechischen Liebesgottes, eben so schalkhaft, eben so anmuthig wie dieser: unter welcher reizenden Allegorie wird er uns nicht von den Indischen Dichtern dargestellt! Er ist ein liebliches Kind, das den Frühling und den Zephyr zu unzertrennlichen Begleitern hat; seine Waffen sind ein Bogen, aus Zuckerrohr gebildet, ein Köcher, angefüllt mit fünf Pfeilen (nach der Zahl der menschlichen Sinne), welche scharf und in brennende Pflanzensäfte eingetaucht sind, und deren er sich ohne Schonung bedient, um die Herzen mit leidenschaftlicher Qual zu durchbringen:

Waffen, so schleunig wirksam wie der Blitz, deren Ziel vor Alters einmal ein armer Einsiedler gewesen, wie uns der Dichter Vyasas berichtet.

Aber ehe ich Ihnen den Inhalt seiner Erzählung vorlege, sey es mir erlaubt, Ihre Aufmerksamkeit für einige besondere Umstände in Anspruch zu nehmen, die den Indras betreffen, und die man nothwendig kennen muß, um den Geist dieser kleinen Dichtung gehörig zu fassen. Ich habe sie aus dem Brahma-Purana gezogen, einem Werke, welches, nach der Meinung der gelehrtesten Kenner der Indischen Litteratur, in einem eben so hohen Alterthume abgefaßt seyn dürfte, als die Homerischen Gesänge.

Wiewohl Indras in vielen Beziehungen dieselbe Stelle einnimmt wie der Griechische Jupiter, so unterscheidet er sich dennoch darin von diesem Herrn der Götterwelt, daß sein Thron nicht auf eben so fester Grundlage ruht. Wenn Jupiter einmal Gefahr lief, durch die Titanen entthront zu werden, so gelang es ihm, sie in den Tartarus zu bannen; und seitdem er ihren verwegenen Unternehmungen durch diese Gefangenschaft ein Ende gemacht hatte, regierte er in vollkommener Sicherheit. Aber mit dem Indras verhält es sich nicht eben so, denn er kann seinen Rang als Oberhaupt der untergeordneten Gottheiten verlieren, und sich durch den unwandelbaren Brahma oder das Verhängniß genöthigt sehen, seinen Thron irgend einem Büßer abzutreten, der durch das Uebermaaß frommer Selbstqual die verdienstlichen Werke übertreffen würde, die er selbst zuvor verrichtet hatte.

Mitten unter den entzückenden Genüssen, die sich ihm in seiner himmlischen Wohnung von allen Seiten darbieten, ist dieser Gott also nicht ohne Unruhe, welche durch die himm-

lischen Harmonien der Gandharven, durch die lustigen Tänze der lüsternen Apsarasen nicht ganz zerstreut werden kann. Auch schweifen seine Blicke, durchdringend wie die des Adlers, von Zeit zu Zeit auf der Erde umher, und verweilen vorzüglich auf jenen düstern Wäldern, in deren Schatten menschenscheue Anachoreten sich am liebsten zu begraben pflegen. Wenn er einen bemerkt, dessen strenge Büßungen durch den beinahe errungenen Erwerb vollendeter Heiligkeit ihm Gefahr bringen könnten, so sendet er alsobald die reizendste Nymphe seines Hofes an ihn ab, und trägt ihr auf, alle Mittel aufzubieten, um den tugendhaften Einsiedler zu verführen. Wenn dieser der Versuchung unterliegt, so ist er genöthigt, seine lange Buße von neuem zu beginnen, und während dieser Zeit kann Indras sorglos die Süßigkeiten der Ruhe genießen.

Dergleichen Mittel wandte dieser Götterfürst vor etwa dreitausend Jahren an, um an den Ufern des Flusses Gomati die Buße des Einsiedlers Kandu zunichte zu machen.

Die Einsiedelei des Kandu.

An den geheiligten Ufern des Flusses Gomati, in einem einsamen Walde, dessen Boden Wurzeln, Kräuter und Früchte jeder Art im Ueberflusse trug, wo man nur die Gesänge des tonreichen Gefieders, die flüchtigen Tritte des Hirsches und der schüchternen Gazelle vernahm, lag, weit entfernt vom Getümmel der Menschen, die friedliche Einsiedelei des Kandu.

In diesem wonnigen Aufenthalt ergab der Heilige sich ohne Unterlaß den strengsten Bußübungen. Fasten, Waschungen, Gebete, Entbehrungen ohne Zahl: solche peinliche Pflichten schienen ihm noch allzu süß. Wenn der Sommer die Fluren gewaltig erhitzte, zündete er um sich her vier Feuer an, und fing mit seiner entblößten Scheitel die Sonnenstrahlen auf; in der regnichten Jahrszeit legte er sich auf den durchnäßten Boden nieder; mitten im Winter hüllten feuchte Gewänder seine vor Kälte starrenden Glieder ein.

Zeugen dieser furchtbaren Büßungen, welche genügten ihm die Herrschaft über die drei Welten zu erobern, waren die Deva's, die Gandharven und die übrigen dem Indras untergebenen Gottheiten von Bewunderung getroffen.

„Welche erstaunenswürdige Beharrlichkeit! welche Standhaftigkeit im Schmerz!“ so riefen sie einmal über das andere aus.

Bald ging indessen ihre Bewunderung in ernstere Besorgnisse über: sie wünschten ihn der Frucht seiner langen Buße zu berauben. Voll von Bestürzung begaben sie sich zu ihrem Herrn, und sprachen seine Hülfe an, um ihr Vorhaben auszuführen.

Der Gott des Firmaments gab ihren Bitten Gehör, und wendete seine Rede zu der Nymphe Pramnocha *), die durch ihre Jugend, ihre Schönheit, ihren schlanken Wuchs, die Perlenreihen ihrer Zähne, und die liebliche Fülle ihres schwellenden Busens alle ihre Geschwister übertraf.

„Geh, Pramnocha,“ sagte er, „geh mit der Eile des Blitzes in die Wildniß, wo Kandu sich angesiedelt hat. O Schöne! versäume nichts, um seine Buße zu unterbrechen, und seine Sinne zu bethören.“—

Mächtiger Götterfürst, erwiederte die Nymphe, ich bin bereit deinen Befehlen zu gehorchen, aber ich zittere für mein Leben: ich scheue mich vor jenem erhabenen Einsiedler mit dem furchtbaren Blick, dessen Antliz

*) Hr. von Chezy schreibt nach der Geltung der Buchstaben im Französischen Pramnotcha; ich habe die Schreibung, wie immer, nach der Methode von Wilkins verändert. Der Name könnte hart scheinen, besonders für eine Nymphe: indessen ist die Endung doch keine andre als die im Italiänischen so häufig vorkommende auf occia.

Anmerk. d. H.

leuchtet wie die Sonne. Welchen verderblichen Fluch könnte er gegen mich in seinem Grimme aussprechen, wenn er die Absicht meiner Ankunft erriethe! Warum erwählst du nicht lieber zur Ausführung dieses gefahrvollen Unternehmens meine Schwestern Urvasi, Menaka, Rambha, Misrakesi, oder andere Nymphen deines Himmels, die so stolz auf ihre Reize sind?

„Nein!“ dieß gab Sachi's göttlicher Gemahl ihr zur Antwort: jene Nymphen müssen bey mir bleiben. Auf dich, himmlische Schönheit, habe ich meine Hoffnung gesetzt, doch will ich dir den Liebesgott, den Frühling, und den Zephyr zu Gehülfen geben.“ Ermuthigt durch diese schmeichelhaften Worte machte die Nymphe mit dem lieblichen Blicke sich alsobald auf, sie durchschwebte mit ihren drei Gefährten die ätherischen Regionen, und alle ließen sich in der Wildniß nahe bey Kandu's Einsiedelei zur Erde herab.

Einige Zeit irrten sie unter geräumigen Schattengängen umher, die ihnen das ewige Grün der bezauberten Gärten Indras darzustellen schienen. Die geschmückte Erde lächelte sie an, und bot ihnen Blumen und Früchte dar; melodische Gesänge begrüßten ihren Eintritt. Dort verweilte ihr Blick auf einem stolzen Mango, hier sahen sie Citronenbäume mit goldnen Früchten prangen, oder hohe Palmen ihre Kronen entfalten; Bananen, Granaten und breitblätterige Feigenbäume liehen ihnen wechselsweise Schatten und Kühlung.

Geflügelte Schaaren, so bunt von Gefieder als mannigfaltig an Stimmen und Gesang, wiegten sich auf

den schwankenden Zweigen und schmeichelten zugleich dem Auge und dem Ohr.

Hier und da sah man krystallklare Bäche, und kleine Silberseen, auf deren stiller Fläche sich die purpurnen und azurnen Blumenkelche des heiligen Lotos erhoben, und blendendweiße Schwäne, anmuthig gepaart, gelinde Furchen zogen; während muntere Wasservögel, gelockt von dem Schatten und der Kühle, an den Ufern sich eintauchend und plätschernd spielten.

Pramnocha wurde nicht müde, dieses entzückende Schauspiel zu betrachten; jedoch erinnerte sie den Zephyr, den Frühling und den Liebesgott an die Absicht ihrer Reise, und foderte sie auf, im Einverständniß mit ihr zu handeln, und das Gelingen ihres Unternehmens zu fördern. Sie selbst hielt alle Waffen der Schönheit, alle Künste der Bethörung in Bereitschaft.

„Ach!“ rief sie aus, „so werden wir ihn denn sehen, den unerschrocknen Lenker von Brahma's Wagen, der sich rühmt, das feurige Roß der Sinne unter dem Joche zu zähmen! O wie ich für ihn fürchte, daß bey dieser Ueberraschung die Zügel seiner Hand entgleiten werden! Ja wäre er Brahma, Vishnus, selbst der unerbittliche Sivas, sein Herz wird heute erfahren, was die Pfeile der Liebe vermögen.“—

Mit diesen Worten näherte sie sich der Einsiedelei, wo, durch die Macht des heiligen Klausners die grimmigsten Raubthiere ihre Wildheit ablegen mußten. Abwärts am Ufer des Flusses gesellte sie ihre bezaubernde Stimme zum Gesange des Kokilas, und ließ lobpreisende Hymnen vernehmen.

In demselben Augenblicke ergoß der Frühling neue Reize über die ganze Natur; der Kokilas flötete inniger und sehnsuchtsvoller: eine unnennbare Harmonie versenkte die Seele in wollüstiges Schmachten.

Der Zephyr, beladen mit allen Wohlgerüchen seiner Heimat, der Malaya-Hügel, fächelte die Lüfte gelinde, und besäete die Erde überall mit den duftendsten Blüthen; der Liebesgott, mit seinen brennenden Pfeilen bewaffnet, trat in Kandu's Nähe, und verwirrte sein innerstes Gemüth mit unwillkührlichen Regungen.

Hingerissen von dem melodischen Gesange, schon von Verlangen trunken, und kaum sich seiner selbst bewußt, eilt er der Gegend zu, von woher die Töne kommen: er entdeckt die Schöne, und steht in Staunen verlohren bey dem Anblick der Reize, welche die Nymphe vor seinen Augen entfaltet.

„Wer bist du? welcher Herkunft rühmst du dich, himmlisches Wesen?“ ruft er aus: „du, deren schlanker Wuchs, deren zartgeschwungene Augenbrauen, deren bezauberndes Lächeln mich aller Herrschaft über meine Sinne beraubt? Ich beschwöre dich, sage mir die Wahrheit.“ —

Du siehst in mir, erwiederte Pramnocha, die demüthigste der Dienerinnen, die nur beschäftigt war, diese Blumen zu pflücken. Gebieter! laß mich deine Befehle wissen. Sage, was kann ich thun, um dir gefällig zu seyn?

Bey diesen holdseligen Worten schwand die ganze Standhaftigkeit Kandu's dahin; er ergriff die Hand der jungen Nymphe, und führte sie mit sich in seine Waldhütte.

Der Liebesgott, der Frühling und der Zephyr sahen nun, daß es ihrer Bemühung nicht mehr bedürfe. Sie erhoben sich zu den ätherischen Regionen, und erzählten den hocherfreuten Göttern das Gelingen ihres schlauen Ueberfalls.

Durch die Wunderkraft, welche seine Büßungen ihm erworben hatten, verwandelt unterdessen Kandu sich augenblicklich in einen Jüngling von überirdischer Schön-heit. Himmlische Gewänder, Kränze, gleich denen womit die Götter sich schmücken, erhöhten noch die Lieblichkeit seiner Gestalt; und die Nymphe, die bloß ihn zu bestri-cken gewähnt hatte, fühlte sich selbst wiederum bestrickt.

Fasten, Gebete, Opfer, beschauliche Andacht, alle frommen Pflichten unterblieben, und wurden gänzlich vergessen. Tag und Nacht einzig mit seiner Leidenschaft beschäftigt, bedachte der arme Einsiedler nicht die Stö-rung, welche seine Buße erlitt, und in der Fülle der Liebesfreuden entflohen die Tage ihm unbemerkt.

Schon waren mehrere Monathe in immer sich erneu-erndem Entzücken verflossen, als Pramnocha ihm den Wunsch ausdrückte, in ihre himmlische Heimath zurück zu kehren; aber Kandu, mehr und mehr an sie gefesselt, beschwor sie, noch zu verweilen. Die Nymphe willigte ein, aber nach einiger Zeit kündigt sie ihm ihr Vorhaben von neuem an. Der Einsiedler bietet wiederum alles auf, um sie zu überreden; Pramnocha, aus Besorgniß einen furchtbaren Fluch auf ihr Haupt zu laden, ver-längert ihren Aufenthalt zum zweiten Male. Immer inniger wurde seine Liebe, er verließ sie keinen Augenblick mehr. Eines Abends, als er an ihrer Seite saß, sahe

sie mit Erstaunen, daß er plötzlich aufstand, und seine Schritte einem geweihten Haine zuwendete. „Wohin?“ rief sie ihm nach, „welcher Gedanke verstöret dich?“— Siehst du nicht, erwiederte Kandu, daß der Tag sich eben zu Ende neigt? Ich eile, das Abendopfer zu verrichten; meine frommen Uebungen dürfen nicht die mindeste Unterbrechung leiden. —

„Nun wohl, vollkommener Weiser! warum gilt dieser Tag dir mehr als hundert andere? Wenn auch dieser ungefeyert vorüberginge, wie alle die übrigen, welche seit so manchen vollen Monaten uns verflossen sind, wer würde es denn bemerken, oder sich daran ärgern?“—

Wie? sagte der Anachoret: ist es nicht eben heute Morgen, o liebliches Weib, daß ich dich an dem Ufer des Flusses gewahr ward, und dich in meine Einsiedelei aufnahm? Ist nicht zum ersten Male die Abendröthe Zeugin deiner Gegenwart in diesem stillen Wohnsitze? Sage mir, was bedeutet denn diese Rede, und das spottende Lächeln, das auf deinen Lippen schwebt?

„Und wie sollte ich nicht,“ gab sie zur Antwort, „über deinen Irrthum lächeln, da seit diesem Heute Morgen, wovon du sprichst, die Jahreszeiten ihren kreisenden Umlauf beinahe vollendet haben?“—

Wie? so ist es Wahrheit, was dein Mund mir betheuert, o allzuverführerische Nymphe, oder vielmehr nur ein Scherz? Es dünkt mich doch immer, daß ich nur einen Tag an deiner Seite verlebt habe.—

„So kannst du den Argwohn gegen mich hegen, daß ich es wagen sollte, einen ehrwürdigen Brahmanen zu

belügen, einen heil'gen Einsiedler, der das Gelübde that, sich niemals von dem Pfade der Weisheit auch nur um einen Schritt zu entfernen?" —

„O wehe! wehe mir!" rief der unglückliche Brahmane, vor dessen Blick die Täuschung sich endlich zerstreute: „O für ewig verlohrne Frucht meiner langen Büßungen! Alle jene verdienstlichen Werke, alle jene den Lehren der heiligen Bücher gemäßen Handlungen sind also vernichtet durch die Verführung eines Weibes? Flieh! fliehe weit von mir, Treulose! Deine Sendung ist vollendet. —

VII.

DE STUDIO ETYMOLOGICO.

Vorerinnerung.

Der folgende Aufsatz ist dazu bestimmt, als Einleitung einem großen sprachvergleichenden Werke vorangestellt zu werden, woran ich seit einigen Jahren arbeite, das ich aber gern zur Vollständigkeit und Reife möchte gedeihen lassen, sofern es in meinem Vermögen steht. Dieses Werk gedenke ich herauszugeben unter dem Titel:

ETYMOLOGICUM NOVUM

SIVE

SYNOPSIS LINGUARUM,

qua exponitur parallelismus linguae Brachmanum sacrae cum lingua Graeca et Latina; cum reliquiis linguae Etruscae, Oscae, ceterarumque indigenarum veteris Italiae dialectorum; denique cum diversis populorum Teutonicorum linguis, Gothica, Saxonica, Francica, Alemannica, Scandica, Belgica.

Die Grundsätze, wovon ich bei der anzustellenden Sprachvergleichung ausgehe, sind auf den folgenden Blättern, wenigstens im allgemeinen, dargelegt.

Für den wissenschaftlichen Zweck schien es mir wesentlich, mich hiebei der Lateinischen Sprache zu bedienen; nicht etwa deswegen, weil ein solches Buch für Gelehrte aus verschiedenen Ländern Europa's geschrieben wird: denn wenn es mir bloß um ein allgemein verbreitetes Mittel der Verständigung zu thun wäre, so könnte ich es mit leichterer Mühe Französisch schreiben. Allein in keiner neueren Sprache dürfte die Kürze und strenge Bestimmtheit des Lateinischen zu erreichen stehen. Dieß sind angebohrne Tugenden jener weltbeherrschenden Sprache; als Werkzeug der philologischen Kritik seit drei Jahrhunderten bearbeitet, hat das Lateinische überdieß gerade für Gegenstände dieser Art eine unvergleichliche Fülle und Biegsamkeit der Bezeichnung gewonnen. Unsere grammatischen Kunstwörter, die ich jeden Augenblick im Falle bin zu gebrauchen, sind Lateinisch; und alle Versuche, sie durch einheimische zu ersetzen, sind bisher fehlgeschlagen. Da ich aber, einen in meinem achtzehnten Jahre geschriebenen Schülerversuch ausgenommen, während meiner ganzen Laufbahn als Schriftsteller nichts Lateinisches für den Druck ausgearbeitet; da vielmehr Reisen und andere Verhältnisse mich veranlaßt haben, meinen Fleiß vorzugsweise den lebenden Sprachen zuzuwenden: so mistraue ich meinen eigenen Kräften und Einsichten in Bezug auf die sichere Behandlung des Lateinischen; ich ziehe gern gelehrte Freunde zu Rathe, und wünsche über die hier vorläufig ausgestellte Probe das Urtheil der Kenner zu erfahren.

Ich sehe wohl ein, daß in meiner Sprachvergleichung durch Auslassung des Persischen eine wichtige Lücke entsteht, welche auszufüllen ich Andern überlassen muß, um die Vollendung des Unternehmens nicht zu weit hinaus zu schieben.

Gelehrte, die beider Sprachen, des Sanskrit und des Persischen, kundig sind, versichern mir zwar, daß man, mit der Kenntniß der ersten ausgerüstet, bei Erlernung der zweiten wenig Schwierigkeit findet. Allein eine oberflächliche, aus der Grammatik und dem Wörterbuche geschöpfte Kenntniß, ohne Lesung der Schriften, genügt mir nach meinen Grundsätzen nicht; denn, wie mich dünkt, beweisen manche sprachvergleichende Schriften, daß eine solche Kenntniß nur allzuleicht irre führen kann. Man hat für die Anhäufung flüchtiger Nachrichten von einer Menge Sprachen sich den Mithridates zum Sinnbilde gewählt: vielleicht nicht ohne einige Anmaßung; denn Mithridates wußte ja zwei und zwanzig Sprachen selbst zu reden, und kannte demnach ohne Zweifel ihren Geist und ihre ganze Eigenthümlichkeit. Noch wichtigere Ergebnisse für die alte Völkergeschichte als die Vergleichung des Neupersischen mit dem Sanskrit, wird die Vergleichung des Pehlvi und der sogenannten Zendsprache liefern. Aber um diese gründlich anstellen zu können, wird erst eine neue kritische Vorarbeit über die Reste dieser Sprachen erfodert: denn Anquetils Glossen und seine ganze Behandlung der Sache tragen zu offenbar das Gepräge der Unwissenschaftlichkeit, als daß man darauf fußen dürfte. Manche Altpersische Namen und Wörter lassen sich, wie die Griechen sie uns überliefert haben, mit ziemlicher Sicherheit aus dem Sanskrit deuten, mit andern hat es mir noch nicht gelingen wollen.

Etymorum investigatio omnis triplici fere genere comprehenditur. Derivantur enim voces ab aliis eiusdem linguae vocabulis, aut repetuntur e linguis extraneis, aut referuntur ad primaevam mortalium linguam, ceterarum matrem communem, cuius prorsus ignotae et seculorum decursu evanidae formam tamen et imaginem quandam mente concipi posse viri docti nonnulli existimarunt. Diversa haec notationum genera luculenter diſtinguuntur a Platone, cuius in CRATYLO singulorum exempla sunt obvia. Socrates nempe Platonis multorum vocabulorum ex ipsa lingua Graeca rationem reddere conatur; in aliis confugit ad linguas barbaras, unde Graecos ea hausisse affirmat; porro docte demonstrat, priscos illos quos dicit linguae humanae legumlatores, quum rerum naturam penitus perspectam haberent, consentanea illi atque idonea nomina rebus singulis imposuisse. Saepe tamen miratus sum, quum viderem, plerosque ita Platonem intelligere, quasi ipse probaverit etyma illa ridicula et rationi grammaticae repugnantia, quae in CRATYLO Socrates Hermogeni per iocum summa

cum facilitate et, vt ita dicam, e procinctu suppeditat. In his enim philosophus non occulte deridet morem Sophistarum, qui vocabula mire torquendo origines illis pro arbitrio affingebant, et e commentis suis rerum ipsarum definitiones probare conabantur. Sed in hoc dialogo ut in ceteris, ironia illa Socratica ad seria viam aperit: nec dubito, quin ea quae Socrates praedicat de priscorum hominum sapientia, ac de lingua eorum tamquam vera rerum effigie, ex ipsius hausta sint Platonis mente.

Primum etymologiae genus, grammaticum dico, bene procedit, quatenus analogiam ducem sequi licet. Sunt enim multa vocabula manifesto derivata aut composita, sunt etiam in quavis lingua certae derivandi et componendi regulae, quibus observatis novae subinde dictiones rite formari et statim intelligi possunt: quod quidem Graecos tum philosophos tum poëtas semper factitasse videmus; minus licenter ausi sunt Romani. Eiusmodi vocabula igitur nullo negotio in elementa sua simpliciora resolvuntur, et ad fontes unde fluxerunt reducuntur. Sed altius indagando origines, iam tandem devenitur ad diversi generis vocabula, de quibus non statim liquet, an omnino ab aliis, et a quibusnam derivata sint. Sic *inhumanitas* fit ex *humanitas*, particula negandi adiecta; *humanitas* ex *huma-*

nus; *humanus* est appositum *hominis*. Sed unde *homo*? *Homo* dictus ab *humo*, ut ait Varro. Hoc et mihi quidem probabile fit; attamen nemo non videt, hanc originationem non aeque planam certamque esse ac priores, sed sola coniectura niti. Unde porro *humus*? Unde vocabulum istud a quo hoc fortasse petitum est? Subsistendum est alicubi, agnoscenda sunt quaedam principia et quasi elementa linguae universae individua, (*radices* hodiernus usus appellat) aut nullus usquam invenietur quaerendi finis, et saxum aliquod Sisypheum volvere oportebit. Quod quum non satis animadvertit doctissimus ille Romanorum Varro, in graves lapsus est errores. Neque enim habet in doctrina sua stabile quidquam sive firmum, in quo quasi ancoram iaciat, sed plane turbine quodam circumagitur. Verum ceteri quoque etymologi Graeci et Latini, quotquot novimus, ne cogitarunt quidem de experimento eius rei tentando, quam perfecisse grammaticos Hebraeorum et Indorum videmus, ut nempe singulas radices enumerarent, et inde cuncta linguae suae vocabula deducerent. Atque illi in eo quidem utrique consentiunt, quod non nisi verba, eaque simplicia in radicum numerum admittunt. Sed Hebraei tertiam personam praeteriti temporis ponunt; Indi statum quendam verbi absolutum, qui cum nulla flexione

congruit, omnibus autem pro fundamento substratus est. Attamen haud scio, an nulla lingua adeo sit tum certis regulis adstricta, tum pura et a ceterarum commercio seposita, ut tota ex se ipsa satis commode explicari queat. De doctoribus Hebraïsmi, cuius sum expers, non iudico; Brachmanum autem grammaticos, alioquin subtilissimos, non semper optime negotio suo functos esse dixerim. In multis enim vocabulis nulla cognatio inter significationem radicis et derivati apparet, et plerumque arbitrario statuunt de litteris mutatis, demtis aut adiectis, ut e radice dictionem longe diversam effingant. Quum autem ne sic quidem radices verborum, quae vere exstant, sufficerent ad omnia inde elicienda, excogitarunt quasdam radices quae nusquam occurrunt, sed soli derivationis usui inserviunt. Hoc sane est nodum scindere, quem solvere non possis.

In examinanda tertia etymologiae specie, quae ad primam sermonis humani infantiam accedere conatur, non est quod multis nunc moremur; a nostro enim instituto ea prorsus est aliena. Hoc monuisse sufficiat, multa satis probabiliter de linguarum origine disputari, dum quaeritur, quid fieri potuerit, non quid re vera factum sit. Exspatiantur enim coniecturae quasi in campo plano et aperto, quum nulla rerum

memoria e tanta antiquitate, et ab ipsis humani generis incunabulis ad nostra usque tempora pervenerit. Neque in promptu sunt exempla, quibus opinio quaedam aut firmari aut refelli queat: sed qui eiusmodi quaestionibus vacant, non nisi argumentis generalibus inter se digladiantur. At simulac pergimus inde ad singularum linguarum examen, maximae oriuntur difficultates, et ratio illa philosophica plane in vado haerentes nos deserit. Videmus innumeras paene linguas sparsas per orbem terrarum, dissimillimas inter se et materia et forma, i. e. vocabulorum sono et legibus grammaticis, ita ut nullis machinis ad communem originem retrahi possint. Quam diversitatem quum iam olim animadvertissent homines, fides facta est miraculo, quo narrabatur in turri Babylonica condenda ortam esse linguarum confusionem. Omne medium aevum credidit, duas et septuaginta linguas inde per orbem terrarum esse sparsas. At vero iam quingentas fere novimus, et terris penitius cognitis, multo plures reperientur. Similis est Mexicanorum fabula, triginta volucres mortalibus e diluvio superstitibus totidem linguas novas dispertivisse cum priscae illius obliti essent.

Alterum etymologiae genus, quo caussae linguae alicuius quaeruntur in aliis linguis aut vetustioribus aut saltem extraneis, nullo negotio

procedit, quando de stirpe, migrationibus, rebus gestis et variis fatis gentis eius, de cuius lingua agitur, ex historiae monumentis constat. Saepe enim accidit, ut veteres terrae cuiusdam incolae aut coloniis apud se receptis, aut vi armorum domiti et cum advenis permixti, proprium sermonem prorsus dediscerent, vel aliquantum immutarent; ita ut, populis paullatim inter se coalescentibus, novae subinde natae sint linguae, quae ipsa facie et sono mixtam proderent originem. Diuturna Romanorum dominatione pleraeque veterum Europae populorum linguae sunt exstinctae, et sermo Latinus per omnes occidentis provincias diffusus. Quum deinde, fractis imperii viribus, Suevi, Vandali, Gothi, Burgundiones, Franci, Longobardi, Hispanias, Gallias, Italiam occupassent, victores multo illi pauciores numero, nullisque litteris instructi, linguam quidem victi populi discere quodammodo coacti sunt, sed parum Latine loquebantur. Hinc et provincialium sermoni corruptela adhaesit, et studiis grammaticis neglectis, barbarie ingravescente, natae sunt linguae Romanae vulgares, quae, principio rudes, litteris renatis summa cura excultae, nunc inter elegantissimas Europae habentur. Quarum unde origines praecipue sint petendae, nimirum e sermone Latino et veteribus linguae Theotiscae dialectis, dubium

esse non potest. Hoc praeiudicio munitum etymorum exploratorem fidenter interdum progredi decet: certo certius namque scimus, multa vocabula ita ab origine sua esse detorta, ut vix unam aut alteram litteram servaverint, et mutationes sensim factas quasi continua serie sequi possumus. Nihilo minus tamen in re tam plana doctos plerosque transversos egerunt opinionum commenta, imprimis Gallos; quum aut in Armoricae hodierna loquela linguam Celticam veram et antiquam se tenere somniarent, aut origines Theotiscas omnino repudiarent, et Francogallica cuncta Latina facere vellent. At eo tempore, quo Burgundiones, Gothi et Franci Gallias insederunt, nulla iam istic erat Celtica lingua; dialectum Armoricanam, e Britannia a Romanis dudum occupata seculo quinto advectam, extremo Galliarum angulo inclusam, et vicinorum contagio, et ipsius gentis stupore corruptissimam esse facile intelligitur. Altera ex parte sermo Latinus purus ad omnia in linguis Romanis vulgaribus explicanda profecto non sufficit: si ad Latinitatem barbaram confugias, res ad idem redit; scatet enim ea vocabulis Theotiscis.

Longe cautius progrediendum est in linguis, quarum origo nos latet, antiquitatis tenebris involuta. Ibi quae primo loco sese offert quaestio,

utrum eiusmodi linguae purae sint an mixtae, de ea satis certis iudicare licet indiciis: nimirum quo doctior est linguae alicuius grammatica, eo sincerior est existimanda. Sane apud gentes eas quae litterarum cultu carent, etiamsi utantur lingua aequali tenore defluente e fonte puro, neque aquarum aliunde scaturientium colluvie turbato, formae grammaticae usu vitae communis negligentiore sensim deteruntur. At multo maior oritur confusio et rei grammaticae conversio, quotiescunque binae aut plures linguae indolis diversae cum ipsis gentibus vi armorum subito inter se collisae, in eadem terra quasi de dominatione colluctantur. Coëunt quidem paullatim in novum corpus peregrina vocabula, sed grammatica linguarum, unde petitae sunt, ratio perit. Quod Anglis accidisse videmus post Britanniam a Normannis perdomitam. Lingua Anglo-Saxonica satis doctam habebat grammaticam, et accurate iam ab Alfredi Magni aetate excultam: nunc pauca eius vestigia manent; nec verba e lingua Romana vulgari Galliae desumta uberiorem suam coniugationem, iure hereditario a Latinis acceptam, servarunt. Ita lingua Anglica obmutuit paene in terminationibus variandis, et constructionem verborum plerumque solo ordine, quo se invicem excipiunt, indicare valet, quo vitio et linguae Romanae plus minusve laborant.

Sic quaecunque lingua propter penuriam notarum, quibus genera, numeri, casus nominum, gradus comparationis in adiectivis, species, modi, tempora, numeri, personae verborum, et similia discriminentur, omni modo uti cogitur vocabulis auxiliaribus, ea mixtae originis fit suspecta. Hoc non cadit in linguam Graecam et Latinam, nec magis in Indicam, qua nulla alia magis compactam habet structuram. Apparet quidem, Graecos non pauca vocabula accepisse a Thracibus, Phrygibus aliisque populis vicinis, a Phoenicibus praecipue propter colonias et rerum commercia, fortasse ab Aegyptiis etiam, e sacerdotum disciplina. Sed sensim hoc factum est, neque tanta erat peregrinitatis moles, ut habitus universus sermonis inde mutari posset; contra, faciem Graecam induerunt vocabula peregrina, et Graecorum more flecti coepta sunt.

Idem de Romanis dicendum: qui si multa Etrusca, Sabina, Osca in ius Latii adsciverunt, lenis erat haec admixtio, neque sono adulterino se ipsam proditura, quandoquidem omnes veteris Italiae populi cognatae erant stirpis.

Viri docti qui, sola probabilitate duce, linguas antiquas, quarum origo e rerum gestarum monumentis non satis innotuit, aliunde arcessere conati sunt, in eo praecipue peccare mihi videntur, quod ad similitudinem nonnullarum dic-

tionum qualemcunque animum advertunt, diversitatem rationis grammaticae et universae indolis plane non curant. Nam vocabula eiusdem aut cognatae significationis e variis linguis petita, casu congruere quodammodo possunt; sed fac, similitudinem non fallacem esse originis indicem: quid inde sequitur? Sequitur ea peregre esse advecta, id quod fieri potuisse non negamus, imo saepissime fieri debuisse adfirmamus. Quod simulac satis perspectum fuerit, cadet eorum opinio qui Hellenismum totum in Hebraïsmum convertere student. Phoenicibus quidem ab antiquissimis inde temporibus perpetuum rerum commercium cum Graecis fuit; multis locis commixti cum Graecis habitarunt; colonias in Graeciam aut saltem in quasdam Aegaei maris insulas deduxerunt. Quid mirum igitur, si et verba aliquot Phoenicia Graecis se immiscuere? At linguae Graecae et Hebraeae sive Phoeniciae structura, declinandi et derivandi modus, universa denique indoles satis superque arguit, alteram ab altera gigni non potuisse. Lingua Hebraea stirpi Aramaeae est adnumeranda, quae cum linguis Pelasgicis, cum antiqua Persica et Indica, nulla sacra gentilitia, ut ita dicam, communia colit. In origine ignota linguarum exploranda ante omnia respici debet ratio grammatica. Haec enim a maioribus ad posteros propagatur; separari vero a lingua,

cui ingenita est, nequit, aut seorsum populis ita tradi, ut verba linguae vernaculae retineant, formulas loquendi peregrinas recipiant. Poetae Latini nomina Graeca interdum flexerunt more Graecorum: scribebant enim doctis et hominibus urbanis, qui litteras Graecas etiam melius callerent quam domesticas. At quis tolerasset eos, aut intellexisset, si hunc declinandi modum ad nomina Latina transtulissent? Equidem censeo, usum *α* privativi in componendis adiectivis, vel geminatae consonantis in augendo praeterito verborum, ut his exemplis utar, multo gravius esse argumentum affinitatis, quam aliquot centena vocabula, quae fortasse similia e diversis linguis adferri poterunt. A lege quadam naturae eiusmodi inventa necessario pendere non facile dixeris: alioquin cunctis totius orbis gentibus idem mos foret communis.

In ea igitur linguarum comparatione, ad quam instituendam accingor, a grammatices elementis incipiam, deinde progrediar ad radices verborum, tum demum ad derivata me convertam. Ita per viam lubricam et per tenebras fallaces tuto me incessurum spero. Bona fide ostendam consensum, ni fallor, mirum inter gentes tam longinquo spatio dissitas. Diversitatem non dissimulabo: quae quidem maximi est momenti in illustranda historia linguarum, ubi scripta nos

deficiunt. Communia omnibus aut pluribus linguis cognatis, ad earum primordia spectare apparet; quae cuiusque sunt propria, serius adscita, eo tempore quo gentes eiusdem stirpis, iam a se invicem alienatae, suas quaeque sedes colebant. Mutatur enim hominum sermo, quamvis nulla vi externa allata, sua sponte, multis de caussis partim in rerum natura, partim in mortalium mente latentibus. Ita, consuetudine paullatim in partes contrarias discedente, nascuntur primo variae dialecti, deinde linguae maiore intervallo separatae, quibus

facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.

Ad coërcendum autem et stabiliendum sermonis usum, qui in vita communi semper fluctuat, nihil maiorem vim habet, quam litterarum disciplina et libri scripti, praesertim eiusmodi libri qui sancta quadam pollent auctoritate. Adolescentia dum his venerandis religionum et rerum gestarum, poëticis fabulis involutarum, monumentis eruditur, et memoriae ea infigere adsuescit, imbuitur sincero pristinae linguae habitu, nec facile per vitam reliquam ab eo divagatur. Qua ego observatione inducor ut litteris Indicis, contra sententiam quorundam Anglorum, summam tribuam antiquitatem. Exceptis enim *Vedis* qui non pauca obsoleta et anomala continere fe-

runtur, (mihi eos nondum licuit adire) in ceteris omnibus Indorum libris, a Manuis inde legibus usque ad tempora recentiora, deprehenditur linguae status iam perfectus, nec ullis amplius mutationibus obnoxius. Immensum quantum artificio styli et ornatus elegantia Calidasas, cultissimi aevi poëta, quem primo ante nostram aeram seculo in aula regis Vicramadityae floruisse scimus, distat a simplicitate Valmiceii, auctoris Rameïdos, vetustissimi carminis heroïci; sed formae grammaticae, flectendi, derivandi et componendi modi, omnis denique dictionum copia, apud utrumque ne minimum quidem differunt. Servavit igitur lingua Indica a tot inde seculis eundem tenorem, eandem speciem, eamque talem, ut indolem prisci mortalium aevi spirare videatur. Quapropter Indos diu ante Graecos et Romanos non solum habuisse libros scriptos, sed etiam, late diffusa earum lectione, linguam suam inde didicisse existimo. Pleraque, quae in Graecia et Latio iam olim obsoleverant, in India perduravere.

Sed quandoquidem quaestionem gravissimam eandemque difficillimam attigi: qualis nempe fuerit prisca linguae Graecae et Latinae species, iis temporibus unde monumenta litteris consignata nulla ad nos pervenere, vel antequam eiusmodi monumenta omnino exstarent; ne res novas

moliri visus suspicionem moveam viris doctis, qui Iliadem nuper FIΛFIAΔOΣ persona indutam, et barbariem in divina Homeri carmina invectam aut rident aut indignantur, non alienum erit declarare, quasnam mihi hac in re investiganda sanxerim leges. Caute est procedendum, vanis coniecturis minime indulgere licet, vestigia historica vero memoriae paene oblitteratae studiosissime premere debemus. Consulamus igitur ante omnia veteres inscriptiones, deinde notitias grammaticorum de dialectis, quae prisca fidelius servarunt, denique usum Homericum in lingua Graeca, apud Latinos Ennianum vel Naevianum. Multa in carminibus Homericis, quum primum e vatis ore funderentur, aliter fuisse pronunciata, quam nunc scripta leguntur, ex ipsa versuum structura aliisque argumentis probatur. At qui digamma ubique inferciunt, scurrae istius comici sunt similes, qui medici partes agere coactus, morbis diversissimis eandem adhibet medicinam, cuius nomen forte rescivisset. Omnibus demum exhaustis, quae ex antiquis monumentis erui possunt, ad analogiam est provocandum. Probum enim et mutationum, quas lingua aliqua per temporis lapsum re vera experta est, gnarum postulat illa interpretem. Viri clarissimi, qui analogiae auctoritatem hallucinationibus suis praetexebat, *Lennepii* exemplo mo-

nemur, facile eam perperam intelligi posse. Est autem duplex analogia, domestica et externa: domesticam dico, legum, quibus lingua quaevis regitur, inter semetipsas consensum; externam, similem linguarum cognatarum habitum. Quoties utraque concurrit, magna sane inde oritur probabilitas, quae nunc dissimilia sunt, et sibi invicem repugnant, ab antiquiore usu paullatim esse detorta. Id tamen adseverare non ausim, ullam unquam exstitisse linguam, inaequalitatis plane immunem: neque enim a geometris conditus est mortalium sermo, nec multiplex et varia rerum natura in mathematicas rationes facile resolvitur.

Quid igitur? Num origines linguarum Pelasgicarum et Germanicarum ab Indo et Gange repetere molimur? Minime quidem. Nullam harum ab altera derivatam dici posse censeo, sed omnes, deductis in contraria rivulis, ab eodem fonte fluxisse. Ac Latinae quidem linguae consensus cum Graeca, utriusque cum Germanicis iam dudum diligenter est observatus. Sed viri summi, qui de hoc studio egregie meruerunt, Vossius, Wachterus, Ihre, interdum minus caute loquuti sunt, quasi linguam Graecam Latinae matrem, linguas Germanicas utriusque progeniem declarare vellent, quum in sola comparatione subsistere debuissent. Neque hercle

Graeci Italiotae universis Italiae incolis novam linguam attulerunt, et quae de coloniis e Graecia et Asia Minore in Latium, Etruriam, ceteras Italiae partes mari advectis, ante Troiani belli tempora aut paullo post, veteres fabulantur, ea sunt sera Graeculorum commenta. Aequo, imo meliore iure Graeca a Latinis derivare possis, quam Latina a Graecis: nam sermo Latinus, Quinctiliano teste, simillimus est Aeolicae rationi, quam ceteris dialectis antiquitate praestitisse constat. Eo tempore quo Hellenum nomen, Doriensium proprium, in omnes Graeciae populos se diffudit, ita ut casu nescio quo e Pelasgis Hellenes evaderent, magnam conversionem lingua Graeca passa est, cuius immunis mansit Latina: nec migrationibus indigenarum, nec advenarum coloniis turbata, postquam Latium semel insederat. Omnino vetus Italia, sacerdotum auctoritati addicta, Pelasgorum sacra, leges, disciplinam, sermonem etiam, omnia prisca, sanctius quam Graecia servavit.

Nonnulla vocabula Theotisca a Graecis et Latinis derivata recte dici possunt; allata ex imperio, tum occidentali tum orientali, quum inde a C. Iulii Caesaris aetate tot Germani in castris Romanis et in ipso praetorio stipendia mererentur; quum seculo P. Chr. N. quarto et quinto eorum principes, Romae magis magis-

que auctoritate pollentes, fastis consularibus nomina barbara inscriberent; quum denique cunctae Germanicae stirpis gentes, Christianis sacris acceptis, litteras Graecas aut Latinas addiscerent. Pauca eius generis iam apud Ulfilam sunt obvia, multo plura apud Otfridum ceterosque aetatis Carolingicae scriptores. Sed haec recens admixta facile distinguuntur ab analogia illa grammatica, et primitiva cum linguis Pelasgicis similitudine, quae omnes linguae Theotiscae dialectos pervadunt. Attamen Germanorum maiores e Graecia aut Italia in sedes suas inter Rhenum, Danubium, Oceanum et mare Balticum migrasse, nemo nisi universa historia repugnante, affirmaverit. Reperti sunt igitur viri docti, iique multi numero, qui rem inverterent, et Graecos Italosque Germanorum subolem facere conarentur. Ego vanam hanc opinionem, qua Celtae cum Germanis confunduntur, deinde omnibus fere Europae populis Celticae origines affinguntur, a Schoepflino erudite refutatam, dudum explosam atque identidem renascentem, vehementer averruncandam censeo, propter inextricabilem confusionem, qua illa omnem veteris Europae historiam turbat. Neque tamen Germanos indigenas cum Tacito crediderim, sed olim in Asia interiore, unde et Pelasgi sunt profecti, vicinas his sedes incoluisse. Multo arctior est cognatio

linguae Latinae cum Graeca, quam utriusque cum Theotisca; haec ab Indica ratione longius etiam secedit. Nimirum Thuisconis progenies bellicosa, sub coelo aspero per tot secula armis gerendis adsueta, litterarum expers, sermone simplicissimo utebatur, neque egebat grammatica subtilitate.

Mihi satis erit si hoc adstruxerim, harum linguarum omnium similitudinem esse talem, ut aliter explicari nequeat quam e communi gentium origine. Sed migrationum quibus sparsae sunt per orbem terrarum, ea est antiquitas, ut, deficientibus rerum gestarum monumentis, non nisi coniectura assequi eas possimus. Quid ex tam arcta populorum a Gange usque ad Oceani glacialis oras habitantium cognatione extra dubium posita, proficiatur ad investigandam priscam generis humani vitam, viderint viri docti, qui cum *Leibnitio* nostro, summo philosopho, existimant „nihil maiorem ad antiquas populorum origines indagandas lucem praebere, quam collationem linguarum.“

VIII.

Wilsons Wörterbuch.

Die Erscheinung des ersten alphabetischen Wörterbuchs der Sanskrit-Sprache auf Europäischen Fuß *) ist ein entscheidendes Ereigniß in diesem Studium, wodurch wir auf einmal um einen unermeßlich großen Schritt vorwärts geführt werden.

Auch nach der Bearbeitung des Amara-Kosha durch Colebrooke blieb es ein herkulisches Unternehmen, und der Verfasser, den wir durch seine Ausgabe des Megha-Duta schon als einen geschmackvollen Kenner der Poesie in alten und neuen, Asiatischen nnd Europäischen Sprachen kennen gelernt haben, hat sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um die allgemeine Sprachkunde, und die gegründetsten Ansprüche auf den Dank aller Freunde der Indischen

*) A Dictionary, Sanscrit and English: translated, amended and enlarged, from an original compilation prepared by learned natives for the college of Fort William. By *Horace Hayman Wilson*, assistant surgeon in the honourable East India Company's service; and secretary to the Asiatic Society. Calcutta 1819. Royal 4to. pag. L et 1061. Preis in London: 6 L. 16 sh. 6 d.

Litteratur erworben. Ein solches Werk ließ sich nur in einer der Hauptstädte Indiens, mitten unter reichen Vorräthen der seltensten Handschriften, und in der Nähe einheimischer Gelehrten ausführen; und zu diesen Asiatischen Begünstigungen mußte, um den Stoff nach unserer Weise wissenschaftlich und brauchbar zu verarbeiten, eine Fülle mannigfaltiger Europäischer Gelehrsamkeit hinzugebracht werden.

In einer ausführlichen Vorrede giebt Hr. Wilson mit der größten Bescheidenheit und Aufrichtigkeit Rechenschaft von den Veranlassungen seines Unternehmens, von den Vorarbeiten, an die er sich anschließen konnte, von den Unterstützungen mitlebender Gelehrten, die ihm zu Theil geworden, von den schriftlichen Hülfsmitteln, die er zusammengebracht, endlich von den Beschränkungen seines Planes, welche insbesondre aus der Beschaffenheit der Quellen, dann aus der ganzen Lage der Sachen gebietend hervorgingen. Es wird am besten seyn, hierüber den Verfasser selbst reden zu lassen. Zuverläßig sind nur wenige Exemplare seines Buchs in Deutschland vorhanden, entweder in öffentlichen Bibliotheken, oder im Besitz der kleinen Zahl von Gelehrten, welche das Sanskrit aus dem Grunde kennen zu lernen entschlossen sind. Die Vorrede enthält aber sehr vieles, was auch für unsere jener Sprache unkundigen Leser merkwürdig ist, und verdient daher eine allgemeinere Verbreitung. Wenn ein Werk von dauerhafter und anerkannter Nützlichkeit zu Stande gebracht worden, so ist es jedem Denker lehrreich, das Verfahren dabei und die zum Gelingen unerläßlich vorausgesetzten Bedingungen näher kennen zu lernen. Wer diesen oder jenen Flügel des unübersehlichen Palastes der Wissenschaften auch nicht selbst zu bewohnen gedenkt,

dem kann es doch anziehend seyn, gleichsam die Gerüste zu sehen, welche vorläufig errichtet werden mußten, um das Gebäude auf sichern Grundlagen zu dieser stattlichen Höhe zu erheben.

„Die Erlernung des Sanskrit durch Europäische Phi„lologen," sagt Hr. Wilson, „wurde bisher dadurch sehr „behindert, daß es an solchem Beistande fehlte, als der ist, „welcher ihnen jetzt dargeboten wird. Die Elemente der „Sprache hat man vollständig und deutlich entwickelt und „erklärt, und wir haben einige wenige Beispiele, daß sie „mit einem Eifer ergründet worden sind, der mit der „Schwierigkeit des Unternehmens im Verhältnisse stand; und „mit einem Erfolge, der sich bei einer so verwickelten Auf„gabe und so unzulänglichen Hülfsmitteln kaum erwarten „ließ. Im Allgemeinen jedoch hat der Mangel eines Wör„terbuchs den Fleiß abgeschreckt und die Fortschritte gehemmt; „dieser Mangel war ein bedeutendes Hinderniß für die ge„naue und umfassende Erwerbung einer Sprache, welche „in der Litterar-Geschichte eine äußerst wichtige Stelle ein„nimmt, und für alle die berufen sind, Hindu's zu regie„ren und für ihr Glück zu sorgen, ein Gegenstand der an„gelegensten Theilnahme seyn sollte.

„Um einem Mangel abzuhelfen, der für die ersten „Regungen der Wißbegierde eben so verderblich war, als „verwirrend bei einem schon weiter vorgeschrittenen Studium, „ist gegenwärtige Uebersetzung einer weitläuftigen Compila„tion in der Ursprache ausgearbeitet worden. Das Origi„nal-Werk ward kurz nach der Stiftung der hohen Schule „in Fort-William (im Jahr 1800) begonnen, für deren „Gebrauch es bestimmt war, als eine Sache, die mit dem

„Zweck und dem Gedeihen dieser vortrefflichen Lehranstalt „einleuchtend zusammenhing. Nothwendiger Weise wurde „das Geschäft einheimischen Gelehrten aufgetragen, und da „es ihnen, nach ihren litterarischen Gewöhnungen, nicht „sonderlich geläufig war, so darf man sich nicht wundern, „daß beträchtliche Zeit auf die Ausführung verwendet ward, „und daß Verzögerungen dabei Statt fanden, welche der „Umfang und Werth des Werkes nicht völlig rechtfertigen „konnte.

„Es wurde nicht vor dem Jahr 1809 unter der Ober„aufsicht des verstorbenen Raghumani-Battacharya „beendigt, und wiewohl noch weit von der Vollständigkeit „entfernt, war es doch nunmehr die einzige vorhandene „Compilation in der Sanskrit-Sprache, welcher der Name „eines Wörterbuchs im eigentlichen Sinne zukam.

„Die Kosha's, Thesaure, der Lexicographen des „Sanskrit, worunter der vorzüglichste, der Amara-Kosha, „von Hrn. Colebrooke mit einer Uebersetzung herausgege„ben worden ist, sind mit wenigen Ausnahmen bloße Vo„cabularien. Ihr Inhalt ist nach der Verwandtschaft der „bezeichneten Gegenstände geordnet, und nach dem Urtheile „und dem Gutdünken des Verfassers in Abschnitte oder „Capitel vertheilt. Die synonymen Ausdrücke für jeden „Begriff sind dann in einer metrischen Verknüpfung an „einander gereiht, wo sie die Stelle einnehmen, welche „Rhythmus und Quantität ihnen anweist. Die Unbequem„lichkeiten einer solchen Anordnung fallen in die Augen: „fürs erste ist es nicht immer leicht zu wissen, in welcher „Abtheilung das fragliche Wort gefunden werden mag; „wenn dieses ausgemittelt ist, so verursacht es noch Mühe

„und Zeitverlust, das Distichon oder die Zeile zu entdecken, „worin es vorkommt; und wenn man endlich das Ziel schon „erreicht zu haben glaubt, und an der Stelle angelangt „ist, wo der Gegenstand unsrer Nachsuchung verborgen „liegen muß, so wird es durch die Verkettung der Wörter „des Sanskrit nach den Regeln des Sandhi oder der eupho- „nischen Verbindung der Buchstaben schwierig gemacht, das „besondere Wort herauszufinden, in einem Grade, welcher „die Einsicht und Erfahrenheit eines Schülers, ja vielleicht „eines Gelehrten übersteigt. Diese letzte Schwierigkeit tritt „ohne Ausnahme überall ein; aber in einigen Kosha's und „in den Capiteln aller, welche von den vieldeutigen Wörtern „(Nânârtha) handeln, findet sich eine Annäherung an die „alphabetische Anordnung und an die Gestalt eines Wör- „terbuchs. Die alphabetische Anordnung ist jedoch in manchen „Fällen nur theilweise eingeführt, wie z. B. im Amara- „Kosha, wo die Wörter, welche auf denselben Buchstaben „ausgehen, neben einander gestellt sind, übrigens aber aufs „Gerathewohl; in andern, wie im Ajayapâla, ist hingegen „der Anfangsbuchstabe das verbindende Kennzeichen; aber „auch hier, wie in dem vorigen Falle, geht die Anordnung „nicht weiter. Wiederum im Medinî, welcher sich aus- „schließend mit den Homonymen beschäftigt, ist ein metho- „disches System eingeführt, das durch seine überlästige Ge- „nauigkeit verwirrend wird. In dieser Compilation sind „die Wörter zuerst nach ihren Schlußbuchstaben aufgefaßt, „dann nach der Zahl ihrer Sylben in Classen vertheilt, „und endlich in einer Ordnung aufgestellt, welche im allge- „meinen strenge alphabetisch ist. Die im Medini eingeführte „Methode, die Wörter nach ihren Schlußbuchstaben und

„ihrem syllabischen Umfange anzuordnen, ist die vorwal-
„tende Einrichtung aller Verzeichnisse von vieldeutigen Wör-
„tern (Nânârtha-Kosha); aber jenes Werk und das letzte
„Capitel des Hêmachandra sind die einzigen, worin auf die
„Anordnung nach den übrigen Bestandtheilen viel Aufmerk-
„samkeit gewendet worden. Wiewohl demnach diese Voca-
„bularien sich mit mehr Leichtigkeit zu Rathe ziehen lassen,
„als die oben beschriebenen, so bieten sie dennoch dem ge-
„übten Sprachkenner noch manche Schwierigkeiten dar, und
„sind für den Anfänger fast ohne Werth und ohne Nutzen.

„Es giebt eine beträchtliche Zahl von Vocabularien
„des Sanskrit, welche noch im Gebrauche sind. Natürlich
„wiederholen sie einander; aber im allgemeinen hat jedes
„einige Zusätze zu den Arbeiten der Vorgänger aufzuweisen,
„und verdient daher Berücksichtigung. Auf solche Weise
„liegt der Wortreichthum der Sprache in einer Menge von
„Lehrbüchern zerstreut, wovon aber kein einziges mit Leich-
„tigkeit nachgeschlagen und verstanden werden kann.

„Diese verschiedenen Auctoritäten in eine einzige Samm-
„lung zusammenzufassen, und ihren gesamten Inhalt in
„einer zugänglichen Gestalt anzuordnen, war der Zweck des
„zum Gebrauch der hohen Schule unternommenen Werkes.
„Den aufgezeichneten Wörtern wurde die Citation des Lehr-
„buchs nebst den dort bemerkten Synonymen, die Angabe
„des Geschlechtes der Nennwörter, und die etymologische
„Zergliederung beigefügt. Es wurde in Bengal-Schrift
„geschrieben, und machte vier starke Folio-Bände aus.

„Eine Abschrift dieses Wörterbuchs kam in meinen
„Besitz, kurz nachdem ich das Studium des Sanskrit
„begonnen hatte, und ich versprach mir dabei den schätz-

„barsten Beistand aus einer solchen Quelle. Ich fand jedoch, „daß es in seinen etymologischen Erörterungen und weit„läuftiger Aufzählung von Synonymen weit mehr enthielt, „als ich damals bedurfte, und daß es wegen seines unbe„holfenen Umfanges sehr unbequem zu gebrauchen war. „Ich bewerkstelligte daher dessen Verwandlung in eine be„quemere Form, und arbeitete eine Uebersetzung des abge„kürzten Inhalts für eigene künftige Benutzung aus. Ich „führe diese Umstände an, um dem Vorwurfe der Anmas„sung deshalb zu begegnen, daß ich mich in einem so frü„hen Zeitpunkte und mit so unzulänglichen Kräften an eine „Aufgabe dieser Art gewagt; die obige Erklärung wird die „Veranlassungen meines Unternehmens in das rechte Licht „stellen. Noch darf ich hinzufügen, daß ich schon damals „bei meinem Versuche durch die Billigung eines thätigen „und vortrefflichen Orientalisten, des verstorbenen Dr. John „Leiden, aufgemuntert ward; eines Mannes, dessen un„ermüdeter Eifer im Anbau der Asiatischen Litteratur mit „Freuden den schwächsten Funken eines verwandten Geistes „in Andern pflegte.

„Nach Vollendung meines Versuchs veranlaßten mich „Umstände, dessen Ergebnisse Hrn. Colebrooke mitzuthei„len. Sein Name ist von einem Gewicht und Ansehen in der „Indischen Litteratur begleitet, vor welchem alle sich neigen „müssen; und durch seinen Rath wurde ich bewogen, meine „Arbeiten durchzusehen, und die Hoffnung zu fassen, daß „sie für das Studium der schriftlichen Denkmale des Sans„krit brauchbar gemacht werden könnten. In wiefern diese „Hoffnung nun verwirklicht werden mag, das hängt von „der Meinung des Publicums ab: aber damit es richtig

„entscheide, wird es nöthig seyn, die Zwecke darzulegen, „welche ich mir vorsetzte, so wie die Mittel, welche ich zu „deren Ausführung besaß; damit ich nicht unbilliger Weise „getadelt werde, weil mir ein Vorhaben mißlungen, das „ich niemals hegte, oder weil ich eine Aufgabe unvollkom„men gelöst, wozu mir keine zureichenden Materialien zu „Gebote standen.

„Bei der Ausarbeitung des Wörterbuchs, wie es jetzt „erscheint, konnte mein früheres Werk mir von keinem prak„tischen Nutzen seyn, vorzüglich weil es mir in dem Fortgange „meiner ersten Uebersetzung nicht eingefallen war, die „Richtigkeit meines Originals zu bezweifeln oder zu prüfen. „Ich mußte daher meine Arbeiten von neuem wieder an„fangen, und die Compilation des Raghumani sorg„fältig mit den Auctoritäten vergleichen, worauf sie sich „berief. Da zeigte es sich denn bald, daß Genauigkeit „eben nicht zu den verdienstlichen Eigenschaften des Samm„lers gehörte. Die Versehen waren unzählig und von allen „Arten: auf jeder Seite traf ich unrichtig geschriebene und „irrig ausgelegte Wörter; fantastische Etymologien, welche „diese Irrthümer beschönigen und bestätigen sollten; falsch „angeführte Stellen, und beständige Verwechselungen der „Namen der Original-Vocabularien. Durch die Schwie„rigkeit, welche von der Befragung so unmethodischer „Führer als die Thesaure des Sanskrit sind, sich niemals „trennen läßt, wurde das Geschäft des Vergleichens zu „dem mühseligsten Theile meiner Arbeiten. Glücklicher „Weise war es eine Pflicht, zu deren Erfüllung mei„ne einheimischen Gehülfen am besten zu gebrauchen „waren, und ich habe ihnen vorzugsweise dieses Geschäft

„zugetheilt. Für die, welche mit dem Charakter dieser „Gehülfen bekannt sind, wäre es überflüßig, die Noth„wendigkeit der wachsamsten Aufsicht und Durchsicht bei „allem, was sie leisten, ausführlich darzuthun; und wer „sie nicht persönlich kennen gelernt hat, dem läßt sich „schwerlich ein Begriff von ihrer Sorglosigkeit und Nach„läßigkeit beibringen. Genug, die Nachforschungen der „Einheimischen verdienen nur ein beschränktes Zutrauen, „wenn man nicht ohne Unterlaß ihre Richtigkeit auf die „Probe stellt. Ich habe in dem Fortgange meiner Arbei„ten die Hülfe vieler Pandits von großem Ruf und ach„tungswürdiger Geistesbildung genossen, und ich bedaure „sehr, ihre Namen nicht dem meinigen beigesellen zu „können, um sie an der Anerkennung, welche ich für das „vorliegende Werk mir etwa versprechen mag, Antheil neh„men zu lassen.

„Da der Plan der Compilation in der Ursprache sich „auf den Inhalt der Vocabularien allein beschränkte, so „mußte das Werk äußerst unvollkommen ausfallen. Die „sämmtlichen Wurzeln der Sprache sind von diesen Samm„lungen ausgeschlossen; eben so die technischen Ausdrücke „und die im gemeinen Leben gangbaren Wörter; von „allen diesen war folglich in Raghumani's Wörter„buch nichts mitbegriffen. Ich bin in der That geneigt, „die Zweckmäßigkeit des anfänglichen Plans zu bezweifeln, „und zu glauben, daß ein nützlicheres Wörterbuch aus den „classischen Werken der besten Indischen Schriftsteller hätte „verfertigt werden können, statt es bloß aus den Thesau„ren abzuleiten. Indessen sind die letzten die durch ganz „Indien geltenden Auctoritäten und alle Auslegungen, die

„sich auf Werke von allgemeinerem Inhalt gründen, können
„bestritten werden. Da überdieß die tüchtigsten Commen-
„tatoren sie beständig anführen; da man ihrem bloß ver-
„mutheten Inhalt eine unverdiente Wichtigkeit beilegen
„möchte, wenn man sie übergangen hätte: so war es durch-
„aus nothwendig, in den Umfang dieses Werkes so viele auf-
„zunehmen, als sich nur irgend herbeischaffen ließen. Hätte
„man nun zu diesen Auctoritäten die gesamte Masse der
„Indischen Schriften hinzufügen wollen, so wäre dadurch
„ein solcher Aufwand von Arbeit, Unkosten und Zeit ver-
„ursacht worden, und die Ausarbeitung hätte so bändereich
„ausfallen müssen, wie das Studium des Sanskrit in sei-
„nem gegenwärtigen Zustande es noch nicht erfodert, und
„vielleicht nicht gestattet. Ich trage daher nicht ohne einiges
„Bedenken Einwürfe gegen den ursprünglichen Plan vor.
„Seiner Mangelhaftigkeit abzuhelfen, konnte, wie von selbst
„einleuchtet, dem nicht obliegen, der bloß in der bescheidenen
„Stellung eines Uebersetzers erscheint; und ich wäre daher
„gerechtfertigt gewesen, wenn ich meine Uebersetzung auf den
„Umfang des Originals beschränkt hätte. Da indessen einige
„Auslassungen von Wichtigkeit waren, so hielt ich mich für
„verpflichtet, die Lücken auszufüllen, und ich habe zu dem
„Originalwerke sehr beträchtliche Zusätze gemacht. Diese
„Zusätze waren solche, deren Nutzen am meisten einleuchtete,
„und insbesondre ist die gesamte Zahl der Wurzeln der
„Sprache darunter begriffen. Doch, ich will mich hier nicht
„dabei aufhalten, sie genauer im einzelnen zu bestimmen,
„weil deren Angabe sich schicklicher bei der Beschreibung wird
„anbringen lassen, die ich jetzt sofort von den Quellen
„geben will, woraus nicht nur diese Zusätze, sondern die

„Bestandtheile des gesamten Werkes abgeleitet sind. Die „in der originalen Compilation angeführten, und von mir „während des Uebersetzens verglichenen Auctoritäten sind „dem größeren Theile nach dieselben, welche Herr Cole„brooke in seiner Vorrede zur Uebersetzung des Amara„Kosha aufgezählt hat. Der Text dieses Werkes, welchen „ich bei der gegenwärtigen Gelegenheit gebraucht habe, ist „der, welchen seine sehr genaue Ausgabe liefert. Ich bin „ihm für die Handschriften der von ihm bei seiner Ue„bersetzung zu Rathe gezogenen Commentare verpflichtet; „sie wurden mir mit der liberalen Bereitwilligkeit mitge„theilt, die diesen vortrefflichen Gelehrten immer ausge„zeichnet hat. Ich könnte mich also damit begnügen, mich „auf seine von jenen Werken gegebene Nachricht zu bezie„hen; aber da ich hoffe, zu unserer bisherigen so beschränk„ten Kenntniß von dem Verfasser des Amara-Kosha eini„ges hinzuzufügen, da ich überdieß von mehreren Schriften „Nachricht zu geben habe, die Hr. Colebrooke nicht „erwähnt hat, so habe ich es für rathsam gehalten, das „Ganze in der Aufzählung meiner Auctoritäten zusammen „zu fassen, um so auf einmal darzulegen, was wir bis jetzt „von den, unter den Hindus berühmt gewordenen Lexico„graphen wissen.

„Der Amara-Kosha, oder das Vocabularium des „Amara-Sinha ist in Europa schon zu gut bekannt, „als daß es einer besondern Beschreibung bedürfte. Unter „allen ähnlichen Compilationen ist es in Indien die be„rühmteste, und die im weitesten Umfange verbreitete; es „ist ein Werk von unbestrittenem Ansehn, in allen Schulen „und bei allen Secten. Nach dem Beinamen des Verfas-

„fers: Sinha, (Löwe) sollte man glauben, er habe zum „Kriegergeschlechte oder den Kshatriya's gehört; aber er „kann auch vielleicht bloß seinen Vorrang bezeichnen, in „welchem Sinn dieser Beiname häufig den Wörtern ange„hängt wird. Eben so ist in Amara-Deva, einer an„dern Benennung, unter welcher er bekannt ist, das letzte „Wort ein Brahmanischer Beiname: doch könnte es auch „bloß ein auf seine Ueberlegenheit oder sein göttliches Ver„dienst anspielendes Epitheton seyn. Er wird allgemein, „und vermuthlich mit Grund, als ein Anhänger der Lehre „des Buddha betrachtet, wiewohl einer seiner neueren Com„mentatoren, Ramasrama, dieß läugnet; und alle Ueber„lieferung stimmt dahin überein, ihn unter die gelehrten „Männer zu zählen, welche nach der bildlichen Sprache der „Indier die neun Edelsteine vom Hofe des Vikra„maditya benannt werden *)."

An dieser Stelle hat der Verfasser seiner Vorrede eine sehr gelehrte und scharfsinnige Untersuchung über das Zeitalter des Amara-Sinha, oder Amara-Deva eingeschaltet, die ich hier übergehe, indem ich mir vorbehalte, ausführlicher darauf zurückzukommen, wann ich von der Chronologie der Indischen Litteratur und der Möglichkeit reden werde, darin wenigstens einige approximative und relative Feststellungen zu gewinnen. Nur kann ich nicht umhin, meine Freude darüber aufrichtig zu äußern, daß ich in Betreff zweier Stücke, die mir sehr angelegen sind, an Hrn.

*) Das sprüchwörtlich bekannte Distichon, worin die Namen der neun berühmten Zeitgenossen aufgezählt sind, steht schon abgedruckt und übersetzt As. Res. Vol. VIII., p. 242.

Wilson einen entschlossenen Bundsgenossen finde. Das eine ist die Ehrenrettung der Indischen Nation gegen so manche Anschuldigungen und von ihr entworfenen gehäßigen Schilderungen. Hierüber hat Hr. Wilson schon in den Anmerkungen zum Megha-Duta sich nachdrücklich erklärt *). Das zweite ist die Anerkennung des Anspruchs der Indischen Litteratur auf ein beträchtliches Alterthum.

Einige Engländer haben es sich zu einem eigenen Geschäfte gemacht, alle Indischen Bücher, denen die einheimische Ueberlieferung einstimmig ein hohes Alter zuschrieb, in die neuere Zeit herabzurücken, als wäre dort alle Geistesbildung, alle Poesie und Wissenschaft, ja vielleicht die Gesetzgebung des Manus und die Religion der Brahmanen, erst von heute und gestern her. Sie haben im Auslande Nachsprecher gefunden, und ein berühmter Astronom und Geschichtschreiber der Astronomie hat neuerdings, auf das Ansehen jener Gewährsmänner hin, ohne alle eigne Kenntniß der Sache, und wir fügen hinzu, bei gänzlichem Mangel an Sinn für das Wesen mythologischer Dichtung, es als einen erwiesenen Satz aufgestellt, die sämtlichen Purana's, oder Sagengedichte (an deren Spitze der Ramayana und Mahabharata stehn) seyen noch nicht 684 Jahre

*) Mégha Dûta, ed. of Calcutta, pag. 79: I am anxious that the Hindus should have justice done to them, and not be held up to the world, as they have by *a mistaken*, and I am afraid, *a spiteful zeal*, as monsters of impurity. Auf welches Buch die unterstrichenen Worte insbesondere zielen, ist leicht zu errathen: ich habe es in dieser Zeitschrift S. 35 charakterisirt.

alt, ja zum Theil viel jünger *). Dies ist nun ungefähr, als wenn jemand sich in den Kopf setzte, die Homerischen und Hesiodischen Gesänge wären, kurz ehe sie im westlichen Europa bekannt wurden, von einigen Neugriechen unter Türkischer Herrschaft ersonnen worden; oder die Pyramiden, die wir noch jetzt in Aegypten anstaunen, seyen nicht etwa die alten vom Herodot erwähnten; sondern diese hätten die Kopten seit dem Einbruche der Araber aufgebaut.

Jenes haltungslose, um nicht zu sagen abgeschmackte, System ist nicht etwa aus einem vernünftigen Grunde ächter historischer Kritik hervorgegangen, sondern bloß aus einem blinden und verstockten Hange zum Verneinen. Eine so außerordentliche Erscheinung, als die religiöse, gesetzliche und gesellige Verfassung der Indier ist, soll ihrer Entstehung nach begriffen werden: das ist die Aufgabe. Wird denn hiefür etwas durch die Annahme einer späteren Jahrszahl gewonnen? Mit nichten. Daß eine in sich so folgerechte

*) Delambre *Histoire de l'Astronomie ancienne*, T. 1. p. 500. „Il resulte de cet exposé, qu'il n'existe pas un seul livre qui ait plus de 1300 ans d'ancienneté, s'il fait la moindre mention de ces énormes périodes; (den Weltaltern) qu'aucun des romans qu'on appelle Pouranes ne peut avoir 684 ans de date, et que quelques uns sont encore plus modernes.“ — Hr. Delambre rückt dem guten Bailly, welcher der beständige Gegenstand seiner Polemik ist, sehr hart vor, er habe die Griechen nur in schlechten Uebersetzungen gelesen. Ich wünschte wohl zu erfahren, aus welchen Originalen Hr. Delambre die Schreibung la Bythinie geschöpft hat? Ein Schreibfehler ist sie gewiß nicht, da sie mehrmals wiederkommt.

Geistes- und Sittenbildung, wo das Fremdartige strenge ausgeschieden, wo alles bis in die feinsten Verzweigungen der Sprache, Poesie, Kunst und Wissenschaft aus den innersten Wurzeln geheiligter Urbegriffe hervorgewachsen ist, Jahrtausende lang ohne wesentliche Verwandlung fortbestehen kann, wenn sie nicht von außen her gestört wird, leuchtet ein, und die Geschichte bestätigt es zum Ueberflusse. Wenn aber davon die Rede ist, wie alles dieß irgend einmal geworden, und wann es angefangen, sich aus dem ersten Keime zu entwickeln, bis es zu einer stillstehenden Festigkeit gedieh, ja dem Volkscharakter ein unauslöschliches Gepräge aufdrückte: so führen uns alle Wahrscheinlichkeiten in eine entfernte Vorzeit zurück, weil wir nur dort in Religionsbegriffen, Gesetzgebungen und Dichtungen eine verwandte Sinnesart antreffen. Will man hingegen die selbständige Eigenthümlichkeit der Indischen Cultur nicht gelten lassen, sondern sie für erborgt ausgeben, so zeige man uns die Urbilder. Wir sind ungemein begierig, sie kennen zu lernen. Nur möge man nicht mit den Persern unter der Dynastie der Achämeniden, oder gar mit den Baktrischen Griechen angezogen kommen; denn auf diesem Gebiete hoffen wir den Angriff auf das siegreichste zurückzuschlagen.

Der Kunstgriff, wodurch man das goldne Zeitalter der Indischen Litteratur um mehr als ein Jahrtausend weiter vorwärts zu zerren gedachte, war der, daß man behauptete, unter jenem Vikramadityas, an dessen Hofe zu Ujjayini (Oojain) die neun Edelsteine gestrahlt haben sollen, sey nicht der große erste Vikramadityas zu verstehen, von welchem jene, 56 Jahre vor der unsrigen anhebende Aera ihren Namen führt, sondern irgend ein späterer. Man suchte also nach

Fürsten, denen die Schmeichelei ihrer Unterthanen oder eigner Stolz, den Namen Vikramadityas (Sonne des Heldenthums) in einem kleinen Kreise beigelegt haben mag; und blieb bei einem gewissen Bhojas, oder seinem nächsten Nachfolger stehen, die im eilften Jahrhundert zu Dhara in der Provinz Malva regiert haben. Die Sache war an sich sehr unwahrscheinlich; denn wenn auch jene allgemeine Ueberlieferung und das anonyme aber sprüchwörtlich gewordene Distichon, worin die Namen der großen Geister zusammengefaßt sind, nicht als eine buchstäblich genaue Angabe zu nehmen ist, wie schon die symmetrische Zahl vermuthen läßt; wenn die Zeitgenossenschaft mit einer gewissen Breite verstanden werden muß: so ist doch offenbar die Bedeutung diese, daß das goldne Zeitalter der Litteratur, an die ihr zunächst liegende große historische Erinnerung angeknüpft werden soll. Die sinnvolle Sage mag in Absicht auf Ort und Zeit nicht immer genau seyn, aber nur das Gleichartige gesellt sie gern zu einander; und wie wäre man darauf verfallen, das Glorreichste, was sich in künstlich ausgebildeter Poesie und Wissenschaft nennen ließ, um einen unscheinbaren politischen Mittelpunkt her zu versammeln? Die Nichtigkeit jener von Bentley aufgebrachten Hypothese hat Hr. Wilson, wie mich dünkt, unwiderleglich dargethan, und die Ueberlieferung in ihre Rechte wieder eingesetzt. Indessen will er, vorsichtiger Weise, doch kein ganz entschiedenes Ergebniß aufstellen, sondern läßt uns die Wahl zwischen zwei Annahmen: entweder Amara-Sinha war wirklich Zeitgenosse des Vikramadityas, ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; oder er hat um den Anfang des fünften Jahrhunderts gelebt.

In dem Laufe seiner Untersuchung berührt der Verfasser manche wichtige Punkte der Geschichte; unter andern die verschiedenen Verfolgungen, wodurch die Religion des Buddha im ganzen diesseitigen Indien letztlich vertilgt worden. Von einem großen Sprachkenner und hellsehenden Forscher, Hrn. Abel Remusat, haben wir manche Aufklärung über die Schicksale des Buddhismus im östlichen Asien theils schon empfangen, theils noch zu erwarten, und diese Erörterungen werfen ein großes Licht auf die Geschichte Indiens und seiner Litteratur.

Hr. Wilson rügt bei Gelegenheit zwei lächerliche Irthümer des Pater Paulinus und des Anquetil-du-Perron, den Amara-Kosha betreffend.

Der P. Paulinus gab dieses grammatische Buch für die urälteste Grundlage der gesamten Mythologie und Liturgie, auch für das erste Gebetbuch der Indier aus, und meinte dabei verwegener Maßen: hallucinatos esse Anglos Calcuttenses. Dies stehe hier zur Warnung für alle, die noch immer den Pater Paulinus als einen gültigen Zeugen über solche Gegenstände anführen. Noch lustiger ist Anquetils Mißverständniß. Das Wort linga, Geschlecht, ist im Sanskrit wie in so vielen Sprachen, von der organischen Bedeutung auf die grammatische übertragen worden. In den ersten Zeilen des Amara-Kosha worin der Zweck und die Methode des Buchs mit bewundernswürdiger Kürze und Bestimmtheit angekündigt werden, kommt das Wort linga mehrmals vor; ganz natürlich, da hier insbesondre ein vollständiger Unterricht über das Geschlecht der Stammwörter ertheilt werden sollte. Sobald nun Anquetil das Wort linga ansichtig ward, wiewohl in

einer ganz grammatischen Verbindung *), so fiel ihm alles ein, was er jemals von dem Phallus-Dienst des Sivas gehört hatte; seine Brahmanen mochten ihm noch so redlich betheuern, daß hier vom genere masculino, feminino und neutro die Rede sey, er hielt dieß bloß für eine listige Verkleidung ihrer Geheimnisse, und sie konnten ihm ein für allemal das unanständige Lingam nicht wieder aus dem Sinne bringen. Si je n'avois pas su, sagt er, sich gleichsam zu seinem überlegenen Scharfsinne Glück wünschend, que le commencement de *l'Amer-Kosch* contenoit la description du Lingam, peut-être m'eût-il été impossible de découvrir que mes Brahmes, qui ne vouloient pas dévoiler le fonds de leurs mystères, paraphrasoient et pallioient plutôt qu'ils ne traduisoient **). Von seiner Urtheilskraft giebt dieß freilich einen schlechten Begriff, und wer auf Anquetils Mittheilungen, die noch niemand von Grund aus geprüft hat, ich meyne durch eine neue Entzifferung der von ihm mitgebrachten Handschriften in der Zend- und Pehlvi-Sprache, so vieles baut, mag zusehen, wie er dabei fährt. Doch dieß ist eine weitschichtige Frage, die uns hier von unserm Gegenstande ablenken würde.

*) नामलिंगानुशासनं nâmalingânusâsanam, generis nominum norma.

**) Die Stelle findet sich T. I. P. 1 p. 369. Ich muß zwar bemerken, daß Anquetil p. 368 und in dem Verzeichnisse seiner Handschriften den Amara-Kosha richtig als ein Wörterbuch bezeichnet: aber offenbar ist er hier bloß der Rubrik gefolgt, unter welcher er das Buch gekauft hatte, während er jenes als seine eigentliche und esoterische Meynung vorträgt.

Amara-Sinha mag zu Anfange des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, oder fünftehalbhundert Jahre früher gelebt haben, so wird dies den Meisten eben kein sonderliches Alter für das älteste Wörterbuch des Sanskrit zu seyn scheinen. Allein man muß zuvörderst bedenken, daß in einer Litteratur, welche ohne Beziehung auf das Ausland und ohne fremde Einflüsse sich unabhängig entwickelt, die Lexicographie natürlicher Weise sehr spät angebaut wird. Dieß pflegt erst dann zu geschehen, wann die Sprache in Musterschriften verschiedener Zeitalter, Style und Gattungen der Gegenstand eines gelehrten Studiums wird. Bei den Griechen war dieß schon im Zeitalter der Ptolemäer der Fall, und doch gab es damals nur Glossarien über besondere Fächer, und das erste allgemeine Wörterbuch wurde erst lange nachher, im dritten Jahrhundert, durch den Diogenianus unternommen. Ferner ist der Amara-Kosha zwar das älteste jetzt vorhandene Wörterbuch des Sanskrit, aber der Verfasser bezeugt ausdrücklich in den einleitenden Zeilen, daß er nicht etwa eins, sondern mehrere vor Augen hatte *), deren wesentlichen Inhalt er in dem seinigen begriff, und sie dadurch in Vergessenheit brachte. Dieß muß wohl nothwendig erfolgen in einem Lande, wo es keine Druckerei giebt, und wo dennoch lange Jahrhunderte nach einander außerordentlich viel geschrieben und gelesen wird. Die

*) समाहृत्यान्यतन्त्राणि samâhrityânyatantrâni, in compendium redactis aliis tractatibus.
Die Commentatoren des Kosha von Amara-Sinha erwähnen sechs ältere, und kannten sie doch vermuthlich nicht alle.

schöpferischen Werke des Genius mögen den Strom der Zeiten unabsehlich weit hinab schwimmen; aber Lehrbücher, welche bloße Werkzeuge sind, und nach ihrer Tauglichkeit geschätzt werden, müssen untergehen, sobald vollkommnere ans Licht getreten sind, deren Vorzug vielleicht nur in einer bequemeren Methode besteht. Meines Bedünkens ist also der Schluß von dem Alter eines vorhandenen Lehrbuchs auf das nicht höhere Alter der Wissenschaft bei den Indiern, keineswegs zuläßig. Im Gegentheil, es müssen viele Versuche vorangehn, ehe eine gewisse Vollkommenheit der Form in solchen Lehrbüchern erreicht wird, welche nach der Sinnesart des Volkes und dem Bestande der Wissenschaft nicht übertroffen werden zu können scheint. Diese Bemerkung, gehörig erwogen, möchte manche Streitfrage zu schlichten dienen. Z. B. die Europäischen Gelehrten, welche nach astronomischen Bestimmungen das Zeitalter des Sûrya-Siddhânta, wie das Buch jetzt beschaffen ist, ziemlich spät ansetzen, mögen Recht haben; die Brahmanen vielleicht aber auch, wenn sie behaupten, sie hätten schon vor uralter Zeit einen Sûrya-Siddhânta, eine Demonstratio Solis, ein Lehrbuch der Astronomie gehabt.

Wie mir Engländer versichert haben, lernen die einheimischen Schüler des Sanskrit den ganzen Amara-Kosha auswendig, (der bloße Text nimmt in der Ausgabe von Calcutta nur 117 Octavseiten ein) und wenn ein Zweifel über das Geschlecht eines Wortes entsteht, so murmeln sie den ganzen Abschnitt, wo es sich finden muß, leise her, bis sie es antreffen. Zu dieser Art des Gebrauchs ist die metrische Form allerdings behülflich. Es sind eben versus memoriales, worin durch die lakonische Bezeichnungsmethode,

des Geschlechtes überall, der Bedeutungen, wo es nöthig, unglaublich viel auf einen engen Raum zusammen gedrängt werden konnte. Das ist die sinnreiche und verdienstliche Seite des Buchs.

Von dem Text des Amara-Kosha geht Hr. Wilson zu den Commentaren über. Er hat deren nicht weniger als zehn zu Rathe gezogen, dieselben, welche Hr. Colebrooke bei seiner Ausgabe gebraucht hatte, und in denselben handschriftlichen Exemplaren, die ihm der eben genannte Gelehrte zu diesem Zwecke übergab.

Alsdann zählt er achtzehn Original-Wörterbücher auf, die er fortwährend bei seiner Arbeit nachgeschlagen; er bemüht sich, ihr Zeitalter zu bestimmen, und giebt genaue Rechenschaft von ihrem Umfange und ihrer Beschaffenheit. Man sieht, dieß macht zusammen eine stattliche Lexicographie aus, es ist ungefähr alles, was sich herbeischaffen ließ. Vermuthlich sind aber in einer oder der andern Provinz des weitläuftigen Indiens noch Werke im Umlauf, welche bisher nicht zur Kenntniß der Engländer gelangten. Zuverläßig weiß man, daß ehemals weit mehrere vorhanden gewesen: denn im Medini-Kosha, dessen Abfassung zwischen die Jahre 1100 und 1400 fällt, werden als benutzte Auctoritäten vier und zwanzig Wörterbücher aufgeführt, wovon nur acht in Hrn. Wilsons Verzeichniß gehören. Diese Werke sind dort wahrscheinlich nach der Zeitfolge geordnet, und der Amara-Kosha nimmt erst die eilfte Stelle ein.

In den beiden Vorreden der Hrn. Colebrooke und Wilson sind die gründlichsten Nachrichten und die treffendsten Bemerkungen über die gesamte Lexicographie des Sanskrit niedergelegt, und es wäre zu wünschen, daß wir

von manchen andern Zweigen der Indischen Litteratur erst solche Uebersichten besäßen.

Da die sämtlichen Original-Vocabularien sich nur auf Substantive und Adjective beschränken, von den Zeitwörtern aber höchstens einige Participien anführen, die als Adjective gebraucht werden, so mußten nun, um ein vollständiges Wörterbuch zu Stande zu bringen, die Zeitwörter aus einer andern Quelle, nämlich den Verzeichnissen der Wurzeln, nachgeholt werden. Hier war schon viel vorgearbeitet, besonders in den Sprachlehren von Forster, Carey und Wilkins. Das Wurzel-Wörterbuch des letztgenannten, das schon im Jahre 1815 erschienen, und zunächst für die Schule zu Hayleybury bestimmt war, nunmehr aber auch im Buchhandel zu haben ist, scheint Hrn. Wilson nicht zugekommen zu sein. Colebrooke hat in seiner nicht beendigten Grammatik von den zehn Classen der Zeitwörter nur die erste zahlreichste durchgegangen; aber er hat sein vollständig ausgearbeitetes Verzeichniß der übrigen Wurzeln Hrn. Wilson mitgetheilt, welcher diese Arbeit vorzugsweise benutzt zu haben erklärt. So finden wir also den Namen jenes großen Sprachkenners, als eines wirksamen Theilhabers an der vorliegenden Unternehmung, überall wieder.

Die Bemühung, die Schreibung der Wörter überall richtig aufzufassen, nahm unter den Mühseligkeiten des Herausgebers keine geringe Stelle ein, wegen der in den Handschriften allgemein eingerissenen orthographischen Verwirrung. Nach einer freilich nur beschränkten Erfahrung sollte ich doch glauben, sie sey weit geringer in den Devanagari- als in den Bengali-Schriften. Hr. Wilson führt

ein paar in Bengalen gangbare Verse an, worin die Verwechselung gewisser Buchstaben, und die Setzung oder Weglassung der Punkte anusvâra und visarga für gleichgültig erklärt wird. Er ist weit entfernt, diese Verse als eine gültige Auctorität zu betrachten, und sieht darin vielmehr ein Geständniß des Unvermögens gehörig zu unterscheiden, ein Polster der Bequemlichkeit, da man, statt die Regeln zu ergründen, sich dabei beruhigte, die schriftliche Gestalt der Wörter nach einer verderbten Aussprache aufs Gerathewohl aufzufassen. In der That scheint jene Behauptung von einem tiefen Verfall der grammatischen Kenntniß des Sanskrit bei denen zu zeugen, welche sie aufgebracht haben: denn wenn man die Vergünstigung in ihrer ganzen Breite benutzte, so würde aus der gelehrtesten Sprache der Welt ein wahres Barbaren-Kauderwelsch werden. Das Indische Alphabet ist doppelt so stark wie das unsrige: es ist wohl augenscheinlich, daß in jener unbekannten Zeit, wo es seine letzte Vermehrung und Vollständigkeit erlangt, die Sprachlehrer recht geflissentlich die feinsten Schattirungen der Aussprache schriftlich aufgefaßt haben, theils um die musikalische Mannigfaltigkeit der Laute zu fördern, theils um dem Gebrechen der Homonymie auszuweichen. Wenn aber auch einige Unterscheidungen der künstlich wissenschaftlichen Ausbildung der Sprache ihren Ursprung verdanken, so dürfen wir dagegen dreist behaupten, daß die meisten in der Natur der Sache liegen; ja es läßt sich historisch darthun, daß diese Unterscheidungen schon in der frühesten Zeit Statt fanden, längst zuvor, ehe das Sanskrit in seiner classischen Gestalt sich entfaltet und festgestellt hatte. Die Verfälschung und Verflüchtigung der Aussprache ist in

neuern Zeiten entstanden: wenn man die von Griechen uns aufbewahrten Indischen Namen mit gehöriger Rücksicht auf die Beschaffenheit des Griechischen Alphabets sämtlich durchgeht, so wird sich ergeben, daß zur Zeit Alexanders des Großen noch keine Spur davon vorhanden war, und daß die damaligen Indier die schriftliche Bezeichnung der Wörter ganz genau hörbar machten. Einige Beispiele habe ich schon anderswo gegeben. Für uns Europäer, die wir das Sanskrit durchaus auf dem theoretischen Wege erlernen, denen dabei kein natürliches Gefühl zu Hülfe kommt, wie den Eingebohrnen des Landes, denen es, wiewohl keine eigentlich lebende, doch immer noch in gewissem Sinne eine Muttersprache ist; für uns, sage ich, sind alle grammatischen Unterscheidungen ohne Ausnahme wichtig. Aber nicht bloß für die Erlernung; auch für die künftig anzustellenden Sprachvergleichungen; wovon, da das Sanskrit nunmehr in die Reihe mit eintritt, die geschichtliche Forschung so große Aufklärungen zu erwarten hat.

Ueber die Gefahr der gröberen Verwechselungen, welche in den erwähnten Versen für gleichgültig ausgegeben werden, sind wir nun schon durch die kritische Genauigkeit der Englischen Grammatiker des Sanskrit hinaus. Es bleiben aber noch zwei feinere und nicht so leicht zu vermeidende Verwechselungen übrig, die des ब ba und व va, und dann des श und स, des palatalen und dentalen sa, auf die ich hier, eben in Bezug auf Sprachvergleichung etwas näher eingehen will.

Was das erste betrifft, so bietet sich in Europa ein ganz ähnliches Beispiel dar. Die Spanier können das b

und das v, durch die Aussprache eben so wenig unterscheiden als die heutigen Einwohner Bengalens. Hieraus war nun ein beständiges Schwanken in der Schreibung entstanden, welches so weit ging, daß einige Wörter auf viererlei Art geschrieben werden konnten *). Die Akademie zu Madrid wurde beauftragt, die Orthographie ein für allemal festzusetzen. Sie verfuhr dabei in andern Stücken unvermeidlich mit einer gewissen Willkühr; in diesem Punkte aber ganz richtig nach einem etymologischen Grundsatze, nämlich der Ableitung aus dem Lateinischen **). Hieraus ergab sich das erfreuliche Resultat, daß der Ausländer, dessen Gedächtniß an die Aehnlichkeit mit dem Lateinischen verwiesen ist, das Spanische nun aus Büchern, worin die Schreibung der Akademie befolgt wird, weit leichter erlernt, als aus den alten skoliographischen. Ja der unterrichtete Spanier selbst wird sich demnach von seiner Sprache besser Rechenschaft ablegen: denn die Romanischen Mundarten hängen noch so fest an ihrer Wurzel, daß sie ohne Beziehung auf das Latein nicht gründlich begriffen werden können.

*) Z. B. bayben, bayven, vayben, und vayven, *vicissitudo*. Die letzte Schreibung ist die einzige richtige: durch alle übrigen wird die sehr artige Ableitung des Wortes vom gehen und kommen verdunkelt.

**) In den Wörtern Gothischer Herkunft war weniger zu berichtigen, denn das anfangende w ist meistens in gu übergegangen, z. B. WERRA, *guerra*. Es blieb also nur das mit v vertauschte b übrig, wo die Akademie, vermuthlich ohne den Grund klar einzusehen, doch häufig das Rechte getroffen hat. Z. B. in banda, bando (ehemals vanda, vando) und allen damit zusammenhängenden Wörtern.

von manchen andern Zweigen der Indischen Litteratur erst solche Uebersichten besäßen.

Da die sämtlichen Original-Vocabularien sich nur auf Substantive und Adjective beschränken, von den Zeitwörtern aber höchstens einige Participien anführen, die als Adjective gebraucht werden, so mußten nun, um ein vollständiges Wörterbuch zu Stande zu bringen, die Zeitwörter aus einer andern Quelle, nämlich den Verzeichnissen der Wurzeln, nachgeholt werden. Hier war schon viel vorgearbeitet, besonders in den Sprachlehren von Forster, Carey und Wilkins. Das Wurzel-Wörterbuch des letztgenannten, das schon im Jahre 1815 erschienen, und zunächst für die Schule zu Hayleybury bestimmt war, nunmehr aber auch im Buchhandel zu haben ist, scheint Hrn. Wilson nicht zugekommen zu sein. Colebrooke hat in seiner nicht beendigten Grammatik von den zehn Classen der Zeitwörter nur die erste zahlreichste durchgegangen; aber er hat sein vollständig ausgearbeitetes Verzeichniß der übrigen Wurzeln Hrn. Wilson mitgetheilt, welcher diese Arbeit vorzugsweise benutzt zu haben erklärt. So finden wir also den Namen jenes großen Sprachkenners, als eines wirksamen Theilhabers an der vorliegenden Unternehmung, überall wieder.

Die Bemühung, die Schreibung der Wörter überall richtig aufzufassen, nahm unter den Mühseligkeiten des Herausgebers keine geringe Stelle ein, wegen der in den Handschriften allgemein eingerissenen orthographischen Verwirrung. Nach einer freilich nur beschränkten Erfahrung sollte ich doch glauben, sie sey weit geringer in den Devanagari- als in den Bengali-Schriften. Hr. Wilson führt

ein paar in Bengalen gangbare Verse an, worin die Verwechselung gewisser Buchstaben, und die Setzung oder Weglassung der Punkte anusvâra und visarga für gleichgültig erklärt wird. Er ist weit entfernt, diese Verse als eine gültige Auctorität zu betrachten, und sieht darin vielmehr ein Geständniß des Unvermögens gehörig zu unterscheiden, ein Polster der Bequemlichkeit, da man, statt die Regeln zu ergründen, sich dabei beruhigte, die schriftliche Gestalt der Wörter nach einer verderbten Aussprache aufs Gerathewohl aufzufassen. In der That scheint jene Behauptung von einem tiefen Verfall der grammatischen Kenntniß des Sanskrit bei denen zu zeugen, welche sie aufgebracht haben: denn wenn man die Vergünstigung in ihrer ganzen Breite benutzte, so würde aus der gelehrtesten Sprache der Welt ein wahres Barbaren-Kauderwelsch werden. Das Indische Alphabet ist doppelt so stark wie das unsrige: es ist wohl augenscheinlich, daß in jener unbekannten Zeit, wo es seine letzte Vermehrung und Vollständigkeit erlangt, die Sprachlehrer recht geflissentlich die feinsten Schattirungen der Aussprache schriftlich aufgefaßt haben, theils um die musikalische Mannigfaltigkeit der Laute zu fördern, theils um dem Gebrechen der Homonymie auszuweichen. Wenn aber auch einige Unterscheidungen der künstlich wissenschaftlichen Ausbildung der Sprache ihren Ursprung verdanken, so dürfen wir dagegen dreist behaupten, daß die meisten in der Natur der Sache liegen; ja es läßt sich historisch darthun, daß diese Unterscheidungen schon in der frühesten Zeit Statt fanden, längst zuvor, ehe das Sanskrit in seiner classischen Gestalt sich entfaltet und festgestellt hatte. Die Verfälschung und Verflüchtigung der Aussprache ist in

neuern Zeiten entstanden: wenn man die von Griechen uns aufbewahrten Indischen Namen mit gehöriger Rücksicht auf die Beschaffenheit des Griechischen Alphabets sämtlich durchgeht, so wird sich ergeben, daß zur Zeit Alexanders des Großen noch keine Spur davon vorhanden war, und daß die damaligen Indier die schriftliche Bezeichnung der Wörter ganz genau hörbar machten. Einige Beispiele habe ich schon anderswo gegeben. Für uns Europäer, die wir das Sanskrit durchaus auf dem theoretischen Wege erlernen, denen dabei kein natürliches Gefühl zu Hülfe kommt, wie den Eingebohrnen des Landes, denen es, wiewohl keine eigentlich lebende, doch immer noch in gewissem Sinne eine Muttersprache ist; für uns, sage ich, sind alle grammatischen Unterscheidungen ohne Ausnahme wichtig. Aber nicht bloß für die Erlernung; auch für die künftig anzustellenden Sprachvergleichungen; wovon, da das Sanskrit nunmehr in die Reihe mit eintritt, die geschichtliche Forschung so große Aufklärungen zu erwarten hat.

Ueber die Gefahr der gröberen Verwechselungen, welche in den erwähnten Versen für gleichgültig ausgegeben werden, sind wir nun schon durch die kritische Genauigkeit der Englischen Grammatiker des Sanskrit hinaus. Es bleiben aber noch zwei feinere und nicht so leicht zu vermeidende Verwechselungen übrig, die des ब ba und व va, und dann des श und स, des palatalen und dentalen sa, auf die ich hier, eben in Bezug auf Sprachvergleichung etwas näher eingehen will.

Was das erste betrifft, so bietet sich in Europa ein ganz ähnliches Beispiel dar. Die Spanier können das b

und das v, durch die Aussprache eben so wenig unterscheiden als die heutigen Einwohner Bengalens. Hieraus war nun ein beständiges Schwanken in der Schreibung entstanden, welches so weit ging, daß einige Wörter auf viererlei Art geschrieben werden konnten *). Die Akademie zu Madrid wurde beauftragt, die Orthographie ein für allemal festzusetzen. Sie verfuhr dabei in andern Stücken unvermeidlich mit einer gewissen Willkühr; in diesem Punkte aber ganz richtig nach einem etymologischen Grundsatze, nämlich der Ableitung aus dem Lateinischen **). Hieraus ergab sich das erfreuliche Resultat, daß der Ausländer, dessen Gedächtniß an die Aehnlichkeit mit dem Lateinischen verwiesen ist, das Spanische nun aus Büchern, worin die Schreibung der Akademie befolgt wird, weit leichter erlernt, als aus den alten skoliographischen. Ja der unterrichtete Spanier selbst wird sich demnach von seiner Sprache besser Rechenschaft ablegen: denn die Romanischen Mundarten hängen noch so fest an ihrer Wurzel, daß sie ohne Beziehung auf das Latein nicht gründlich begriffen werden können.

*) Z. B. bayben, bayven, vayben, und vayven, *vicissitudo*. Die letzte Schreibung ist die einzige richtige: durch alle übrigen wird die sehr artige Ableitung des Wortes vom gehen und kommen verdunkelt.

**) In den Wörtern Gothischer Herkunft war weniger zu berichtigen, denn das anfangende w ist meistens in gu übergegangen, z. B. WERRA, *guerra*. Es blieb also nur das mit v vertauschte b übrig, wo die Akademie, vermuthlich ohne den Grund klar einzusehen, doch häufig das Rechte getroffen hat. Z. B. in banda, bando (ehemals vanda, vando) und allen damit zusammenhängenden Wörtern.

Die Verwechselung des ba und va im Sanskrit greift noch tiefer ein. In der Gestalt sind die beiden Buchstaben einander sehr ähnlich, aber der vorschriftmäßige Laut, der schon durch die Stelle im Alphabet bestimmt wird, ist verschieden; sie gehören verschiedenen Ordnungen an: der erste ist ein labialer Consonant, der andere ein Halbvocal, der aus dem u entsteht, und wieder darein übergeht. Was würde man davon urtheilen, wenn ein Spanier im Lateinischen solbo, gabisus, abis u. s. w. statt solvo, gavisus, avis schriebe, weil es ja doch nach seiner Aussprache auf eins hinauslaufe? Der Uebergang zwischen jenen Formen und solutus, solüunt, (dreisylbig beim Horatius) gaudeo, auspicium, u. s. w. wäre dadurch gänzlich abgeschnitten. Eben so verhält es sich aber im Sanskrit, und zwar nicht in wenigen, sondern in unzähligen Fällen der Wortbildung und Umwandlung.

In den Fällen, wo es entsprechende Wörter im Lateinischen, Griechischen und den Altdeutschen Mundarten giebt, wird für uns durch die unrichtige Schreibung des Sanskrit meistens auch die etymologische Verwandtschaft verdunkelt werden. Denn das va steht fast immer da, wo im Lateinischen und Gothischen ein vau, und wo im Griechischen ein Digamma ausgefallen ist. Hier nur einige Beispiele: वमति vamati, VOMIT; वर्तते vartatê, VERTIT; वहति vahati, VEHIT; वेष्टित vêshtita, VESTITUS. Ein paarmal steht im Lateinischen der Consonant und Vocal neben einander, wo im Sanskrit bloß der Vocal: उल्वा ulvà, VULVA; उल्का ulkâ, Feuer, Flamme, ein Feuerbrand, ein feuriges Meteor, VULCANUS. Was das

Digamma betrifft, so ist dieß eine verwickelte Streitfrage, welche ausführlich mit möglichster Umsicht behandelt zu werden verdient. Jedoch wage ich hier vorläufig die Meinung zu äußern, daß die Annahme des Digamma bei diesem oder jenem Worte allerdings dadurch bestätigt werden kann, wenn zu der Analogie des Lateinischen noch die des Sanskrit und vielleicht des Gothischen hinzukommt, wie nicht selten der Fall ist.

Hr. Wilson hat auf die Unterscheidung des ba und va eine so große Sorgfalt gewendet, daß man sein Wörterbuch in den meisten Fällen als einen untrüglichen Führer wird betrachten können. Dieß ist um so willkommener, da gerade in diesem Stücke die von Bengalischen Gelehrten besorgten Ausgaben Indischer Schriften sehr fehlerhaft sind. Nur Ein Beispiel will ich anführen, wo er mir zu nachgiebig gegen seine einheimischen Wegweiser gewesen zu seyn scheint. Er führt die Partikel वा vâ, oder, auch unter der Rubrik bâ auf. Vâ ist der Bedeutung und dem Gebrauche nach das Lateinische ve; es wird eben so dem nachgesetzt, worauf es sich bezieht.

Das Sanskrit hat, wie das Hebräische, drei verschiedene Zischlaute: einen dentalen, das eigentliche Sigma; einen cerebralen und einen palatalen. Die beiden ersten werden nach gewissen Regeln mit einander vertauscht; über die Aussprache des dritten sind die Engländer nicht einig; sie bezeichnen ihn entweder durch sha oder durch sa mit einem Abzeichen. Grammatisch aber ist dieser Buchstabe ganz von dem dentalen sa getrennt. Ich füge hinzu, auch etymologisch. Denn das dentale sa findet sich gewöhnlich in den verwandten Wörtern des Lateinischen wieder; oft

auch des Griechischen, wo nicht ein Spiritus asper an die Stelle des ursprünglichen Sigma getreten ist. Mit dem palatalen sa hat es aber die eigne Bewandtniß, daß an dessen Stelle in den entsprechenden Griechischen und Lateinischen Wörtern ein Gutturalbuchstabe, meistens ein κ, ein c oder qu steht. z. B. दश dasa, δέκα, DECEM; शंख sankha, κόγχη, CONCHA; ददर्श dadarsa, δέδορκα; पशु pasu, PECUS, PECU; श्वन् svan, der Hund, im siebenten Casus शुनि suni, und auf ähnliche Art in andern obliquen Biegungen; शुनी suni, die Hündin: κύων, κύν-ὀς, CANIS; शतं satam, CENTUM, ἑκατὸν, vielleicht ursprünglich ἔν-κατον, dann Dorisch τρια-κάτιοι, u. s. w. *); विंशति vinsati, zwanzig; nach einer Dorischen Form FIKATI **), Lateinisch mit Einschiebung des Nasenlauts an einer andern Stelle, als wo er im Indischen steht, VIGINTI. Jedoch finden sich Ausnahmen: z. B. केश capillus, केशर kêsara, iuba, CAESARIES. Dieselbe Regel gilt auch vom Gothischen; nur daß, nach der Neigung der altdeutschen Mundarten zu den Hauchbuchstaben, nicht selten ein h an die Stelle tritt. z. B. श्वेत svêta, weiß; Gothisch: HVEITS ***).

*) In den Tab. Heracl. verschiedentlich.

**) S. Tab. Heracl. Hier wäre denn also auch ein Beispiel von der Uebereinstimmung der drei Sprachen in Bezug auf das Digamma, und zwar nicht ein hypothetisches, sondern ein geschichtliches, auf eine alte Inschrift gegründetes.

***) In dem Worte शश sasa, der Hase, ist derselbe Zisch-

Die Altpersische oder Medische Sprache hingegen scheint hierin dem Sanskrit ähnlich gewesen zu seyn, wenn sich anders aus einigen uns aufbewahrten Beispielen ein gültiger Schluß ziehen läßt. *)

Die Verwechselung des palatalen und dentalen Zischlautes greift nicht so weit um sich, und ist auch weniger bedenklich, als die des ba und des va. In manchen Wurzeln mag die Aussprache schon ursprünglich geschwankt haben, und also die Schreibung mit dem einen oder dem andern jener Buchstaben gleich zulässig seyn, was ich in Absicht auf ba und va allerdings bezweifeln möchte.

Was die Orthographie überhaupt betrifft, so verdient wohl die einfachste den Vorzug. Die nicht vorgeschriebene, sondern bloß freigelassene Verdoppelung von Consonanten,

laut das erstemal verändert, das andremal stehen geblieben. Es erhellet hieraus, daß die noch übliche Deutsche Form älter und ächter ist, als die Angelsächsische und Scandinavische hare.

*) Die so häufige Endung der Persischen Namen auf ασπης bedeutet bekanntermaßen dasselbe, was die Griechische eben so häufige auf ἵππος. Im Sanskrit अश्व asva, das Pferd. Σπάκα hieß ein Hund bei den Medern. Herodot. L. I, c. 110. τὴν γὰρ κύνα καλέουσι σπάκα Μῆδοι. Iustin L. I, c. 4. Nutrici *Spaco* postea nomen fuit, quia canem Persae sic vocant. Sanskrit: श्वन् svan, der Hund; in der Zusammensetzung श्वा svâ. Die angehängte Sylbe ka bildet auch im Sanskrit eine Art von Diminutiven mit dem Nebenbegriffe der Vertraulichkeit oder der Geringschätzung. Also σπάκα, ein Hündchen.

an Stellen, wo sie weder auf die Aussprache noch auf die Quantität Einfluß hat, wo sie nur den unangenehmen Anblick einer harten Anhäufung giebt, scheint mir nichts anders zu seyn als eine Pedanterei neuerer Indischer Gelehrten. Was wird damit gewonnen, wenn man सूर्य्य Sûryya statt सूर्य Sûrya die Sonne, schreibt? Der Schüler muß freilich wissen, daß auch jenes vorkommt, allein dieß lernt er schon aus der Grammatik. Die Genauigkeit der alphabetischen Anordnung machte allerdings in einem Wörterbuche die Verwandlung des Anusvara in den besondern Nasenlaut nothwendig, welchen der jedesmal unmittelbar folgende Buchstabe fodert; bei dem Abdruck eines Textes hingegen würde ich es bestimmt abrathen, weil es die Verknüpfung von Wörtern unvermeidlich macht, die grammatisch gänzlich getrennt sind. Die Verwandlung des Anusvara ist ohnehin aus den Bengali-Handschriften entlehnt; in der Devanagari-Schrift pflegt es seine Stelle zu behaupten.

Nachdem wir dem Verfasser in dem Gange seiner äußerst mühseligen und weitschichtigen Arbeit gefolgt sind, wollen wir einige Bemerkungen über das Geleistete vorlegen, woraus von selbst hervorgehen wird, was noch zu leisten übrig bleibt.

Es ist einleuchtend, daß die einheimischen Glossarien allerdings die erste Grundlage eines allgemeinen Wörterbuchs seyn mußten, und daß von dieser Seite der Plan ganz richtig gefaßt war. Man könnte hunderte, ja tausende von Werken verschiedenen Inhalts durchlesen, dichterische, philosophische, mathematische, juristische, medicinische, technische; Werke, die noch gar nicht in unserem

Bereich, oder höchstens in der Bibliothek der Ostindischen Handelsgesellschaft zu London befindlich sind; man könnte, sage ich, alle diese Werke durchlesen, ohne dennoch einen beträchtlichen Theil der in dem gedruckten Wörterbuche verzeichneten Wörter anzutreffen, weil die Verfasser jener Glossarien ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das seltene und schwierige richteten. Dann müßte man auch, wenn man sich geradezu an die Schriftsteller hielte, die Deutung durch den Zusammenhang selbst ausmitteln, wobei man oft in Verlegenheit gerathen möchte, wenn nicht etwa ein Commentar zu Hülfe kömmt; während dort die Auslegung erfoderlichen Falles gegeben ist. Endlich würde die Zuverlässigkeit der Lesearten weit größern Zweifeln unterworfen seyn, wiewohl Hr. Wilson auf seinem Wege hierin ebenfalls mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Das Sanskrit ist eine unermeßlich reiche Sprache, vorzüglich durch die Mannigfaltigkeit seiner Derivations-Formen, und durch die unbegränzte Fähigkeit der Zusammensetzung. Denn die Zahl der Wurzeln, von welcher doch ohne Ausnahme alles abgeleitet werden soll, ist nicht sehr groß; und die von den Grammatikern angegebene Summe wird sich, manchen wesentlichen Rücksichten zufolge, noch beträchtlich vermindern lassen. Diese Sprache hat aber die sonderbare Eigenschaft, daß sie viele, so zu sagen, schlummernde Reichthümer besitzt, welche nur bei seltenen Gelegenheiten zum Vorschein kommen. In Absicht auf Terminologie findet dieß zwar bei allen durchgearbeiteten Sprachen Statt: die einer besondern Wissenschaft oder Kunst gewidmeten Ausdrücke bilden in dem allgemeinen Sprach-

gebrauch eine engere Sphäre, in die man eintreten muß, um damit bekannt zu werden. Im Sanskrit geht die Sache weiter, und erstreckt sich bis auf die Zeitwörter, ja bis auf die Flexionen. Die Conjugation ist bei weitem nicht so gelehrt und mannigfaltig entwickelt als im Griechischen, und dennoch werden mehrere tempora und modi fast gar nicht gebraucht. Wiederum trifft man eine Menge Zeitwörter äußerst selten an, ihr Daseyn bewährt sich nur durch die davon abgeleiteten Benennungen, während andere unaufhörlich wiederkommen. In Hrn. Wilsons Wörterbuche sind die ruhenden Schätze der Sprache mit großer Sorgfalt aufgesammelt, aber es fehlt zuweilen an der gangbaren Münze des Sprachgebrauchs. Nach meiner bisherigen Erfahrung wage ich dreist zu behaupten, daß man schwerlich selbst das leichteste Buch durchlesen wird, ohne auf Wörter zu stoßen, welche in diesem Wörterbuche übergangen sind.

Freilich muß man sich, um in seinen Anfoderungen billig zu seyn, über die Gränzen der Lexicographie gehörig Rechenschaft ablegen. Wir kennen Sprachen, wie z. B. die Französische, die man nicht bloß für völlig fixirt, sondern auch für völlig abgeschlossen ausgiebt. Was nicht in den Schriftstellern aus dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vorkommt, wird behauptet, sey nicht Französisch, und das Prägen eines neuen Ausdrucks gilt für ein Verbrechen der beleidigten Akademie. Es ist vielleicht nützlich in einem Lande, wo bei der lebhaften Bewegung der Geister manches Unreife zum Vorschein kommt, dem natürlichen Hange zum Neologismus gewisse Hemmungen entgegen zu setzen. Aber die Anmaßung einer grammatischen Akademie,

die gesetzgebende Gewalt in der Sprache ausschließend zu besitzen, ist durchaus unzuläßig. Die Sprache ist die Angelegenheit der gesamten Nation. Die Akademiker sind nichts als ein permanenter Ausschuß von Registratoren des Sprachgebrauchs. Wenn die Beschlüsse der Primär-Versammlungen in großer Mehrheit übereinstimmend ausfallen, so müssen sie am Ende doch das neue Wort, wogegen sie sich lange aufgelehnt hatten, einregistriren, bei Strafe ein altfränkisches und unbrauchbares Wörterbuch ans Licht zu fördern; wie denn das bisherige der Französischen Akademie beides in einem unerwünschten Grade ist.

Es giebt dagegen andere Sprachen, welche anerkannter Maßen in einer lebendigen, stätig fortschreitenden Entwickelung begriffen sind. Dieß ist ein nicht genug zu preisender Vorzug, dessen besonders solche Sprachen theilhaftig sind, welche auf ihrer eignen Wurzel ruhn, und mit der entferntesten Vorzeit in einem organischen Zusammenhange stehn. In abgeleiteten Sprachen neueren Ursprungs, die zufällig oder gewaltsam aus dem Zusammenstoß, der Auflösung und Verfälschung älterer Sprachen entstanden sind, kann die Entwickelung allerdings eine Gränze erreichen, jenseits welcher sie in eine neue Verderbniß zurückfallen würde. Alsdann ist die Bereicherung nur noch durch Entlehnung möglich, nicht mehr durch innere Entfaltung: solche Sprachen leben gleichsam von einer einmal gethanen Erbschaft. Vorsichtsmaßregeln gegen etwanige Ausartung sind nicht zu tadeln: die Gefahr ist größer, weil dem Volke nicht jener etymologische Instinkt inwohnt, der nur da ein untrüglicher Führer ist, wo die ersten Keime noch lebendige Bestandtheile bleiben.

Der nächste und immer unerlaßliche Zweck der Rede ist, sich andern verständlich zu machen. Die Befugniß, immerfort durch Ableitung oder Zusammensetzung neue Ausdrücke zu schaffen, liegt darin, daß das neu geprägte aber sprachgemäß gebildete Wort in dem Augenblicke, wo es zum erstenmale ausgesprochen wird, dem in seiner Muttersprache bewanderten Hörer sogleich verständlich und einleuchtend ist.

Unter den lebenden Europäischen Sprachen rühmt sich vor allen die Deutsche dieser Befugniß, von der jedoch einige unsrer Schriftsteller zuweilen einen Misbrauch gemacht haben. Im Sanskrit ist vermöge seines ganzen Baues die Fähigkeit der Zusammensetzung gränzenlos, und das künstlichste und verwickeltste ist durch alten Gebrauch und durch Vorbilder aus den classischen Zeiten der Litteratur sanctionirt.

Das seiner Natur nach Unendliche läßt sich nicht vollständig aufzählen, das versteht sich. Wäre die Aufzählung aber auch möglich, so wäre sie überflüssig, wenn die zusammengesetzten Wörter von der Art sind, daß sie für jeden, der die Bestandtheile und die Regel der Zusammensetzung kennt, keiner weiteren Deutung bedürfen. Hr. Wilson hat daher vollkommen Recht, wenn er es für eine vergebliche Bemühung erklärt, den zügellosen Dichtern hierin bis an die Gränze ihrer Wagnisse folgen zu wollen. Man wird ein Deutsches Wörterbuch nicht unvollständig schelten, weil etwa die rebenumschattete Laube, oder der wolkenumgürtete Berg darin fehlt, wenn man auch keineswegs gesonnen ist, mit dem beschränkten Grammatiker Adelung so faßliche dichterische Beiwörter für unstatthaft auszugeben.

Es wird sich der Mühe verlohnen, künftig einmal das System der Zusammensetzung im Sanskrit, im Griechischen und im Deutschen genau zu vergleichen. Ueber die beiden letzten Sprachen hat Klopstock manche feine und geistreiche Bemerkung vorgetragen, wiewohl ich seinem Urtheile nicht immer beitreten kann, wo er der Deutschen Sprache den Vorzug eingeräumt wissen will. Das Sanskrit hat in diesem Stücke die größte Aehnlichkeit mit dem Griechischen, aber es hat auch seine, so viel mir bekannt ist, sonst beispiellosen Eigenthümlichkeiten.

Dahin gehören die collectiven Zusammensetzungen. Das charakteristische Merkmal einer wahrhaft grammatischen Zusammenfügung zur untheilbaren Einheit ist im Sanskrit dieses, daß ein declinables Wort in seinem nackten Zustande, ohne irgend ein Zeichen der Biegung einem andern vorgesetzt wird. Ein Merkmal, daß um so weniger trügen kann, da die Indischen Grammatiker nicht wie die Griechischen und Lateinischen irriger Weise thun, den Nominativ für das Wort an sich nehmen, sondern ihn schon für eine Modification anerkennen. Nun ist es erlaubt, wenn von mehreren Sachen oder Personen dasselbe ausgesagt wird, die einzelnen Namen an einander zu reihen, und nur den letzten zu decliniren; wenn deren zwei sind, im Dual, wenn mehrere, im Plural; und das darauf bezogene Zeitwort hiemit in Uebereinstimmung zu bringen. Es leuchtet von selbst ein, daß dergleichen Zusammensetzungen, die, so zu sagen, nur eine augenblickliche Gültigkeit haben, in einem Wörterbuch des Sanskrit keine Stelle finden dürfen.

Eine andere Classe von Zusammensetzungen könnte

man die *energische* nennen, wo nämlich das biegungslos vorangesetzte Wort in einem solchen Verhältniß zu dem zweiten Bestandtheile steht, welches, wenn die Zusammenfügung nicht Statt fände, durch einen der obliquen Fälle ausgedrückt werden müßte. Auch von solchen Zusammensetzungen lassen sich die Möglichkeiten nicht erschöpfen, und sie sind meistentheils entbehrlich, wie ich es oben an einigen Deutschen Beispielen bemerkte.

Im Sanskrit wird nicht selten die collective Zusammensetzung mit der energischen verbunden: es wird nämlich eine Reihe aufgestellt, deren Glieder sämtlich zu dem letzten bindenden Begriffe in dem gleichen Verhältniß gedacht werden. Dieß hat eine große Gewalt und Anschaulichkeit: wir haben gesehen, *) wie die Dichter durch ein einziges Beiwort das Gewühl der wilden Thiere des Waldes, oder die Fülle mannigfaltiger Vegetation schildern. Die Auflösung ist leicht, der Lexicograph hat hiemit nichts zu schaffen.

Eine *qualitative* Zusammensetzung mag es heißen, wenn der zweite Bestandtheil ein Substantiv, der erste ein bestimmendes Beiwort ist; das Ganze nun aber, auch ohne Hülfe einer Ableitungssylbe, zu einem dreigeschlechtigen Adjective umgestempelt wird. Dergleichen Zusammensetzungen sind im Griechischen und selbst im Lateinischen sehr häufig, (z. B. magnanimus, grandaevus, u. s. w. und in Wörterbüchern beider Sprachen verlangen wir alles dieser Art, was der Sprachgebrauch des bessern Zeitalters billigt, aufgezeichnet zu sehen. Im Sanskrit ist dieß nicht

*) S. 116.

zu leisten, theils weil die Litteratur uns immer unübersehlich bleiben dürfte, theils weil die Freiheit, alles nur irgend schickliche in dieser Art zu versuchen, von jeher unbeschränkt geblieben zu seyn scheint.

Ich komme endlich auf die Zusammensetzungen mit indeclinabeln Partikeln, wobei noch die Adverbien von den eigentlichen Präpositionen zu unterscheiden sind. Jene sind entweder trennbar, oder untrennbar; zu diesen letztern gehören das verneinende अ a oder अन् an, सु su, (das Griechische εὐ) दुर् dur oder दुष् dusch, das Griechische δυς. Vollständigkeit ist hiebei ebenfalls nicht zu fodern. Aber freilich, und dieß gilt von allen durchgegangnen Arten der Zusammensetzung, die Auslassung kann nur dann gestattet werden, wenn das Wort keine speciellere Bedeutung hat, als die, welche in den Bestandtheilen liegt. Solche im voraus nicht zu errathende Bedeutungen sind aber im Sanskrit unendlich häufig, und es bewährt sich eben dadurch als eine ehemals lebende Volkssprache, wiewohl man fälschlich behauptet hat, es sey von jeher nur die Sprache der Gelehrten gewesen. Gelehrte können wohl ein System zifferartiger Bezeichnungen und logischer Formeln ersinnen, aber sie können nicht den lebendigen Hauch der Rede schaffen, welcher die Einbildungskraft und das Gefühl mächtig ergreift. Niemals kann die Anschauung durch den Begriff, das Individuelle durch das Allgemeine erschöpft werden. Die Sprache ist wohl in ihrem Ursprung ein Echo der empfangenen Eindrücke, aber bei fortgehender Entwickelung wird sie zum Theil ein Werkzeug des Verstandes. Und wie brächte es der Mensch dahin, mit einem solchen Werkzeuge alle Gegenstände der

Sinnenwelt charakteristisch zu benennen, sie durch das magische Wort gleichsam in Gedanken herbeizuzaubern, anders als durch ein freies Machtgebot, daß die anschaulichen, aber dem Verstande unergründlichen Dinge so oder so heißen sollen? In allen solchen Fällen muß also zuvörderst die Thatsache der Bedeutung, vielleicht eine sehr alte Thatsache, rein aufgefaßt werden: hinterdrein mag man sehen, ob sie sich noch gegenwärtig erklären läßt.

Die Präpositionen bezeichnen ursprünglich Verhältnisse im Raume, werden aber bildlich auf Verhältnisse jeder Art, auch die geistigsten, übertragen. In allen jenen synthetischen Sprachen, die sich durch Einerleiheit mancher Grundbestandtheile und Aehnlichkeit des Baues, als zu Einem Geschlechte gehörig, beurkunden, spielen sie eine große Rolle; und zwar im Griechischen und Lateinischen auf doppelte Weise: abgesondert, die Substantive regierend; und in der Zusammensetzung mit Zeitwörtern und andern davon abgeleiteten Wortgattungen. Die erste Art des Gebrauchs fällt im Sanskrit weg, weil die Declination zur Andeutung aller Richtungen der Substantive gegen einander und gegen das Zeitwort hinreicht; desto ausgedehnter und wichtiger ist die zweite. Die Deutsche Sprache steht hier in der Mitte: wir haben wie die Griechen und Römer trennbare, zu diesem zwiefachen Gebrauche taugliche Präpositionen; und wie das Sanskrit untrennbare Vorsatzsylben, in denen ursprüngliche nur durch die Aussprache verkürzte Präpositionen nicht zu verkennen sind. Im Ganzen genommen, sind diese Urwörter in den sämtlichen verwandten Sprachen dieselben, und zur Verwunderung wenig durch Jahrtausende in den Lauten umgewandelt; in der

einen fehlt dieses, in der andern jenes, aber kaum wird irgend eines, ohne etwas entsprechendes in einer der übrigen ganz vereinzelt dastehen.

Die Verbindung der Präpositionen mit den Zeitwörtern und ihrem Derivativ-Gefolge ist oft wahrhaft dynamisch. Wie bei der chemischen Durchdringung der Substanzen neue Kräfte sich unerwartet kund geben, so erwächst hier ein untheilbarer eigenthümlicher Begriff. Je mehr man das zarte Gewebe dieser Sprachen zergliedert, desto mehr geräth man in Erstaunen, daß sich mit so wenigen Wörtlein so unendlich viel hat ausrichten lassen.

Wir sind es gewohnt, in unsern Wörterbüchern nicht nur die einfachen, sondern auch die mit Präpositionen zusammengesetzten Zeitwörter in der alphabetischen Reihe mit aufgeführt zu sehen. Indessen hat Stephanus in seinem Thesaurus die zusammengesetzten Zeitwörter den einfachen beigeordnet. Diese Methode ist wissenschaftlicher, weil dabei alle Modificationen, welche der Grundbegriff erleidet, mit Einem Blicke überschaut werden; wogegen sich nur einwenden läßt, daß ein alphabetisches Wörterbuch eine Sache der Bequemlichkeit ist; und daß, wenn man den gesamten Vorrath einer Sprache nach einem wissenschaftlichen Princip ordnen wollte, eine ganz andere Form gewählt werden müßte. Stephanus ging noch weiter: er fügte auch die abgeleiteten Wörter anderer Classen den Zeitwörtern bei, und unternahm es, an die Spitze jeder Wortfamilie ein einfaches Grundwort zu stellen. Aber was hat er nicht alles für einfache Grundwörter oder Wurzeln gelten lassen! Um ein solches Vorhaben durchzuführen,

müßte die innere Etymologie der griechischen Sprache ganz anders erforscht seyn, als bis jetzt geschehen ist, und doch wird es nur theilweise gelingen können.

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier einiges über die Beschaffenheit der Indischen Wurzel-Verzeichnisse bemerken. Die Wurzeln stimmen mit keiner einzelner Flexion des Zeitwortes überein, sie sind aber die Grundlage, woraus alle Flexionen nach einer Regel abgeleitet werden. Am besten lassen sie sich wohl mit den einsylbigen Imperativen der Lateiner: i, da, sta, dic, duc, fer, vergleichen, und wirklich sind die drei ersten eben so wohl Sanskrit-Wurzeln, als Lateinische. Dieser nackten Wurzel nun werden indicatorische Buchstaben beigefügt, anubandha genannt; welche dem, welcher ihre Bedeutung und die Gesetze der Conjugation vollkommen inne hat, alle näheren Bestimmungen an die Hand geben. Hierauf folgt die Definition, und zwar vermittelst eines einzigen Substantivs im siebenten Casus, den wi durch in ausdrücken. Nur wenn die Wurzel entschieden vieldeutig ist, werden mehrere Substantive auf dieselbe Weise an einander gereihet. Dieser Laconismus macht einen seltsamen Contrast mit dem Wortschwall unserer Wörterbücher, aber, wie mich dünkt, nicht zum Nachtheil der Indischen Grammatiker. Man kann ihre kurzen Andeutungen nicht genug erwägen, wenn man in den Geist der Sprache eindringen will. Zuweilen ist das Substantiv von dem Zeitworte selbst abgeleitet, dann scheint sich die Erklärung freilich im Kreise herum zu drehen: aber sie haben andeuten wollen, daß die einfache Grundanschauung sich nicht weiter zergliedern lasse,

und daß kein anders woher entlehntes Synonym ihr vollkommen entsprechen würde. In diesen Definitionen kommen dieselben Wörter häufig wieder; der allgemeine Begriff der Bewegung, गतौ gatau, im Gange, zweihundert und dreißigmal, wobei ich noch die Wurzeln ausgeschlossen habe, denen eine zweite Bedeutung beigefügt ist. Nicht viel weniger häufig wird die Erklärung शब्दे sabdê seyn, im Schalle, von allem Hörbaren ohne nähere Bestimmung.

Wenn aus wenigen Elementen eine mannigfaltig organisirte Welt sich gestalten soll, so müssen sie freilich von schwebender, vielfach bestimmbarer Art seyn; gewissermaßen neutral, bis sie durch Wechselberührung sich polarisiren.

Wir haben bereits zwei Verzeichnisse der Wurzeln des Sanskrit in einer Englischen Bearbeitung: das von Carey seiner Grammatik angehängte, und das von Wilkins besonders herausgegebene. Carey giebt sein Original nicht namentlich an, nach den Citationen bei Wilkins ist es das Kavi-kalpa-druma (*figurarum poëticarum arbor*) von dem berühmten Grammatiker Vopadevas. Wilkins ist dem Dhâtu-manjari (*elementorum palmes*) gefolgt, dessen Namen er auch an die Spitze gestellt hat. Beide haben die Definition in der Ursprache, und die indicatorischen Buchstaben beibehalten; aber jene mit einer Englischen Uebersetzung begleitet, diese von den Wurzeln abgelöst, womit die Indischen Grammatiker sie nach Regeln der Euphonie verknüpfen. Wilkins giebt noch überdieß die Classe der Conjugation an, zu der das Zeitwort gehört, eine Bestimmung, die freilich schon in den indicatorischen Buchstaben liegt; ferner setzt er die dritte Person des Präsens,

die erste der Indischen Grammatiker, daneben; oft auch eine Redensart, woraus der Gebrauch der Zeitwörter näher erkannt wird. Dieß sind erwünschte Bereicherungen; in der Anordnung aber würde ich dem Wurzel-Wörterbuche von Carey den Vorzug geben. Er ist hierbei seinem Original gefolgt: alle auf denselben Buchstaben, sey es ein Vocal oder Consonant, ausgehenden Wurzeln sind zusammengestellt, und demnächst nach den Anfangs-Buchstaben alphabetisch geordnet. Wilkins hingegen fand in seinem Originale nur eine Eintheilung nach den zehn Classen, sonst keine alphabetische Anordnung vor; er wählte die Anfangs-Buchstaben zur ersten Regel, demnächst die alphabetische Folge der schließenden. Viele Analogien der Conjugation beruhen jedoch auf den End-Buchstaben; man wird in Carey's Wörterbuche fast immer die Wurzeln, welche in der That nur Variationen einer einzigen sind, beisammen finden; für den Sprachforscher ist es ungemein wichtig, das Gleichartige auf einmal zu übersehn, insbesondere die auf denselbigen Vocal ausgehenden Wurzeln. Carey hat die wahrhaft einsylbigen Wurzeln auch so geschrieben, wenn sie auf einen oder zwei Consonanten ausgehen, mit dem Zeichen der Apokope. Wilkins ist hingegen der Sitte der Indischen Grammatiker gefolgt, welche zur Milderung der Aussprache dem Schlußconsonanten sein kurzes a lassen, die Wurzeln also zweisylbig schreiben. Es giebt aber Wurzeln, denen das kurze a wirklich einverleibt ist, und die folglich zwei- oder mehrsylbig sind. Diese Unterscheidung ist von einer nicht geringen Wichtigkeit, denn alle in ihrer absoluten Form nicht einsylbigen Zeitwörter sind meines Erachtens keine ächten Wurzeln, sondern abgeleitet. Ich werde diesen Satz ge-

hörigen Orts beweisen, ja ich unternehme es, von einigen dieser Zeitwörter die Ableitung unwidersprechlich darzulegen. *) Ich gebe noch ein anderes Kennzeichen an: alle Zeitwörter, die bloß nach der zehnten Conjugation flectirt werden, sind keine ächten Wurzeln; denn diese Conjugation ist eigentlich nichts anders als die caussative Form. Bei Carey findet man die meisten unächten Wurzeln unter der Rubrik des kurzen a beisammen. Einige andere mehrsylbige scheinen aus einer unregelmäßigen Reduplication entstanden zu seyn. Den Indischen Grammatikern wollen wir keinen Vorwurf daraus machen, daß sie alles, was sich nicht nach bekannten Gesetzen ableiten läßt, für einen Grundbestandtheil der Sprache erklären. Es ist das entgegengesetzte Aeußerste von Lenneps Verfahren, der das Griechische auf fünf, aus einem einzigen Vocal bestehende Wurzeln zurückführen wollte. Für den historischen Sprachforscher wird die Wahl nicht zweifelhaft seyn.

Hr. Wilson hat nun die Wurzeln ohne Rücksicht auf die Schlußbuchstaben alphabetisch zwischen die übrigen Gattungen von Wörtern eingefügt. Wenn man demnach die in dem ganzen Wörterbuche zerstreueten Wurzeln zusammen

*) Z. B. RAD. कथ Katha. Class. X. कथयति kathayati, *narrat*. कथा kathâ, *narratio*. Diese Wörter sind abgeleitet von dem Adverbium कथं Katham, *quomodo*? welches wiederum aus dem interrogativen Pronomen mit Hülfe einer bekannten, hier nur etwas veränderten Ableitungssylbe gebildet ist. Vgl. Wilkins Gramm. §. 845. Dieß giebt nun eine sehr artige Deutung: erzählen heißt das Wie eines Ereignisses darlegen.

stellte, so würde wieder eine andre Anordnung hervorgehn, als in den beiden bisherigen Verzeichnissen. Er hat die Definition in der Ursprache weggelassen, die ich aus den oben angeführten Gründen ungern vermisse; die indicatorischen Buchstaben zum Theil, aber nicht vollständig beigefügt. Unter andern läßt er immer das ta weg, welches andeutet, daß das kurze a der zweiten Sylbe ein wahrer Bestandtheil ist, was um so weniger entbehrt werden konnte, da er die wahrhaft einsylbigen Wurzeln ebenfalls zweisylbig schreibt. Dagegen bestimmt er die Conjugation, und giebt die dritte Person des Präsens. Die vornehmste Bereicherung besteht aber in den Anmerkungen über die verschiedenen Bedeutungen, welche das Zeitwort in Verbindung mit der oder jener Präposition annimmt. Jedoch ist hier eine gewisse Ungleichheit zu spüren: einige Artikel sind reichhaltig, andere Wurzeln, die nicht weniger mannigfaltig bedeutsame Zusammensetzungen mit Präpositionen bilden, sind leer ausgegangen. Diese Ungleichheit ist zwar sehr unbequem, aber wohl zu entschuldigen, denn hier war so gut wie gar nichts vorgearbeitet. Die zusammengesetzten Zeitwörter können nur durch eine sehr ausgebreitete Belesenheit in den classischen Schriften der Indier vollständig aufgestellt werden; es müssen Parallel-Stellen in großer Anzahl gesammelt werden, um die Bedeutung ganz genau auszumitteln; und auf diese unermeßliche Arbeit konnte sich Hr. Wilson nicht einlassen, ohne die Ausführung seines Unternehmens noch weit hinaus zu schieben. Die von den Zeitwörtern abgeleiteten Substantive und Adjective mit Präpositionen sind weit zahlreicher aufgeführt, und hiedurch könnte man sich einigermaßen helfen. Aber auch in diesem Stücke ist bei weitem keine Voll-

ständigkeit erreicht; ich habe sehr wesentliche Auslassungen bemerkt, und es ist mir eigentlich unbegreiflich, wie in so vielen excerpirten Original-Vocabularien so einfache Wörter wie अपाय apâya, der Unfall, und अनुष्ठान anushthana, die Befolgung oder Nachfolge, haben übergangen werden können.

Das wird man Hrn. Wilson gerne zugeben, daß die Indischen Dichter des kunstreichen und zuweilen überkünstlichen Zeitalters die Präpositionen übermäßig und willkührlich häufen, aber nur wenn die Zahl über zwei hinaus geht, möchte behauptet werden dürfen, daß die Bedeutung weiter keine Veränderung erleide. Auch im Griechischen ist die zweite vorangesetzte Präposition oft sehr wichtig; im Sanskrit nicht weniger, nur haben wir die feineren Bestimmungen noch nicht genugsam ergründet.

Sollte einmal eine erweiterte lexicographische Arbeit unternommen werden, wobei Hrn. Wilsons Wörterbuch immer die Grundlage wird bleiben müssen, so würde ich vorschlagen, die Zeitwörter in einem abgesonderten Theile des Werks, aber mit weit größerer Ausführlichkeit als bis jetzt geschehen ist, abzuhandeln. Zuvörderst die Wurzeln nach der Anordnung des Vopadevas mit den üblichen Beifügungen, dann nicht bloß die dritte Person des Präsens, sondern alle anomalen, schwierigen, überhaupt die entscheidenden Umwandlungen, aus denen mit gehöriger Anwendung der Regel das übrige Paradigma sich von selbst ergiebt. Hierauf das Gefolge der abgeleiteten Formen: die Caussative, die Desiderative, und Frequentative, (Inchoative kennt das Sanskrit nicht) die in der Regel von jedem Zeitwort gebildet werden können. Endlich müßten die üblichen Zusam-

mensetzungen mit Präpositionen, auch mit einigen Adverbien, aufgezählt, erklärt, und wo es nöthig, mit Beweisstellen belegt werden. Ein solches Wurzel-Wörterbuch würde unter andern den Vortheil schaffen, daß die Grammatik, wo jetzt der Abschnitt von der Conjugation, wegen der vielen unentbehrlichen Beispiele, so weitläufig ausfällt, weit kürzer gefaßt werden könnte. Die Absonderung der Zeitwörter empfehle ich zwar mit besonderer Hinsicht auf die Beschaffenheit des Sanskrit; doch würde sich vielleicht manches unerwartet nützliche und neue daraus ergeben, wenn man den Versuch auch einmal mit dem Griechischen und Lateinischen anstellte.

Da die Zeitwörter im Sanskrit nicht nur am Schluß, sondern auch in der Mitte und zu Anfange oft seltsame Veränderungen erleiden, worin die Wurzel schwer zu erkennen ist, so würde ein alphabetisches Verzeichniß der befremdlichsten Umwandlungen, nach Art des ehemahls so beliebten Schrevelius eingerichtet, den Anfängern Erleichterung schaffen. Doch weiß ich nicht, ob man auf die Anfänger sonderlich Rücksicht zu nehmen hat; denn es ist niemanden zu rathen, sich auf das Studium des Sanskrit einzulassen, der nicht ein entschiedenes Sprachtalent besitzt, und seine Kräfte schon an andern gelehrten Sprachen geübt hat.

Was die Substantive und Abjective betrifft, so ist die Bereicherung, welche Hr. Wilson aus seinen Quellen geschöpft hat, so stark, daß die Zahl der von ihm gesammelten Wörter, mit Ausschließung der Wurzeln, die im Amara-Kosha enthaltenen um mehr als die Hälfte übersteigt; das Verhältniß wird beinahe seyn, wie zwei zu

fünf. In einem der zahlreichsten Buchstaben, dem क *Ka*, das क्ष *Ksha*, mit einbegriffen, giebt der Amâra-Kosha 1074 Artikel, das neue Wörterbuch 2441.

Da ein gelehrter Freund mir die Besorgniß erregt hatte, es sey demungeachtet manches schon im Amara-Kosha befindliche übergangen, so habe ich den Inhalt einiger Buchstaben verglichen, und gefunden, daß der Auslassungen nur wenige, und diese zum Theil nur scheinbar sind, indem sich entweder wirklich Versehen in das Register des Amara-Kosha eingeschlichen haben, oder das Wort in Wilsons Wörterbuche unter einer andern Rubrik steht. Zuweilen hat jedoch Hr. Wilson die von Colebrooke in den Anmerkungen beigebrachten Wörter oder Wortformen, und die dem Texte selbst eingefügten zur Erklärung dienenden Wörter ausgelassen, ich weiß nicht aus welchem Grunde. So fehlt z. B. in dem Wörterbuche das Adverbium उपरि upari, über, welches uns wegen der Uebereinstimmung mit ὑπὲρ, super, dem Gothischen UFAR, u. s. w. in allen Zweigen des Deutschen Stammes, so ungemein merkwürdig seyn muß. Es findet sich bloß das gleichbedeutende उपरिष्टात् uparishtat, aber ohne alle Nachweisung über dessen Ableitung von jenem. Auch Wilkins hat in seinem Verzeichniß der indeclinabeln Wörter उपरि upari übergangen, wiewohl es häufig in dieser einfachen Form vorkommt. *) Einige Male ist in Wilsons Wörterbuche die alphabetische Anordnung nicht genau beobachtet, als ob der Herausgeber die erst nach weiter vorgerücktem Druck bemerkten Auslassungen hätte nachholen wollen.

*) Nal. Cap. 1, Sl. 2.

Die meisten Artikel sind mit zweckmäßiger Kürze abgefaßt: ein oder ein paar Buchstaben geben das Geschlecht oder die Geschlechter an; die Endung des Nominativs die Declination; dann folgt die Englische Erklärung, zuletzt in der gedrängtesten Bezeichnungsweise die Etymologie. In vielen ausführlichen Artikeln hat aber Hr. Wilson große Gelehrsamkeit an den Tag gelegt. Bei den sehr zahlreichen Pflanzennamen ist die wissenschaftliche Lateinische Benennung beigefügt. Hierin war schon Colebrooke vorangegangen. Es wird ungemein nützlich seyn, wenn die Reihe an die medicinischen Bücher der Indier kommt, übersetzt zu werden. Nur ist zu beklagen, daß die über Indien erscheinenden botanischen Werke dem fortschreitenden Sprachstudium nicht von ihrer Seite entgegen kommen. In dem HORTUS MALABARICUS hat man schon vor beinahe anderthalb Jahrhunderten den guten Willen gehabt, die Sanskritnamen der Pflanzen mit in Kupfer stechen zu lassen; da man aber damals der Sprache, ja selbst der Schrift noch nicht Meister war, so sind sie natürlicher Weise sehr entstellt. *) In dem herrlichen Werke von Roxburgh sind die Sanskrit-Namen weggelassen; oder wenn einmal einer in dem erklärenden Texte vorkommt, so ist er nach der hoffnungslosen Skoliographie der Eng-

*) Die einheimischen Gelehrten aus dem südlichen Indien, welche man zu Rathe zog, scheinen oft provinzielle Benennungen statt der classischen Namen angegeben zu haben; diese sind mehr hingekritzelt als geschrieben, die Angabe des Lautes mit Lateinischen Buchstaben im Texte stimmt oft nicht mit der auf den Kupfertafeln, und diese wiederum nicht mit der Devanagari-Schrift, so fern sie lesbar ist, zusammen.

länder geschrieben, so daß nichts damit anzufangen ist. Die Deutung dieser oft so sprechenden Namen wird dem Botaniker nicht gleichgültig seyn; auf der andern Seite ist es dem Leser der Indischen Dichter sehr willkommen, von den Erscheinungen der Pflanzenwelt, die sie preisend erwähnen, ein anschauliches Bild mit Sicherheit auffinden zu können. In der Poesie geben sich die Indier als vortreffliche Beobachter der Thierwelt nach ihren Sitten kund, aber die Arten und Unterarten der vierfüßigen Thiere, der Vögel, der Amphibien, und Insecten scheinen die Brahmanen bei weitem nicht so genau unterschieden zu haben, wie die Pflanzen. Mitten in der Fülle mannigfaltiger und tugendreicher Vegetation, welche in Indien so manchen Ersatz für die untersagte oder beschränkte animalische Nahrung darbietet, hatten sie an der Diätetik und materia medica einen starken Antrieb zur Pflanzenkunde, der bei der Thierwelt größtentheils wegfiel. Ueberfluß an Thiernamen ist freilich vorhanden, aber es sind meistens Synonyme für ganze Gattungen und Geschlechter, denen eine gewisse volksmäßige Unbestimmtheit anklebt; alsdann kann die Erklärung auch nicht anders ausfallen.

Indessen sieht man zuweilen im Amara-Kosha die Absicht, Arten zu unterscheiden, wo wir bei Wilson wie bei Colebrooke auch nur eine unbestimmte Angabe (z. B. a sort of deer,) finden. Ein so bekannter und auffallender Vogel wie der Truthahn, den ich in Indischen Bronzen meisterlich charakterisirt gesehn habe, wird doch im Sanskrit keinen eigenthümlichen Namen haben? Allein in dem Abschnitte des Amara-Kosha, wo er stehn sollte, weiß ich ihn nicht zu finden; er müßte denn unter den vier Namen stecken,

welche Colebrooke,*) und nach ihm Wilson, bloß allgemein durch a gallinaceous fowl übersetzen.

Aeusserst verdienstlich sind die mythologischen, historischen, geographischen, und astronomischen Artikel: unstreitig das gründlichste, was man über diese Gegenstände bis jetzt zu Rathe ziehn kann. Es findet sich hier sogar überflüssiges, denn wir laufen eben nicht Gefahr, in den Schriften Brahmanischer Lehre die Heiligen und Apostel der Jaina's erwähnt zu finden. Aber einige Verfasser von Vocabularien gehörten dieser Secte an, und bei ihnen fand sie Hr. Wilson angemerkt. Man hat meistens die eigenen Namen von den Wörterbüchern ausgeschlossen, und zwar mit vollem Rechte. Denn oft sind sie ausgemacht fremd; oft ist ihre Herkunft wenigstens zweifelhaft, wie bei vielen Griechischen Götternamen; endlich, wenn sie wirklich einheimisch sind, so pflegen sie nicht selten einer früheren Epoche anzugehören, wo die Sprache eine ganz andere Gestalt hatte. Vollständige und wahrhaft kritische Onomastica würden daher der geschichtlichen Sprachforschung die größten Dienste leisten. Alle eigenen Namen sind ursprünglich Appellative; sie hören auf es zu seyn, wenn ihre Bedeutung sich verdunkelt, weil entweder die Bestandtheile woraus sie zusammengesetzt, oder die Derivativ-Formen, vermöge deren sie gebildet worden, veraltet sind. Im Sanskrit verhält sich die Sache anders: die Namen der Indier, nicht nur die menschlichen und die geographischen, sondern auch die der Götter, sind, mit äusserst wenigen Ausnahmen, wahre Appellative geblieben, deren etymologische Deutung ganz leicht und unzweifelhaft gewiß

*) Am. Co. p. 122. lin. 1.

ist. Hr. Wilson bemerkt mit Recht, daß Mythologie das Grundgewebe der Indischen Poesie ausmache, und folglich bei Lesung der Dichter ein mythologisches Wörterbuch ganz unentbehrlich sey. Vielleicht wäre es jedoch besser gewesen, das Onomasticon mit seinen historischen Erläuterungen von dem allgemeinen Wörterbuche abzusondern. Zuverlässig aber wirkt es verwirrend, daß Hr. Wilson, wenn dasselbe Wort als appellativ und als eigner Name vorkommt, beides in Eine Rubrik zusammenwirft.

Dieß führt mich auf einen Mangel des vorliegenden Wörterbuchs, den ich schon früher in diesen Blättern gerügt habe, nemlich die Behandlung der vieldeutigen Wörter. Die Vieldeutigkeit ist geeignet, wenn man aus der Ferne davon erzählen hört, die logische Tauglichkeit einer Sprache in üblen Ruf zu bringen: sie befremdet uns an Sprachen, die wir erst unvollkommen kennen gelernt haben; sind sie uns aber geläufig geworden, so werden wir die Vieldeutigkeit kaum noch gewahr, und glauben, es müsse nur so seyn. Wenn wir überall die ursprüngliche Grundbedeutung genau wüßten, die ganze Stufenfolge mit allen vielleicht ausgefallenen Zwischengliedern und Vermittelungen übersähen, so würde sich in den meisten Fällen jene so abschreckende Vieldeutigkeit in bloßen Schein auflösen. Alles kommt auf die Anordnung an. Wenn man aussagt, dasselbe Wort bezeichne im Griechischen einen violetten halb durchsichtigen Edelstein, demnächst auch einen Menschen der nicht berauscht werden kann, so klingt es freilich sehr befremdlich. Kehrt man es aber um, so bedarf es nur der Notiz, daß man jenem Steine die Kraft zugeschrieben, vor der Trunkenheit zu schützen, um die Sache ganz natürlich zu finden. Wenn man

in einem Wörterbuche der Englischen Sprache den Artikel Fox folgendergestalt abgefaßt fände:

Fox. 1) Ein berühmter Staatsmann und Redner im Parlamente.
2) Ein schlauer und in Verstellungskünsten geübter Mensch.
3) Ein kleines vierfüßiges Raubthier.

so dürfte man nur von unten auf lesen, um alles in seine Ordnung zu rücken, und in der zweiten Bedeutung eine natürliche Uebertragung, in der ersten eine Zufälligkeit zu erkennen.

Hr. Wilson scheint gar keine methodische Anordnung der Bedeutungen bezweckt zu haben, sondern hiebei ohne weiteres den Original-Glossarien gefolgt zu seyn. In diesen ist aber die Anordnung wegen des metrischen Zwanges immer zufällig, oft sogar der natürlichen gerade entgegengesetzt, weil die Verfasser ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Ungewöhnliche und Seltene richteten, den gemeinen Sprachgebrauch hingegen als bekannt voraussetzten. Daher kommt es dann, daß sie die eigentliche Grundbedeutung gleichsam nur beiläufig am Schlusse nachholen. Denen, welche mit Hülfe des vorliegenden Wörterbuchs das Sanskrit erlernen, weiß ich keinen bessern Rath zu geben, als folgenden. Man sehe bei vieldeutigen Wörtern zuvörderst nach, ob sie nicht auch als dreigeschlechtige, d. h. als Adjective vorkommen: unter dieser Nummer wird man fast unfehlbar die ursprüngliche und wesentliche Bedeutung angezeichnet finden; und äußerst selten sind die Adjective als solche vieldeutig. Vielleicht ist es noch zu früh, in der Indischen Sprache die psychologische Ablei-

tung der Bedeutungen aus einander überall durchführen zu wollen. Oft läßt sie sich freilich schon jetzt mit vollkommner Klarheit einsehn: in andern Fällen dürfte es uns aber an mythologischen oder philosophischen Vermittlungs-Begriffen fehlen, oder auch an solchen, welche sich aus der Beobachtung einer uns fremden Natur entwickelt haben. Viele der kühneren Uebertragungen sind ohne Zweifel von den Dichtern ausgegangen, und es ist nicht zu läugnen, daß sich dabei zuweilen eine sonderbare Eigenthümlichkeit, ja eine grillenhafte Wendung der Einbildungskraft offenbart. Wir werden daher mit Indien selbst und seiner Litteratur viel vertrauter geworden seyn müssen, ehe sich unternehmen läßt, von allem Rechenschaft abzulegen.

Wenn uns hiebei in dem ersten Wörterbuche einer kaum bekannt gewordenen Sprache der Mangel an Methode auffällt, so dürfen wir, um billig zu urtheilen, nicht vergessen, wie sehr unsre gesamte Lexicographie noch im argen liegt. Wie viel fehlt daran, daß selbst in solchen Sprachen, welche seit Jahrhunderten Gegenstand einer philologischen Bearbeitung gewesen sind, die Verkettung der Begriffe gehörig ergründet wäre! Denn es ist nicht damit abgethan, die Begriffe nach einer leiblichen Ordnung zu beziffern, sondern es entstehn auf verschiedenen Stufen neue Verzweigungen, und in verwickelten Fällen läßt sich die Sache nur unter der Form eines Stammbaumes anschaulich darlegen. Bisher ist aber gewöhnlich der Sprachgebrauch tiefsinniger und folgerechter gewesen, als seine Ausleger. Für das Griechische und Lateinische ist wohl von deutschen Lexicographen hierin am meisten geleistet worden. Von dem DICTIONNAIRE der Französischen Academie mag ich nicht reden; die Litaney von:

Il signifie aussi, und ähnlichen Redensarten, will darin oft gar kein Ende nehmen; und wenn die Verfasser hier und da einmal versuchen, die Bedeutungen aus einander abzuleiten, so stellen sie nicht selten die wahre und natürliche Ordnung auf den Kopf. Dies konnte nicht anders seyn, weil es ihnen ganz an etymologischer Einsicht fehlte, und weil sie, unbekümmert um die Geschichte der Sprache, nur den eben geltenden Gebrauch zu Rathe zogen. Ich weiß nicht, ob von der neuen Ausgabe dieses Wörterbuchs, woran seit vielen Jahren gearbeitet wird, hierin eine große Verbesserung zu hoffen ist, da, wie mir der vormalige Secretär der Akademie billigend versicherte, jede etymologische Erörterung von dem Plane wiederum ausgeschlossen bleibt.

Es wäre meines Erachtens schon viel damit gewonnen gewesen, wenn Hr. Wilson die Rubriken nur mehr gesondert hätte. Indessen dazu war er durch den Vorgang der Indischen Grammatiker berechtigt, das Dreigeschlechtige und die besondern Bestimmungen als Substantiv in diesem oder jenem Geschlecht wie ein einziges Wort zu betrachten. So bald jenes an die Spitze der Rubrik gesetzt wird, möchte sich in vielen Fällen die richtige Anordnung der Bedeutungen beinahe von selbst einstellen. Ein paarmal sind aber indeclinable Partikeln mit declinabeln Wörtern in dieselbe Rubrik zusammen geworfen, was sich schwerlich rechtfertigen läßt. So die Interjection ह *ha*, mit einem gleichlautenden Substantiv; auf ähnliche Weise ist die wichtige Präposition वि *vi*, versteckt, die ich daher lange vergeblich gesucht habe. Wer würde in einem Deutschen Wörterbuche die disjunctive Partikel oder unter der Rubrik des Flusses Oder suchen? Auch findet dort nur ein falscher Schein der

Homonymie Statt: denn der Gleichlaut tritt bloß zwischen dem indeclinabeln Wort und dem nackten Zustande des declinabeln ein, welches nicht anders als mit einer Casus-Endung versehen vorkommt.

Gegen die Behandlung der Präpositionen möchte ich überhaupt manches einwenden. Hr. Wilson ist dabei den Indischen Grammatikern gefolgt, welche die in der Composition dadurch bewirkten Bestimmungen durch abstracte Begriffe andeuten. Sie konnten nicht anders, weil sie niemals aus dem Kreise ihrer eignen Sprache herausgehn. Wir haben aber das Hülfsmittel der Vergleichung mit andern Sprachen, besonders mit der Griechischen und Lateinischen, welches hier um so schicklicher angebracht werden konnte, da viele Präpositionen in den drei Sprachen eben sowohl dem Wesen als dem Laut nach übereinstimmen. So ist das Indische दुर् *dur*, oder दुष् *dush*, ganz genau das Griechische δυς. Keine Umschreibung wird die Bedeutung der Präposition प्र *pra*, so genau ausdrücken als die Vergleichungen mit πρὸ, pro und prae. Bei der Präposition वि *vi* hat Hr. Wilson dieses Mittel zu Hülfe gerufen. Er sagt: „It generally corresponds with the *English* adjuncts, *a*, *ex*, *de*, *dis*, *in*, *un* etc; and is frequently an expletive.“ Das letzte soll wohl heißen, daß es zuweilen vorgesetzt wird, ohne den Begriff wesentlich zu verändern. Allein der Ausdruck ist nicht ganz richtig, denn unter einer particula expletiva verstehn wir ein abgesondertes Wort, und auf solche Weise steht *vi* niemals. Es zeigt sich hier, wie wenig eine so bunte Mischsprache wie das Englische, dazu geeignet ist, für die Grundbestandtheile einer ursprünglichen und gelehrten Sprache Aequiva-

lente zu liefern. Die sämtlichen hier aufgeführten Vorsatz-Sylben, bis auf die letzte, sind ja nicht Englische, sondern Lateinische. Ferner tritt eine Zweideutigkeit ein: a soll für ab gelten; aber in vielen dem Englischen einverleibten Lateinischen Wörtern wird auch ad durch ein bloßes a geschrieben, z. B. ascribe, ascend, für adscribere, adscendere. Das Misverständniß würde noch schlimmer werden, wenn man das Beiwort Englisch eigentlich nähme, denn es giebt eine wahrhaft Englische, daß heißt Angelsächsische Vorsatz-Partikel a, (in along, aloof, aloft,) welche etwas ganz anders bedeutet. Endlich scheint mir weder ab, noch ex, noch das verneinende in, denn dieses meint Hr. Wilson, dem Indischen vi ganz genau zu entsprechen. Sowohl etymologisch, als nach der Bedeutung läßt es sich mit dem Lateinischen ve in vecors, vesanus u. s. w. vergleichen; da dieses aber nur ausnahmsweise im Gebrauche geblieben ist, so würde ich es am liebsten durch die üblichen Vorsatz-Partikeln dis und se erklären, die den Umfang jener Indischen so ziemlich erschöpfen möchten.

Auch über die untrennbaren Präpositionen नि ni, und निर् nir, scheint Hr. Wilson nicht ganz im klaren zu seyn. Zwar übersetzt er beide in den ihnen besonders gewidmeten Artikeln richtig durch Englische Präpositionen. Aber in dem etymologischen Anhange zu den damit zusammengesetzten Wörtern erklärt er oft निर् nir, durch nicht, und dann soll es in andern Fällen wieder affirmativ seyn. Dagegen legt er dem नि ni, meistens eine bejahende Bedeutung bei, zuweilen aber nimmt er es ebenfalls als negativ. Wenn dem so wäre, so müßte in der

Sprache daraus eine große Verwirrung entstehn, oder eine der beiden Partikeln wäre wenigstens überflüssig. Allein sie stehn sich gerade gegenüber, und geben durchgängig den Begriffen, denen sie beigefügt werden, eine entgegengesetzte Bestimmung. Es ist daher zuverlässig ein Irrthum, wenn Hr. Wilson नियन्त्रित *niyantrita*, durch unrestrained, unchecked, selfwilled, übersetzt, ganz gleichlautend mit dem entgegengesetzten निर्यन्त्रण *niryantrana*. Es sollte dort vielmehr heißen: restrained, checked, dependant. Folgender Vers des Hitopadesa *) beweist dieß unwiderleglich.

अन्यदुच्छृंखलं सत्वमन्यत् शास्त्रनियंत्रितं ।

Anyad uchchhrinkhalam satvam anyat sâstraniyantritam.

Alia effrenata est indoles, alia praeceptis sacris coërcita.

Denn sowohl die Entgegenstellung der Begriffe, als die Zusammensetzung, worin das letzte Wort vorkommt, läßt keinen andern Sinn zu. Die beiden Partikeln nir und ni entsprechen ganz genau, jene dem ἐξ, ex, diese dem ἐν, in, (der Präposition) im Griechischen und Lateinischen, nur daß sie immer untrennbar sind. Die beiden allgemeinen Begriffe, wodurch im Amara-Kosha die doppelte Bestimmung angegeben wird: निश्चयनिषेधयोः nischaya-nishêdhayoh, würde ich übersetzen: Hervorhebung und Ausschließung. Wenn Hr. Wilson nir eine affirmative Partikel nennt, so beruft er sich

*) Londoner Ausgabe S. 88, Z. 2.

ohne Zweifel auf das erste Wort. Allerdings bedeutet es oft Gewißheit, Ueberzeugung, Entschluß, aber nur durch Uebertragung; und die Bildung des Wortes mit der Partikel nir, ist selbst ein Beweis meiner Behauptung, denn es heißt eigentlich electio, von चि *chi*, colligere.

Wenn bei einem vieldeutigen Worte die Grundbedeutung ausgelassen ist, so muß es vollends räthselhaft werden. Dieß ist der Fall in folgendem Artikel:

अव्यय (avyaya) *mn.* An indeclinable word, a particle. — *m.* A name of Vishnu. — *mfn.* economical, parsimonious.

Niemand möchte wohl im Stande seyn, nach dieser Angabe einen Zusammenhang zwischen den drei Bedeutungen auszumitteln, wiewohl die Sache, sobald man den Schlüssel hat, ganz einfach und natürlich ist. Als Adjectiv, gebildet durch das verneinende a aus dem Substantiv व्यय vyaya, Abgang, Verlust, Wegschwinden, bedeutet das Wort zuvörderst unvergänglich, unwandelbar. In diesem Sinne kommt es vor in den so gebräuchlichen Redensarten, womit man sich nach dem beständigen Wohlseyn des Andern erkundigt *). Nun ist es klar, wie es zugleich ein Beiname der Gottheit seyn kann, und ein grammatischer Kunstausdruck für Wörter, die keine Umwandlung erleiden. Nach einer besondern Bestimmung heißt व्यय vyaya, auch Aufwand, Ausgabe von Geld u. s. w.; daher das verneinende Adjectiv,

*) Ramay. Lib. 1, Sect. II., Sl. 28. Nal. Cap. II., Sl. 15.

activ genommen, nicht verschwenderisch, haushälterisch heißt.

Hr. Wilson erklärt nach Colebrooke कुलस्त्री kulastrî, bloß durch a chaste woman. Eigentlich aber und vermöge der Zusammensetzung heißt es doch: eine Frau von edlem Geschlecht. Jene Uebertragung ist wichtig für die Sittengeschichte: je höher der Rang, je strenger die Grundsätze der Ehre. Daß aber die Frauen von edler Geburt diese Grundsätze nicht immer beobachten, und zuweilen das Aergerniß geben, sich zum zweitenmale zu vermählen, darüber werden ja ausdrückliche Klagen geführt *).

Gewöhnlich bemerkt es Hr. Wilson sorgfältig, wenn ein Wort in der Biegung anomal oder defectiv ist. Bei den Adjectiven अन्योन्य anyônya und परस्पर paraspara, einander, wechselseitig, hat er jedoch den Nominativ ohne eine solche Bemerkung aufgeführt, welcher, wie ich glaube, niemals vorkommen kann. Dieß sind unächte Zusammensetzungen, gebildet aus der Wiederholung desselben Wortes, und zwar dergestalt, daß es das erstemal mit der Endung des Nominativs versehen ist, wodurch ein obliquer Casus der Wiederholung regiert werden soll. Das auf ganz ähnliche Weise gebildete Griechische Wort ἀλλήλων hat ja auch keinen Nominativ; und wie dieses keinen Singular zuläßt, so werden jene schwerlich im Plural gebraucht.

Ich komme endlich auf den etymologischen Theil des Wörterbuchs. Der Schüler, welchem es bloß darum zu thun ist, Hülfe bei der Lesung der Bücher zu finden, hätte diesen allenfalls entbehren können, für den historischen und

*) Hitopadesa, p. 27 lin. 6.

philosophischen Sprachforscher aber ist es eine sehr schätzbare und willkommene Zugabe. Ueber die Führer, welchen er dabei gefolgt ist, erklärt sich Hr. Wilson folgendermaßen:

„Die bisher angeführten Commentare des Amara-„Kosha stimmen darin überein, daß sie die Ableitungen der „Wörter den Aphorismen des Panini gemäß geben; die „folgenden haben andere Systeme angenommen.

„In der originalen Compilation des Wörterbuchs, da „sie unter der Leitung und durch die Bemühungen Benga-„lischer Gelehrten zu Stande gebracht wurde, war das gram-„matische System des Vopadevas befolgt worden. Weil „dieses jedoch neueren Ursprungs und von beschränkter An-„wendung ist, so schien es rathsam, es fahren zu lassen, „und mit der weit allgemeiner verbreiteten Methode des „Panini zu vertauschen. Es gehörte folgl ich mit zu meiner „Aufgabe, die sämtlichen Etymologien nach dieser umzuschrei-„ben. Um das zu bewerkstelligen, besonders bei den im „Amara-Kosha enthaltenen Wörtern, waren die älteren „Commentatoren meine vornehmsten Führer; namentlich habe „ich in solchen Fällen den Commentar des Ramasrama „zu Rathe gezogen. Die etymologische Zergliederung vieler „der übrigen Wörter beruht auf der Auctorität des „Siddhânta-Caumudî, und der Rest ist durch meine „Pandits und mich selbst ergänzt worden, dem in Pa-„nini's Aphorismen dargelegten Systeme gemäß, so weit „unsre Bekanntschaft damit es erlaubte."

Ich wünschte wohl, Herr Wilson hätte sich näher hierauf eingelassen, und entwickelt, worin denn eigentlich der Unterschied zwischen Panini's Systeme und den neueren bestehe. Ob etwa bloß in der technischen Bezeichnungsweise

der Ableitungsformen? Oder ob die letzteren in zweifelhaften Fällen (denn bei den meisten Wörtern kann hierüber kein Streit Statt finden) zu andern Wurzeln, als dem wirklichen oder vermeinten Grundbestandtheil, ihre Zuflucht nehmen? Zuweilen werden zwei bis drei verschiedene Etymologien neben einander gestellt: wenn sich diese, auf gleich gültige Weise, aus den Vorschriften des Panini ableiten lassen, so scheint es wohl, daß sein System sich mehr auf die grammatischen Gesetze der Sprachbildung, als auf den darüber hinaus liegenden hypothetischen Theil der Etymologie bezog.

Uebrigens ist es auf jeden Fall erwünscht, daß uns die älteste und originalste Methode der Ableitung mitgetheilt worden ist. In welches Zeitalter haben wir den Panini zu setzen, möchte ich fragen? Hr. Colebrooke hat sehr gründlich und lichtvoll von ihm gehandelt *), aber keine Zeitbestimmung versucht. Er steht an der Spitze der drei heilig gesprochenen Grammatiker, (Panini, Katyayana und Patanjali,) welche auf höhere Eingebung geschrieben haben sollen. Es ist dieß, beiläufig gesagt, ein schöner Zug der Indischen Religion, daß sie auch der strengen Wissenschaft einen so ausgezeichneten Platz im Heiligthume einräumt. Die Sage gesellt den Panini den göttlichen Weisen einer wundervollen und gesegneten Vorwelt bei. Wiewohl auf mythologische Angaben keine Chronologie zu gründen ist, so dürfen wir ihn doch wohl beträchtlich über die Aera Samvat hinaussetzen, da schon ein Bruder des Königs Vikramadityas

*) Colebr. Sanscr. Grammar. *Preface* pag. VI. sqq. As. Res. Vol. VII. pag. 202 sqq.

den ersten Commentar über die Aphorismen des Panini in Verse gebracht hat.

Für den Inhalt der etymologischen Artikel ist Hr. Wilson, wie sich nach dem obigen versteht, gar nicht verantwortlich: ihm gehört nur die Abfassung, und über diese habe ich folgende allgemeine Bemerkungen zu machen.

Es war zweckmäßig, und besonders der Kürze vortheilhaft, sich hiebei der Kunstsprache der Indischen Grammatiker zu bedienen. Nur den einzigen Fall möchte ich ausnehmen, wo ein Wort in der That bloß als die gesetzmäßige Biegung eines andern zu betrachten ist. Dieß ist z. B. der Fall bei so vielen Participien, die als Adjective gebraucht werden. Hier hätte die Europäische Kunstsprache ohne alles Bedenken und mit gleicher Kürze an die Stelle der einheimischen treten mögen.

Die Methode der technischen Formeln, deren sich die Indischen Grammatiker bedienen, ist im allgemeinen bekannt. Die Buchstaben oder Sylben, welche dazu dienen ein abgeleitetes Wort zu bilden, sind mit quiescirenden Buchstaben eingefaßt, wodurch meistens die Regel der Anfügung angedeutet wird. Zuweilen aber ist die wahre Endung ganz ausgelassen, und das sogenannte Affixum ist eine bloße willkührlich festgesetzte Chiffer. Die Zahl der Affixen ist sehr groß, und sie sind nothwendiger Weise unter verschiedene Abschnitte der Sprachlehre vertheilt. In der gangbarsten Grammatik, der von Wilkins, sind gewöhnlich nur die wahren Derivations-Formen angegeben, die technischen Bezeichnungen aber weggelassen. Es dürfte wenige Europäische Kenner des Sanskrit geben, welche die letzten sämtlich ihrem Gedächtnisse eingeprägt hätten,

wenn ihnen auch die Derivations-Formen selbst geläufig sind. Ein alphabetisches Verzeichniß der Affixe, nebst einer Erklärung der quiescirenden Buchstaben, würde wenig Raum eingenommen, und eine große Bequemlichkeit verschafft haben; während jetzt viele etymologische Artikel auch solchen Schülern, die praktisch ziemlich gut in der Grammatik bewandert sind, vollkommen räthselhaft bleiben müssen.

Bei der Uebersetzung der Wurzeln der abgeleiteten, und der Bestandtheile der zusammengesetzten Wörter, kommen häufig Bedeutungen vor, welche in den besondern Rubriken der Wurzeln und der einfachen Wörter fehlen. Diese Bedeutungen sind entweder wirklich im Gebrauch: so sollten sie an ihrer eigentlichen Stelle nicht übergangen seyn; oder sie sind nur zum Behuf der Etymologie ersonnen, wie es zuweilen den Schein hat: so hätte dieß bemerkt werden müssen. Ja ich habe in den etymologischen Artikeln Wörter angeführt gefunden, welche in dem Wörterbuche ganz und gar ausgelassen sind. Andremale sind sie auf eine Weise geschrieben, welche von der Form abweicht, worunter das Wort als ein unabhängiges und für sich bestehendes aufgeführt wird.

Ich vermeide hier die allzutrockne und für die meisten meiner Leser unersprießliche Aufzählung von Einzelheiten: ich mache mich aber anheischig, erfoderlichen Falls für die obigen Behauptungen Beispiele in nicht unbeträchtlicher Menge zu liefern.

Ich habe in dieser Zeitschrift schon verschiedentlich Gelegenheit gehabt, *) von den etymologischen Grundsätzen der

*) S. 14, 279 und 280.

Indischen Grammatiker im allgemeinen zu sprechen. Wir kannten bisher ihre Verfahrungsweise aus einer Menge Beispiele in den Sprachlehren; aber die ganze Masse ihrer Etymologien hatte man noch niemals so beisammen gesehen, wie in dem gegenwärtigen Wörterbuch. Einige näher eingehende Bemerkungen werden also hier nicht am unrechten Orte stehn.

Dieses ganze System der Wortableitung ist weder historisch noch speculativ, sondern durchaus grammatisch. Wie hätte man wohl den Gedanken fassen können, auch nur irgend ein kleiner Theil von der heiligen Sprache des bevorrechteten Volkes sey aus den verachteten Mundarten der Barbaren (Mlêchha's) entlehnt? Das Sanskrit hat in der That großen Anspruch auf den Ruhm der Reinheit; und in den Jahrhunderten oder Jahrtausenden, welche seit der Einwanderung des Volkes in seine heutigen Wohnsitze bis auf die Feststellung der Sprache verflossen, mag das Land zwischen dem Indus und Ganges leicht von fremden Einflüssen ganz abgesondert gewesen seyn. Aber sind alle vier erblichen Stände der Brahmanischen Gesetzgebung aus demselben Geblüt entsprungen? Für den untersten Stand läßt sich dies wenigstens bezweifeln, und der Indische Name für Caste, वर्ण varna, Farbe, begünstiget diesen Zweifel. Bis auf den heutigen Tag giebt es halbwilde Berg- und Jägervölker in Indien; schon in den ältesten Gedichten werden solche erwähnt, und der göttliche Held Ramas schließt sogar Freundschaft mit dem Könige der Nishader (Nishâda) oder Chandala's. Sollte aus den Sprachen dieser Ureinwohner sich gar nichts dem Sanskrit eingemischt haben? Hr. Kosegarten hat in seiner einsichtsvollen Anzeige des

Wilsonschen Wörterbuchs (Jenaische Allg. Lit. Zeitung 1821. Nr. 127.) zwei oder drei Wörter eines spätern ausländischen Ursprungs verdächtig gemacht. In so wenigen Fällen kann die Aehnlichkeit leicht zufällig seyn; aber die Sache ist wegen der daraus zu ziehenden geschichtlichen Folgerungen so wichtig, daß sie eine eigene Erörterung verdient.

Das Sanskrit heißt die Sprache der Götter, und soll in seiner vollendeten Gestalt auf einmal offenbart worden seyn. Der abweichende und in manchen Stücken veraltete Sprachgebrauch der Veda's wäre hiegegen eine Einwendung: aber dazu ist eben der Glaube gut, daß man dergleichen nicht achte. Das Wunder bedarf und gestattet keine Erklärung aus natürlichen Ursachen. Der Begriff, daß ihre Sprache in irgend einer Vorzeit einmal anders gestaltet und weniger entwickelt gewesen, ist daher den Indischen Grammatikern völlig fremd. Dieß beschränkt ihre Ansicht, aber es gereicht ihnen auch zum Vortheil: denn es sichert sie vor willkührlichen Hypothesen. Welcher Misbrauch ist in der Etymologie mit der Lehre von der Onomatopöe getrieben worden! In der Indischen Sprache wie in allen edleren, giebt es wenige offenbar durch Nachahmung des Lautes gebildete Wörter; (ich rede hier nicht von der feineren Symbolik, vermöge deren die Buchstaben als freie Wirkungen menschlicher Organe, die geistige Handlung des Begriffs zu bezeichnen dienen) aber auch in solchen Fällen, z. B. bei den Namen einiger Vögelgattungen, (vgl. S. 238.) musikalischer Instrumente, u. s. w., wird die Onomatopöe von den einheimischen Etymologen nicht anerkannt, sondern sie suchen irgend eine andere Ableitung.

Die Grundbestandtheile, und die Formen der Entwickelung, die Wurzeln und die Affixe haben sie mit der größten Genauigkeit, ja ich möchte sagen, mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit aufgefaßt und unterschieden; aber sie nehmen beide für eine gegebene Thatsache, über welche hinaus zu klügeln ihnen gar nicht einfällt. Ungeachtet dieses Vorbehalts und dieser Enthaltsamkeit haben sie aber dennoch den willkührlichen Hypothesen nicht entgehen können; und sie geben uns durch ihr Beispiel den Beweis, daß, wer von allen Wörtern einer Sprache (hier noch die einfachen Zeitwörter ausgenommen) Rechenschaft zu geben unternimmt, wer niemals antworten will: „Ich weiß es nicht," unvermeidlich viele falsche, ja verkehrte und lächerliche Ableitungen vorbringen muß.

Zuverläßig ist in keiner Sprache die Lehre von der Wortbildung mit größerer Sorgfalt behandelt worden als im Sanskrit. Auch ist die Fülle regelmäßiger Entfaltung sehr groß; indessen bleibt immer ein irrationaler Theil übrig, wiewohl ein verhältnißmäßig kleinerer als in andern Sprachen In den meisten Fällen ist daher die Etymologie überflüssig, weil sie sich, unter Voraussetzung der Grammatik, von selbst versteht; in den übrigen dürfte sie gewöhnlich unbefriedigend bleiben.

Die Ableitungsformen sind von dreifacher Art. Einige, von durchgängiger Anwendbarkeit, lassen sich immerfort auch solchen Wörtern anfügen, bei welchen sie vielleicht noch niemals gebraucht worden. Andern gehört eine analogisch gebildete Wortreihe an, welche zu vermehren aber der Sprachgebrauch nicht erlaubt. Die dritten endlich sind ganz unregelmäßig: das sind die Unâdi-Affixe. Die Wörter, die

unter dem letzten Abschnitte zusammen geworfen werden, sind jedoch wieder in zwei Classen zu theilen: solche, deren Endung anomal, die Wurzel hingegen ausgemacht gewiß ist; und die weit zahlreicheren, deren Wurzel, vermöge des Gleichlautes, ohne irgend einen Zusammenhang mit der Bedeutung, ja oft im schneidendsten Widerspruch damit, angegeben wird. Hier fängt das etymologische Herumtappen schon im Gebiete der Grammatik an. Zuweilen muß sogar auf Aehnlichkeit des Lautes zwischen dem abzuleitenden Worte und der angeblichen Wurzel Verzicht geleistet werden, und hiermit fällt der letzte Schatten der Zuläßigkeit von Etymologien weg, welche den Verstand und die Einbildungskraft in gleichem Grade empören.

Indessen mit manchen Wörtern und Classen von Wörtern, welche wohl immer allen Versuchen einer genetischen Zergliederung widerspänstig bleiben möchten, ist es den Etymologen andrer Sprachen eben nicht besser gelungen. Die Indischen Grammatiker aber haben, wie mich dünkt, zuweilen auch die Auflösung ziemlich leichter Probleme verfehlt, und das nahe vor Augen liegende übersehn.

Die Adjective und einige Fürwörter werden im Sanskrit regelmäßig gesteigert durch Anfügung der Endungen तर् tara, und तम tama. Daneben giebt es ferner eine Anzahl von Comparativen und Superlativen an ईयस् îyas und इष्ठ ishtha, gerade wie im Griechischen auf ιων und ιστος, mit fehlendem oder anomal verändertem Positiv.

Außerdem nehmen aber auch einige, zum Theil indeclinable Wörter eine abgekürzte Form der Steigerung an, bloß mit den Endsylben र ra und म ma. Zuweilen

sind beide Stufen der Steigerung im Gebrauch, andremale nur eine von beiden.

	COMPARATIVUS.	SUPERLATIVUS.
अधस् adhas. ADV.	अधर adhara.	अधम adhama.
infra.	inferior.	infimus.
अव ava. PRAEP.	अवर avara.	अवम avama.
de.	deterior.	deterrimus.
अप apa. PRAEP.	अपर apara.	
ἀπὸ, ab.	ulterior, diversus, alius.	
उप upa. PRAEP.		उपम upama.
iuxta, prope *).		proximus, similis, par.
पर para. ADJ.		परम parama.
egregius.		summus.
मध्य madhya. ADJ.		मध्यम madhyama.
medius.		medioximus.
चर chara. SUBST.		चरम charama.
assecla.		postremus.

Diese so auffallende Analogie nun wird von den einheimischen Grammatikern nicht anerkannt, und sie sind daher, wie man es in dem Wörterbuche sehen kann, auf die seltsamsten Etymologien verfallen. So pflegt es immer zu gehen, wenn man über die Wortbildung nicht im kla-

*) Ich gebe hier nur die Bedeütung an, welche sich zunächst auf den Begriff der Steigerung bezieht; denn im Ganzen stimmt diese Präposition mit dem Griechischen ὑπὸ überein.

ren ist, und daher die Ableitungsformen mit zu den Grundbestandtheilen rechnet.

Es giebt eine Anzahl von Adverbien, welche ein Zeitverhältniß zu dem gegenwärtigen Tage ausdrücken, und sämtlich gleichlautend endigen: पूर्वेद्युस् purvêdyus, *pridie;* अपरेद्युस् aparêdyus, *perendie*; u. s. w. Diese sollen nun durch ein Affixum एद्युस् êdyus, gebildet seyn. Aber dieß Affixum ist eine leere Einbildung, und der Grundirrthum dabei ist, daß man diese Wörter als bloß abgeleitete und nicht als zusammengesetzte betrachtet hat. द्यु dyu heißt der Tag; der Diphthonge gehört zu dem ersten Bestandtheil, und ist die siebente Casus-Endung, wobei dann der Begriff des Tages noch einmal gedacht, (wie in der Redensart: postridie huius diei) oder angenommen werden muß, daß die Adverbial-Endung des zweiten Wortes an die Stelle eben dieses Casus getreten ist. Die doppelte Form परेद्युस् parêdyus und परेद्यवि parêdyavi, *postridie*, wiewohl ebenfalls anomal, bestätigt die letzte Annahme. Daß die in diesen Zusammensetzungen gebrauchten Beiwörter der Pronominal-Declination folgen, worin der siebente Casus anders lautet, scheint mir hiegegen kein gültiger Einwurf zu seyn. Entweder fand dieß noch nicht Statt, als obige Wörter gebildet wurden, oder die gewöhnliche Form der Declination wurde der Kürze und Bequemlichkeit wegen vorgezogen.

Bei der grammatischen Etymologie kommt man am Ende auf einen Punkt, wo sie nothwendig in die historische übergehen muß. Die Etymologen anderer Sprachen, welche in vielen Fällen einen veralteten Sprachgebrauch

wirklich nachweisen können, sind in einer günstigeren Lage als die Indischen, welche einen solchen Sprachgebrauch geschichtlich nicht kennen, und ihn niemals voraussetzen wollen.

Ich glaube dargethan zu haben, daß nicht nur der exegetische Theil des Wörterbuchs, sondern auch der etymologische noch Raum genug für Ergänzungen und Berichtigungen übrig läßt. Aber eine vermehrte und verbesserte Ausgabe wird nur nach langen Vorarbeiten unternommen werden können, und die vereinigten Kräfte mehrerer Gelehrten fodern, während Hrn. Wilson der Ruhm gesichert bleibt, allein den Grund gelegt zu haben, worauf immer fortgebauet werden muß.

IX.

Nachrichten.

Der 13te Band der Asiatischen Untersuchungen ist erschienen. Wiewohl unter dem Titel die Jahrszahl 1820 steht, so gelangte er doch erst im Herbste 1821 nach London, und durch die Güte eines gelehrten Freundes in England ist mir seit kurzem ein Exemplar der Original-Ausgabe von Calcutta zu Handen gekommen. Dieser Band liefert reichhaltige Beiträge, besonders zur Natur- und Länder-Kunde, wovon uns manches in den folgenden Blättern dieser Zeitschrift beschäftigen wird. Vorläufig gebe ich die Inhalts-Anzeige.

ASIATICK RESEARCHES. Vol. XIII.

CONTENTS.

V. Memoir relative to a Survey in Kemaon, with some account of the principles upon which it has been conducted. By Captain *W. S. Webb.*

VI. Ceremonies observed at the Coronation of a Hindu Raja. By Mr. *Brown.*

VII. Analysis of the Snake-Stone. By *J. Davy.*

VIII. An account of venomous Sea-Snakes on the coast of Madras. By Dr. *Mackenzie.*

IX. The Ruins of Prambanan, in Java. By *J. Crawfurd*, Esq.

X. Description of some rare Indian Plants. By *N. Wallich.*

XI. An Account of a new species of Tapir, found in the Peninsula of Malacca. By Major *Farquhar.*

XII. An Account of a new species of a Camellia growing wild at Napal. By *N. Wallich.*

XIII. An Account of Bijapûr in 1811. By Captain *Sydenham.*

XIV. On the Binomial Theorem; as known to the Arabians By *J. Tytler*, Esq.

List of the *Members* of the *Society.*

Appendix, containing

Rules of the *Society.*

Donations to the *Library.*

Donations to the *Museum.*

Von Calcutta aus haben wir eine fünfte Grammatik des Sanskrit nach einem neuen Plane von einem Englischen Geistlichen, Hrn. William Yates, zu erwarten, welche gegen Ende des Jahrs 1820 unter der Presse war. Laut der Ankündigung ist Abkürzung, Vereinfachung und Erleichterung der Hauptzweck des Verfassers. Er will die technischen Formeln der einheimischen Sprachlehrer ganz fahren lassen, und sich der Europäischen Methode, und insbesondere der üblichen Anordnung Griechischer Grammatiken möglichst annähern. Jenes war schon in einem bedeutenden Grade von Wilkins geschehen, aber der Verfasser hat sich seinen

eignen Weg gebahnt, und findet es nöthig, das Recht des Selbstdenkens gegen verjährte Auctoritäten in Schutz zu nehmen. Ich bin nicht gesonnen dieses Recht zu bestreiten: ich möchte es vielmehr auch auf die Theorie der classischen Sprachen ausdehnen. Was das Sanskrit betrifft, so bin ich selbst mit der Bemühung beschäftigt, dessen Theorie auf die leichteste Weise darzulegen; nur darf dieß niemals auf Kosten der Wissenschaftlichkeit geschehen. Wir haben freilich nicht den Zweck vor Augen, nach welchem die ausführlichen Arbeiten der einheimischen Grammatiker beurtheilt werden müssen, nämlich die Sprache richtig schreiben und sprechen zu lehren; aber die Europäischen Schüler sollen doch nicht bloß einigermaßen verstehen, sondern auch kritisch lesen lernen. Die Benennung: the *Sunscrit* language, misdünkt mir, ich gestehe es. Der P. Paulinus hat vielfältig von der lingua Samscrdamica gehandelt, welches ungefähr ist wie lingua Latinumica; dann hieß es vielen Engländern die Sungscreet Sprache: wie lange wird diese Schreibverwirrung dauern? Die von Colebrooke und Wilkins angenommene Uebertragung der Buchstaben ist die einzig brauchbare.

Hr. Wilson hat eine Reise nach Benares, dem alten Hauptsitze der Litteratur am Ganges, gemacht, mit dem bestimmten Zwecke, die dramatische Poesie der Indier in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Bisher kannten wir nur zwei Schauspiele durch Uebersetzungen aus dem Sanskrit: die allgemein bewunderte Sakontala, (eigentlich Sakuntalâ) und Prabôdha-Chandrôdaya. Der berühmte Sir James Makintosh, damals Oberrichter in Bombay, veranlaßte die Uebersetzung des letzteren durch Hrn. Taylor. Es ist ein allegorisches Schauspiel metaphysischen, theologischen, und sogar polemischen Inhalts, voll

von tiefen Gedanken und sinnreichen Wendungen, ungemein merkwürdig für die Geschichte der Sitten, der Meinungen und Secten, aber theatralisch unvollkommen; es konnte daher keine so günstige Aufnahme finden als die Sakontala. Hr. Wilson arbeitet an einem Werke über die dramatische Literatur der Indier, welches Uebersetzungen verschiedener Schauspiele enthalten soll, unter andern des Mâlatî-Mâdhava, wovon bereits Hr. Colebrooke (As. Res. Vol. X, p. 450 sq.) eine kurze aber sehr anziehende Skizze, und eine Probe gegeben hat. Dieß ist dann wieder eine Liebesgeschichte, und zwar eine äusserst wunderbar verwickelte.

Die Aufmerksamkeit, welche die Engländer den schriftlichen Denkmalen Indiens zuwenden, hat, wie es scheint, den Wetteifer einheimischer Kenner der alten Sprache und Literatur rege gemacht. Ein junger Mann von Vermögen und edler Geburt, Radhakanta Deva, so meldet Herr Wilson in einer Anmerkung seiner Vorrede, hat mit Hülfe der ausgezeichnetsten Pandits ein neues alphabetisches Wörterbuch ausgearbeitet, welches in Bengali-Schrift unter dem Titel Sabda-Kalpa-druma zu Calcutta erscheinen soll. Es wird auf Kosten des Verfassers gedruckt; die ersten Bogen waren bereits fertig, als das Englische Wörterbuch sich seiner Vollendung näherte, jedoch wird der Druck noch geraume Zeit erfodern. Hr. Wilson rühmt die belehrenden Mittheilungen dieses gebildeten und uneigennützigen Freundes der Wissenschaft.

Die Rheinische Universität zu Bonn besitzt gegenwärtig, neben so vielen andern in weniger als vier Jahren herbeigeschafften wissenschaftlichen Hülfsmitteln, durch die Fürsorge des Königlichen Ministeriums, welches die Angelegenheiten des öffentlichen Unterrichts leitet, einen vollständigen Vorrath von Drucklettern in Devanagari-Schrift. Dieß sind,

die unförmlichen und gänzlich verunglückten der Propaganda ausgenommen, welche ohnehin nur zu kleinen Proben hinreichten, die ersten, womit auf dem festen Lande von Europa gedruckt wird. Selbst in der Königlichen Druckerei in Paris, die sonst an Reichthümern polyglottischer Typographie es vielleicht allen ähnlichen Anstalten zuvorthut, mangelt bis jetzt dieses wichtige Stück, indem eine gleich anfangs etwas verfehlte Anlage unvollendet liegen geblieben ist. Ich habe mich nach besten Kräften bemüht, dem ehrenvollen Zutrauen zu entsprechen, womit mir der Auftrag der Besorgung zugetheilt wurde; aber ich verhehlte mir nicht das Schwierige und Verwickelte der Aufgabe. Denn es war nicht darum zu thun, das bisher geleistete ohne weiteres nachzuahmen, sondern wo möglich Verbesserungen dabei anzubringen. Ich habe mir keine der bisher ans Licht getretenen Druckschriften, weder die frühere der Missionare in Serampore, noch die Druckerei in Calcutta, noch die von Wilkins zum Muster genommen; ohne doch der Uebereinstimmung in diesem oder jenem Stücke geflissentlich ausweichen zu wollen. Ich habe mich vorzugsweise an die Handschriften gehalten, und versucht von dem ursprünglichen Charakter nicht mehr aufzuopfern, als was mit den Bedürfnissen der Europäischen Typographie unvereinbar schien. Eine hiebei nicht ganz zu übersehende Rücksicht ist die, daß der Druck doch einigermaßen zur Lesung der Manuscripte vorbereiten soll. Vornämlich habe ich mich bestrebt, bei einer nicht unbequemen Größe durch Deutlichkeit der Züge die Augen der Leser zu schonen.

Die Stempel sind nach meinen Zeichnungen und unter meinen Augen von dem bekannten Schriftstecher Vibert in Paris, der seit langen Jahren für die Druckerei des älteren Didot arbeitet, geschnitten, und die Lettern eben daselbst mit großer Sorgfalt von dem Schriftgießer Lion

gegossen worden. Ich zweifle nicht, daß ich in Deutschland, und besonders in Berlin, eben so geschickte Künstler gefunden haben würde; aber ich hätte den Vortheil entbehrt, schöne Original-Handschriften beständig zu Rathe zu ziehen.

In den Asiatischen Druckereien hat man die sämtlichen oft so verschlungenen Ligaturen, mit den einfachen Zeichen über siebenhundert, als untheilbar behandelt. Wilkins hat zuerst durch sein Beispiel gezeigt, daß die lateralen Buchstaben-Gruppen sich durch Anfügung bilden lassen, was die Arbeit des Setzers durch Verminderung der Fächer erstaunlich erleichtert, wiewohl noch unauflösliche Verschlingungen genug übrig bleiben. Auch einige verticale Gruppen hat er aus zwei Stücken zusammengesetzt. Jene Methode habe ich ebenfalls befolgt. Was ich mir aber schmeichle, in der That als eine neue Erfindung betrachten zu dürfen, ist eine Vorrichtung, vermittelst deren die Vocal- und sonstigen Zeichen über und unter der Linie dergestalt eingefügt werden, daß jede Zeile nur aus Einer festgeschlossenen Reihe besteht, während bei allem bisher gedruckten drei Reihen dazu erfodert wurden.

Die typographische Wirkung ist nach den einzelnen diesen Blättern eingestreuten Wörtern nicht ganz zu beurtheilen, weil bei dem Gebrauch verschiedener Schriftarten, die nicht zu einander passen, der reine Abdruck leicht gefährdet wird. Nächstens werden dem Publicum Proben von zusammenhängenden Texten vorliegen.

An vielfältiger Ueberlegung und zögernder Wahl bei dem Entwurfe, an beharrlicher Aufmerksamkeit bei der Ausführung habe ich es nicht fehlen lassen. In wiefern das Werk mir gelungen, mögen die Kenner in Deutschland, in Paris, in London und in Calcutta nun prüfen, jedoch mit billiger Rücksicht auf die nicht geringen Schwierigkeiten.

X.

Neueste Mittheilungen der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta.

Der 13te Band der Asiatischen Untersuchungen ist reichhaltiger für die beobachtenden Naturwissenschaften, als für Litteratur und Alterthumskunde. Wir sind weit entfernt, uns hierüber zu beklagen.

Die Naturbeobachtung verspricht unmittelbar anwendbare Ergebnisse, und es ist natürlich, daß die Gegenwart und Zukunft die Besitzer des Landes mächtiger in Anspruch nimmt, als die entfernt liegende Vergangenheit. Schließlich muß ja die erworbene genauere Kenntniß Indiens nach seiner physischen Eigenthümlichkeit und seinem gegenwärtigen Zustande von manchen Seiten der Erforschung seiner Vorzeit zu Gute kommen.

Mit Uebergehung der wissenschaftlichen Fächer, wovon ich nur als ein Fremdling reden könnte, begnüge ich mich damit, auf einiges aufmerksam zu machen, das sich mit dem Hauptgegenstande dieser Zeitschrift in Beziehung setzen läßt.

Geographie.

Die alten Sänger, sonst so geneigt mit ihren Dichtungen in das riesenhafte auszuschweifen, hatten also doch nicht geprahlt, als sie den Himalaya den König der Berge nannten: er behauptet bei näherer Prüfung seinen Vorrang unter allen bisher bekannten Gebirgen.

Colebrooke hatte schon im 11ten Bande der Asiatischen Untersuchungen mit seiner gewöhnlichen kritischen Vorsicht die Meinung geäußert, daß die Gipfel der Himalaya-Kette denen der Cordilleras an Höhe wenigstens gleich kommen möchten. Im 12ten Bande gab er eine Anzahl von Höhenschätzungen, auf Barometer-Beobachtungen und trigonometrische Messungen gegründet, welche weit über den Chimborazo hinausgingen, und einen kühnen Eroberer von Berggipfeln, Alexander von Humboldt, zu einer lichtvollen Erörterung veranlaßten *).

Hauptmann Webb, durch seine zu den Quellen des Ganges unternommene Reise und andere verdienstliche Leistungen bekannt, zum Theil auch Urheber der eben erwähnten Messungen, hat bei einer mathematisch-geographischen Arbeit über die neu erworbene Provinz Kemaoon seine Beobachtungen fleißig fortgesetzt, und giebt (Vol. XIII, p. 366) die Höhen von nicht weniger als sieben und zwanzig Gipfeln, wovon bei weitem die meisten 20,000 Fuß übersteigen. Ihre Lage ist nach Längen- und Breitengraden genau bestimmt, aber leider sind die volksmäßigen Namen, deren die meisten ohne Zweifel haben, nicht angegeben. Der höchste

*) Sur l'élévation des montagnes de l'Inde. Par Alex. de Humboldt.

darunter hat 25,769 Fuß Erhebung über die Meeresfläche; erreicht also nicht ganz den weißen Berg, Dhavala-Giri, den Mont-Blanc der Indischen Alpen, welcher nach der mäßigsten Schätzung bei Colebrooke 26,862 Fuß hoch seyn soll. Aber dieser ist nicht unter der Zahl jener sieben und zwanzig begriffen, welche sämmtlich zwischen 30° 80′ und 28° 49′ Lat. 78° 51′ und 80° 54 Long. liegen, da hingegen die Lage des Dhavala-Giri, an dessen Fuße der Fluß Gandaki entspringt, auf 29° 30′ Lat. und 83° 45′ Long. angegeben wird. Die Berge, bei welchen die Flüsse Yamuna und Ganges zuerst sichtbar werden, fallen aber allerdings in die obige Reihe, und zwar in deren nördlichsten und westlichsten Theil, so daß nicht gerade die höchsten Bergspitzen bei den Quellen der größten Flüsse sich befinden, wie es ja auch in unsern Europäischen Alpen der Fall ist. Indessen, wie bekannt, gilt der Schluß von der Höhe der einzelnen Kuppen und Nadeln auf die Höhe der gesammten Masse, welche die Wasserscheidung bildet, nicht unbedingt.

Der Name Dhavala-Giri ist freilich von einer natürlichen Eigenschaft hergenommen, aber die meisten einheimischen Namen haben mythologische Bedeutung, und wir werden sogleich in der Reise des Hrn. Fraser an die Quellen des Yamuna und Bhagirathi einige merkwürdige Beispiele davon sehen.

Hr. Webb mußte damals mit seiner Gesellschaft wegen zufälliger Hindernisse an den Ufern des Bhagirathi oder eigentlichen Ganges, nicht weit von Reital, noch sechs- bis sieben Tagereisen (nach dem Maaße der Tagereisen durch so unwegsame Klüfte) von Gangavatari entfernt, Halt machen. Gangavatari zu erreichen, unternahm nur ein

unterrichteter Indier von seiner Begleitung, dessen Bericht zuerst im Auszuge, dann wörtlich nach seinem Tagebuche, jedoch ebenfalls summarisch abgefaßt, im 12ten Bande mitgetheilt wurde.

Hier erhalten wir nun die ausführliche Beschreibung eines Augenzeugen, von dem wahrhaft erhabenen Schauplatze, wo der vor allen andern heilig geachtete Fluß den Augen der Sterblichen sichtbar wird. An das entfernteste Ziel vielgepriesener und nach altem Glauben segensreicher Wallfahrten, wohin nur wenige Pilger, durch frommen oder abergläubischen Eifer gestärkt, vordringen, heißt wissenschaftliches Streben entschlossene Europäer durch nicht geringe Beschwerden und Gefahren sich einen Weg bahnen.

Bei dem Tagebuche des Hrn. Fraser sind zwar die Monatstage angegeben, die Jahreszahl ist vergessen: jedoch wissen wir anderswoher, daß die Reise im Sommer des Jahres 1815 unternommen ward. Hr. Fraser ist in der That der erste Europäer, der jemals Gangavatari erreicht hat. Seitdem hat Hauptmann Hodgson dasselbe Abenteuer bestanden, ja er ist noch beträchtlich weit über jenes Ziel hinausgekommen, so daß sich aus seinem kürzlich im Auszuge mitgetheilten Tagebuche *) der frühere Bericht in einigen Stücken ergänzen läßt.

Die Beschreibung ist nicht von einer Charte begleitet, wie die beiden von Webb und Moorcroft, auch finden sich dabei keine mathematischen Ortsbestimmungen; die botanischen und mineralogischen Angaben giebt der Verfasser selbst nicht für wissenschaftlich aus; aber die großen Naturgegenstände sind ungemein anschaulich geschildert. Der Weg-

*) Annals of Philosophy. London 1822 July and August.

geht von Seram, nicht weit von dem Fluße Satadru in dem kleinem Fürstenthume Bisehe r, an das Ufer des Yamuna, längs diesem von dem Dorfe Kotha an aufwärts bis zu Yamunavatari; von da zurück nach dem Dorfe Cursali; dann über einen hohen Bergrücken, wo wegen der verdünnten Luft das Athmen sehr beschwerlich fiel, bei Sukhi an das Bett des Bhagirathi; hiernächst den Fluß aufwärts bis zu dem letzten erreichbaren Punkte; von da wieder längs dem Flußbette hinab, bis unterhalb Barethi, wo dann das Tagebuch in schon bekanteren Gegenden bei Saharunpura abbricht.

Die Gebiete der beiden Flüsse Yamuna und Ganges, welche erst nach einem unermeßlich langen Laufe weit unter in der Ebene ihre gewaltigen Ströme mit einander vereinigen, sind nahe bei ihrem Ursprunge nur durch einen schmalen Zwischenraum getrennt, der aber von einer südwärts laufenden Verzweigung der großen Gebirgskette ganz ausgefüllt wird.

Wir heben unter vielen merkwürdigen Zügen nur wenige aus, welche auf religiösen Glauben der Anwohner und mythologische Sage Bezug haben.

»Auf einem schroffen Pfade kamen wir zu dem Gipfel »des Gangani-ci-Dhar (am Ufer des Yamuna) hinan, »dessen hocherhobene obere Fläche hinauf- und hinunterwärts »eine weite und herrliche Aussicht beherrscht. Von hier »gewannen wir den ersten deutlichen Anblick des Banara-»Puchha, des Berges, an welchem der Yamuna seine Quelle »hat. Er stellte sich mit zwei gewaltigen Spitzen dar, die »beide blendend weiß von Schnee und von ungemeiner Größe »und Höhe sind.«

Dieß ist also der wahre Name des Berggipfels, welcher in Colebrooke's Aufsatz Yamunavatari (nach der verderbten Aussprache Jamautri oder Jamnotri) heißt, und 25,500 Fuß Höhe über der Meeresfläche hat. Der letzte Name (Herabkunft der Yamuna) kommt eigentlich der Stelle an seinem Fuße zu, wo der Fluß unter den Schneemassen hervorbricht.

»Wiewohl nur zwei Spitzen sichtbar sind, so wird doch »behauptet, daß sein Gipfel in vier Spitzen auslaufe, in »die Vertiefung zwischen welchen die Ueberlieferung einen »See oder Teich von ganz besonderer Heiligkeit hinsetzt. »Niemand hat ihn je gesehen, denn niemand hat je ver»sucht, diese ungeheuern Gipfel zu erklimmen. Außer den »physischen Schwierigkeiten müßte man einer andern trotzen, »welche die abergläubischen und blindgehorsamen Indier noch »weit entscheidender abmahnt. Die Göttin hat ausdrücklich »verboten, daß irgend ein Sterblicher sich über den ihrer »Verehrung geweihten Fleck hinaus wagen solle. Einst»mals, heißt es, verirrte sich ein Büßer, welcher nach »Yamunavatari pilgerte; er fuhr fort den Berg hinan zu »steigen, bis er die Gränze des Schnees erreichte. Hier »vernahm er eine Stimme, welche fragte, was er begehre? »Auf seine Antwort löste eine Schneelawine sich von der »Seite des Berges ab, und rollte hinunter; dieselbe Stimme »gebot ihm hinabzusteigen, und dort anzubeten, wo die »Lawine liegen geblieben war. Man dürfe der Göttin »Yamuna nicht nahen, noch in die Heimlichkeiten ihres »einsamen Wohnsitzes eindringen; er möge das verkünden, »und bei Todesstrafe nicht wieder zurückkehren. Ich glaube »in der That, das Verbot ist überflüßig, um die Ersteigung

»irgend einer von diesen Schneekuppen zu verhüten. Die »außerordentliche Steilheit, die Schroffheit des Felsens, »wo er nackt ist, und die schlüpfrige Glätte des Schnees »sind hinreichende Hindernisse, ohne noch die große Höhe »und die zu ertragende Müdigkeit in Anschlag zu bringen.«

Der englische Reisende scheint unsre Alpen nicht durchwandert zu haben, bei welchen dieselben Schwierigkeiten vielleicht in nicht geringerem Grade eintreten, und deren höchster Gipfel dennoch, aber freilich durch die Beharrlichkeit eines Saussure nach vieljährigen Versuchen, erstiegen worden ist. Alexander von Humboldt hält es nach allgemeinen Gründen nicht für ganz unmöglich, die Schneegipfel des Himalaya bis auf einen gewissen Punkt zu erklimmen, aber er verheißt der Wissenschaft wenig Ertrag davon. *)

»Das Daseyn eines solchen Sees beruht daher einzig »auf der Ueberlieferung, oder vielleicht auf einer dunkeln

*) Comme sous la zone tempérée les neiges durcissent par l'effet du froid de l'hiver, tandis qu'elles restent molles dans les Andes de Quito, on pourra vraisemblablement traverser les neiges de l'Himâlaya, sans être forcé (comme nous l'avons été dans les Andes, M. Bonpland et moi) de suivre les arêtes étroites de rochers qui se présentent de loin, comme des stries noires, au milieu des neiges éternelles. Mais ces excursions pénibles, dont les recits excitent l'intérêt du public, n'offrent qu'un petit nombre de résultats utiles aux progrès des sciences, le voyageur se trouvant sur un sol couvert de glace, entouré d'une couche d'air dont le mélange chimique est le même que celui des plaines, et dans une situation où des expériences ne peuvent se faire avec toute la précision requise.

»empor thürmen, wie ein Keil mitten hinein. Die senk»rechte Steilheit aller dieser Felsen, die eckigen Vorsprünge »ihrer Wände, nebst dem Gehölz das an ihrem Fuße »wächst, beschränkten die Aussicht, und verhinderten uns, »das Ganze auf den ersten Blick zu überschauen: aber in »allen drei Schluchten bildeten schwarze Felsen, in hohe »Schneekuppen ausgehend, den Hintergrund, sobald die »Wolken sich auf einen Augenblick zertheilten. Gerade am »Fuße des Abhanges, wo wir hinabgestiegen waren, eben »oberhalb des Gemündes der beiden Ströme, ist eine alte »morsche Brücke aus Holz von einem Felsen zum andern »beträchtlich hoch über dem Strom geworfen, und nicht »eher als man diesen Punkt erreicht hat, begreift man »vollständig die außerordentliche Beschaffenheit der Umge»bung und des Flußbettes insbesondre. Hier sieht man »unter sich den Strom, in schmutzigen Schaum verwandelt, »gewaltsam strudeln, und in seinem engen tief ausgehöhl»ten Canal aus festem Granit, woran seltsame Zacken »hervorragen, mit mächtigem Getöse seine furchtbaren »Wellen über alle Hemmungen hinstürzen.«

Der Name Jahnavi ist unsern Lesern aus der mythologischen Darstellung vom Ursprunge des Ganges als ein Beiname der Göttin nebst seiner Veranlassung bekannt *). Wir sehen aber, daß in der Wirklichkeit diese Benennungen: Bhagirathi, Jahnavi, unter verschiedene Gewässer vertheilt sind. Dasselbe gilt auch von einem dritten Strome, dem Alakananda, der stärker ist als beide, und sich viel weiter unterhalb mit dem Bhagirathi

*) Indische Bibl. Th. 1, S. 76.

vereinigt, worauf der hieraus erwachsene Fluß erst eigentlich Ganga zu heißen anfängt. Der Alakananda heißt auch, weil er bei Bhabrinatha am Fuß des Vischnus vorbeifließen soll, Vischnu-Ganga oder Vischnu-Padi, und das letzte ist ebenfalls ein Synonym für die vielnamige Göttin *).

Nur etwa eine halbe Stunde weit von Gangapatari wurde dem Reisenden Patagni gezeigt, der Ort, wo die fünf Söhne des Pandus, die Helden des Mahabharata, nach Vollbringung ihrer kriegerischen Thaten, als Einsiedler lebten, worauf sie einen der Schneegipfel des heiligen Berges, von welchem der Ganges herabströmt, bestiegen, um einer seligen Auflösung entgegen zu gehn. Dieser Schneegipfel heißt Svargarohini, vom Ersteigen des Himmels. So finden wir überall die wundervolle Dichtung Indiens mit einer erhabenen Natur verschwistert, die Erinnerungen der Vorzeit, durch tönende und bedeutsame Namen aufbewahrt, noch unerloschen; und das Bedürfniß der Einbildungskraft, sich jene großen Gestalten zu vergegenwärtigen, so rege, daß geographische Sprünge dabei nicht geachtet werden. Dieß letzte zwar gilt nicht vom Mahabharata, dessen Schauplatz im Norden Indiens liegt; aber die Wanderungen des Ramas sind nach der südlichen Halbinsel gerichtet, und dennoch hat das nördliche Gränzgebirge manche Anspielungen auf den Ramayana aufzuweisen *).

*) Amara-Kôsha, Book I, Chap. II, Sect. 3, Sl. 30.

*) Ein Beispiel hievon haben wir so eben gesehen; ein anderes findet sich in Moorcrofts Reisebericht. Der west-

«Der Platz, welcher den Namen Gangavatari »führt, wird durch die Unebenheit des Bodens, und die »Massen herabgestürzter Felsen dem Anblick entzogen, so »daß man ihn erst gewahr wird, wenn man dicht daran »ist. Die Felsen, welche die Ufer des Flusses bilden, tre»ten hier ein wenig zurück, und gestatten ohne irgend von »ihrer wilden Großheit zu verlieren, etwas mehr Tages»licht, und eine weniger beschränkte Aussicht.« Hier an dem etwas erweiterten Flußbette steht ein kleiner erst jüngst errichteter Tempel oder Schrein der Göttin, nebst einigen hölzernen Hütten zum Obdach für die Pilger, Dharma-Sâla, d. h. fromme Herbergen, genannt. »Die Lage »und Umgebung dieses geweiheten Platzes entspricht der »geheimnißvollen Heiligkeit, die ihm zugeschrieben wird, »und der Ehrfurcht, womit ihn die Einheimischen betrach»ten. Hier ist nicht die düstre Beklommenheit van Bairam»gathi. Die kahlen und spitzigen Klippen, welche sich zum »Himmel erheben, stehen an Schroffheit und Höhe denen »nicht nach, welche wir zuvor gesehen hatten: ihre Trüm»mern liegen in wilden chaotischen Massen zu ihren Füßen; »sparsames Gehölz unterbricht ihre Nacktheit, und selbst das »dunkle Epheu wurzelt seltener in den durch die Länge der »Zeit tief eingerissenen Spalten. So ist die Aussicht nach »allen Seiten geschlossen, außer gerade gegenüber nach »Osten, wo sich hinter einer Masse von kahlen Felsenspitzen »vier gewaltige Schneegipfel erheben.»

wärts vom Manasarovara in Tibet liegende See, woraus der Satadru seinen Ausfluß hat, heißt Râvana-Hrada, der See des Ravanas. Wie kommt der vom Ramas bekämpfte, in Ceylon herrschende Riese hieher?

Man sieht, Gangavatari kann nicht die Quelle des Ganges genannt werden; zu dieser versuchte der Verfasser der Beschreibung, jedoch vergeblich, weiter vorzubringen. Er erklärt es nicht für ganz unmöglich, die eigentliche Quelle zu erreichen, aber für sehr schwierig, unter andern auch deswegen, weil man den Beistand der Einwohner entbehren müßte, die eine heilige Scheu von dem Unternehmen zurückhält.

Schon vor einer Anzahl Jahren berichtigte Colebrooke zuerst im 11ten Bande der Asiatischen Untersuchungen, einen großen geographischen Irrthum, und sprach dem Ganges seinen seit Danville auf allen Charten verzeichneten langen Lauf von Osten nach Westen auf der Bergfläche von Tibet ab, worauf man ihn erst nach einem weiten Umschweif und Durchbruch durch einen Paß der Himalaya bis Gangavatari gelangen ließ. Diese irrige Annahme der Europäischen Geographen gründete sich auf den Bericht zweier Lama's, welche der Kaiser von China Kang-Hi nach Tibet gesendet hatte. Die Reise des Hrn. Webb wurde zum Theil unternommen, um die Sache zur Gewißheit zu bringen: sie erreichte aber, wie ich oben bemerkte, in dieser Hinsicht ihren Zweck nicht ganz. Hr. Moorcroft war durch einen etwas ostwärts gelegenen Paß nach Tibet gelangt, er sah dort jenseits der höchsten Gebirgskette den bisher bloß fabelhaft berühmten See Manasarovara, aus welchem der Sage nach der Ganges seinen Ursprung haben sollte, versicherte sich aber, daß dieser See ohne irgend einen Ausfluß sey. Den Satadru hingegen sah er wirklich aus dem daneben liegenden See Ravana-Hrada nach Westen fließen. Hiedurch

wurde der Bericht jener Lama's erklärt, und gewissermaßen entschuldigt. Sie hatten von diesem aus einem See entsprungenen Flusse gehört, und in dem Glauben gestanden, es könne kein anderer als der Ganges seyn.

Zu dieser negativen Bestätigung dessen, was Colebrooke nach allgemeinen Gründen behauptet hatte, kommt nun die positive hinzu. Hr. Fraser ist entschieden der Meinung, daß der Ganges seine Quelle am Fuß einer großen Schneemasse habe, welche in einer durch die von Gangavatari aus erblickten Berggipfel gebildeten halbzirkelförmigen Höhlung hoch aufgethürmt liegt. Der Bericht eines alten Pilgers, des einzigen Menschen, den man damals über Gangavatari zu befragen wußte *), worauf sich, in Ermangelung eines andern Zeugnisses, noch Colebrooke berief, erleidet zwar einige Berichtigung. Er hatte gesagt, der Fluß sey dort so klein, daß man hinüber springen könne. Hievon kann freilich nach der vorliegenden Beschreibung nicht die Rede seyn. Indessen ist es sehr begreiflich, daß die an dem Himalaya-Gebirge entsprungenen Flüsse nach einem kurzen Laufe schon mächtig anwachsen, weil die Sonne zum Schmelzen des Schnees dort weit mächtiger wirkt, als unter der Breite unserer Alpen.

Hr. Hodgson endlich, dessen Reise nicht eine bloße Privatunternehmung war, den als Ingenieur die Regierung beauftragt und mit Hülfsmitteln ausgerüstet hatte, ist mit preiswürdiger Beharrlichkeit und Entschlossenheit längs dem Bett des schon theilweise unter einer Schneedecke verborgenen Flusses noch 11 Englische Meilen weiter vor-

*) As. Res. Vol. V. An Account of two Fakeers, p. 45.

gedrungen. Hier sah er ihn unter einem vorn senkrecht abgeschnittenen, 300 Fuß hohen Schneelager halb so klein wie bei Gangavatari hervorströmen. Ueber dem Ausfluß hatte sich durch das wechselnde Aufthauen und Gefrieren eine niedrige Wölbung gebildet, woran große Eiszapfen herabhingen. Der bei Gangavatari angestellte Brahmane, welcher denn doch gewagt hatte den englischen Wanderer zu begleiten, meinte, diese Eiszapfen könnten nichts anders seyn als die Haare des Sivas, aus welchen nach der Sage die Ganga so viel Mühe gehabt sich loszuwinden. Hr. Hodgson aber glaubte, wie mich dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit, in diesem Platze das viel besprochene jedoch von Niemanden gesehene, ja zuweilen (selbst von dem Brahmanen, den Hr. Fraser zu Gangavatari befragte) ganz abgeläugnete Gomukha, das Kuhmaul, zu erkennen, welches man sich bisher immer wie einen Wassersturz zwischen Felsen gedacht hatte. Er nimmt nämlich an, die Ueberlieferung rühre von Wanderern her, welche vor Alters wirklich so weit gekommen. Dieses muß nun ohne Bedenken für die Quelle des Ganges anerkannt werden, da kaum glaublich ist, daß das unter dem ungeheuern Schneelager hinfließende Wasser irgendwo früher zu Tage komme. Läßt sich doch auch von den meisten Strömen in unsern Alpen keine andre Quelle nachweisen, als ihr Ausfluß unter einem Gletscher, und auch dort bilden sich solche Eisgrotten wie die hier beschriebene: namentlich am Fuße des Montanvert, und an dem großen Gletscher in Grindelwald.

Hr. Hodgson versuchte endlich noch das Aeußerste, um das abhängige Schneelager zu ersteigen, und zu erforschen,

was jenseits wäre. Aber nach einer kühnen Wanderung von einigen Stunden, als er die Länge des vor ihm aufsteigenden Gletschers (so darf man ihn wohl nennen, denn die Decke von frischgefallenem Schnee wurde doch vermuthlich von wahrem Eise getragen) noch auf fünf englische Meilen schätzte, sah er sich genöthigt, mit seinem kleinen aber entschloßnen Gefolge schleunig den Rückzug anzutreten, weil durch die gewaltige Wirkung der Mittagssonne auf den Schnee der Zustand mit jedem Augenblicke lebensgefährlicher ward.

Wenn demnach die Frage über den Ursprung des Bhagirathi durchaus dahin entschieden ist, daß er im Schooß der Himalaya selbst, nord- und südwärts mit Schneegipfeln umgeben, und nicht jenseits der großen Kette seine Quelle hat, so ist es doch mit dem Jahnavi einigermaßen anders bewandt; und dieser Fluß hat, wie wir gesehen, die heilige Ueberlieferung bei Seite gesetzt, wenigstens eben so viel Anspruch darauf als der Bhagirathi, für den Hauptstrom des Ganges zu gelten. Nach der Aussage des oben erwähnten Brahmanen, gelangt man nach vier Tagereisen längs dem Laufe des Jahnavi hinaufwärts zu einem Passe, und dem Gränzdorfe von Tibet, Neitang, dessen Einwohner man Dvibâshya's (*bilingues*) nennt, weil sie beide Sprachen reden. Dort sey der Strom nur ein weniges geringer. Dieser Arm des Ganges entspringt also wirklich in Tibet, und bricht durch eine Senkung der großen Kette hindurch: aber keineswegs den bisherigen Angaben gemäß, sondern vermuthlich hat er seine Quelle nicht weit vom Bhagirathi, nur am nördlichen

Fuße der Schneegipfel. Dieß zu erforschen, behielt Hr. Hodgson einer künftigen Reise vor.

Jetzt also, da Hr. Hodgson die Lage von Gangavatari mathematisch bestimmt, auch die Entfernung des Gletschers nebst der Richtung von dort aus genau angegeben hat, wird sich die Quelle des Ganges auf unsern künftigen Landcharten mit vollkommener Zuverlässigkeit verzeichnen lassen. Die fünf Gipfel, für die Hr. Hodgson von vier Schutzpatronen des brittischen Reichs und dem Lord Moira Namen entlehnt, sind doch wohl dieselben, welche Hr. Fraser Rudra-Himala, Brahmapuri, Vishnupuri, Udgari-Kantha und Svargarohini, oder auch insgesamt Pancha-Parvata, das Fünfgebirge, nennt? Den Seefahrern wird das Recht zugestanden, noch unbesuchte Küsten und Inseln nach Willkühr zu benennen; aber in Indien dürften sich die einheimischen Namen schwerlich aus ihrem alten Bürgerrecht verdrängen lassen; und aus dem Versuch, neue einzuführen, kann nur Verwirrung entstehen.

Beide Reisende schildern die mahlerische Wirkung erhabener Naturscenen nachdrücklich, aber ohne Vergleichung mit uns bekannten Gegenständen. Wenn sie zuvor die Savoyischen, Schweizerischen und Tiroler Alpen durchwandert hatten, so erwähnen sie es wenigstens nicht, und lassen uns im Zweifel, wie sie das Verhältniß jener zu den Himalaya gestellt haben würden. Die Englischen Landschaften sind flach und farblos: wer von da in die unermeßlichen Ebenen Bengalens versetzt, keinen andern Maaßstab der Vergleichung mitbringt, muß beim nahen Anblick des höchsten Gebirges der Erde von Erstaunen wie überwältigt werden.

Die Alpen sind freilich zu Hügeln geworden: aber über ein gewisses Maaß hinaus erhöht die Größe der Massen den sinnlichen Eindruck nicht mehr. Ich glaube daher allerdings, bis mir ein doppelt erfahrner Augenzeuge widerspricht, daß die Majestät der Alpenkette, aus der Ferne von der Höhe des Jura oder Rigi überschaut, die Wildheit der Thäler, Schluchten und Pässe, das Toben der Bergströme und der dumpfe Donner der Schnee- und Felsenlawinen, das Grausen der erstorbenen Natur in den obern Regionen, der schwindelnde Thurmbau der nackten Granitspitzen und Nadeln, das Riesenhafte der Gletscher und Schneekuppen, uns einigermaßen ein Bild von dem geben können, was die beiden Reisenden in den Himalaya bewunderten. Namentlich hat die Beschreibung vom Zusammenfluß des Jahnavi und Bhagirathi mich an das tiefe Felsenbett und die unaufhörlichen Katarakten der Aar auf dem Grimsel erinnert, wo ich einst, als die Sonne gerade in die Kluft hineinschien, tief unter meinen Füßen einen in den zerstäubten Wogen auf- und abwallenden Regenbogen bewunderte.

In Einem Stücke müssen die Indischen Gebirge entschieden den Sieg davon tragen: in der Fülle und Mannigfaltigkeit des Baum- und Pflanzenwuchses so nahe an der Gränze des ewigen Schnees. Es überrascht schon rührend, nur bescheidene Wiesenblümchen neben dem Eise hervorsprießen zu sehn: wie vielmehr denn Stauden und Blumen von wunderbarer Pracht und Schönheit! Eine solche fand Hr. Fraser auf dem hohen Bergrücken zwischen dem Yamuna und Bhagirathi; die Einwohner nannten sie den göttlichen Lotus (Brahma-Kamala) wiewohl es nach der Beschreibung kein wahrer Lotus gewesen seyn kann. Sie übertrugen, wie es scheint,

in Ermangelung der geheiligten Blume, den Namen auf das edelste Erzeugniß ihrer Pflanzenwelt.

Auch in den Alpen giebt es genug halsbrechende Pfade, drohende Lawinen, und grause Abgründe, sobald man sich von der alltäglichen Bahn entfernt, wo alles sorgfältig erleichtert und geebnet ist. Aber die englischen Wanderer in den Himalaya-Thälern und Pässen haben weit größere Schwierigkeiten und Gefahren zu bestehen gehabt, eben weil sie die ersten waren. Dazu kam die Verödung des Landes, verursacht durch die Tyrannei der Napalischen Beherrscher aus der Dynastie von Gorkha, mit deren Vernichtung nach einer kurzen Dauer die Wirkungen noch nicht zugleich aufgehoben sind. Gänzlicher Mangel an allen Lebensbequemlichkeiten, wenige armselige Hütten, in diesen nur Schmutz und Ungeziefer: solches menschliche Elend macht einen seltsamen Gegensatz mit den Seligkeiten des Götterlebens, welche die Indische Dichtung auf eben diesen Schauplatz verlegt. Jene Reisenden haben doch die Berge Meru und Kailasa (freilich allgemeine Namen, die diesem oder jenem Theil der Schneegebirge mit einer gewissen Willkühr zugeschrieben werden) gleichsam von Angesicht geschaut. Dort also, wo unter der nie aufgehobenen Winterhülle alles Leben erstirbt, wo in der verdünnten Luft eine irdische Brust kaum noch zu athmen vermag, liegen die Wunderpaläste und Zaubergärten von Alaka, wie der verbannte Genius im Meghaduta sie schildert: wo die ambrosiaduftenden Gebüsche von den Gesängen des Kokilas und den Seufzern zärtlichen Entzückens widerhallen; wo jeden Morgen welke Kränze und zerstreute Perlen auf dem Rasen die buhlerischen Geheimnisse der Nacht verrathen! Ueberall hat der Mensch versucht, eine

Leiter von der Erde zum Himmel zu bauen, indem er den Göttern auf Berggipfeln ihre Wohnung anwies: in Indien war diese Leiter majestätischer, höher, unerklimmbarer als irgendwo sonst: darum hatte die Einbildung freieres Spiel.

Botanik.

Die zahlreichen Beschreibungen neuentdeckter Pflanzen rühren sämtlich von dem Oberaufseher des botanischen Gartens bei Calcutta, Hrn. Dr. Wallich her. Dieser deutsche Gelehrte hat sich auch außer seinem Fache um das Studium der Asiatischen Litteratur verdient gemacht, indem er vor einigen Jahren von der Direction des Collegiums im Fort William und von der Mission in Serampore eine ansehnliche Schenkung von den in Indien gedruckten Büchern, wie auch von einigen Handschriften an die Universität zu Kopenhagen auswirkte, worüber der würdige Professor Nyerup dem Publikum einen gelehrten Bericht erstattet hat. *)

Die meisten der beschriebenen Pflanzen sind in Napal zu Hause, dessen am Fuße der Schneegebirge hingestreckte Thäler der Pflanzenkunde so große Erweiterungen liefern. »Das Königreich Napal,« sagt ein englischer Kenner, **)

*) Catalogus librorum Sanskritanorum, quos Bibliotheca universitatis Havniensis vel dedit vel paravit *Nathanael Wallich*, M. D. etc. Scripsit *Erasmus Nyerup*, Bibliothecar. Univ. Hafniae 1821.

**) Memoirs of the *Wernerian* natural history *society*. Edinb. 1821. Vol. III, p. 407.

»welches erst seit kurzem angefangen hat die Aufmerksamkeit »auf sich zu ziehen, verspricht nicht nur dem Geographen, »sondern auch dem Geologen und dem Botaniker anziehende »und wichtige Aufschlüsse. Die große Ausdehnung seiner »Oberfläche, der Umfang seiner Thäler und die Höhe seiner »Gebirge schaffen ihm eine mannigfaltigere und vermischtere »Flora, als vielleicht irgend ein Land der Welt aufzuweisen »hat. Seine Ebenen, welche sich in die von Hindustan ver- »laufen, bieten die reiche Flora Indiens dar. In seinen »geräumigen Thälern finden sich die eigenthümlichen Formen »der Flora von Nord-America, Japan und China, und »an den Abhängen seiner hohen Gebirge kommen Gestal- »tungen zum Vorschein, die mit der Flora der nördlichen »Tartarei, Siberiens und Europa's übereinstimmen. Aber »ungeachtet der auffallenden Aehnlichkeit der Napalischen »Pflanzen mit denen der oben erwähnten Länder, findet »man dennoch bei näherer Untersuchung, daß sie bestimmt »verschiedenen Arten angehören. Das reichhaltige Her- »barium des berühmten Professors Pallas, in allen »Theilen des Russischen Reiches gesammelt, jetzt im Besitz »des Hrn. Lambert, verschaffte mir Gelegenheit, die man- »cherlei Pflanzen dieser Länder mit einander zu vergleichen. »Ohne eine solche Hülfe würde es sonst unmöglich seyn, »sichre Gränzen zwischen den verwandten Arten zu ziehn. »Das botanische Publicum verdankt die Bekanntschaft mit »den vegetabilischen Erzeugnissen von Napal einzig Hrn. »Francis Hamilton (vormals Buchanan) und neuer- »dings den Bemühungen des vortrefflichen Aufsehers des »botanischen Gartens zu Calcutta, Dr. Nathaniel »Wallich, welcher auf Kosten der Ostindischen Compagnie

»einige geschickte Sammler ausgesendet hat, um die vegeta»bilischen Schätze jenes Landes zu erforschen.«

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin den Wunsch zu äußern, es möchte sich ein Kenner des Sanskrit mit einem Botaniker verbinden, (der Secretär der Asiatischen Gesellschaft vereinigt ja beides in seiner Person) um uns Europäern eine Indische Dichter-Botanik zu geben. Da die Dichter dieses Landes sich so sehr in Erwähnungen der Pflanzenwelt gefallen, so mannigfaltig darauf anspielen, so würde es den Genuß ungemein erhöhen, ein anschauliches Bild von den Blumen, Stauden und Bäumen zu haben, die von ihnen gepriesen werden. Wissenschaftliche Werke helfen diesem Bedürfniß nicht ab, weil man sich darin begnügt, die physiologisch bedeutenden Theile der Pflanzen abzubilden, während wir sie vollständig, nach den verschiedenen Stufen ihrer Entfaltung, und in der ganzen Pracht und Herrlichkeit ihres freien Wuchses, der auch in keinem Treibhause zu erreichen steht, ja mit ihrer natürlichen Umgebung vor Augen sehen möchten. Die Kupferblätter zu den vorliegenden Pflanzenbeschreibungen, von einheimischen Künstlern gezeichnet und gestochen, beweisen ihren Fleiß und ihren Sinn für das Charakteristische. Das Coloriren der Blätter, bei einem solchen Werke ein unerlaßliches Erforderniß, könnte man ihnen vollends mit dem größten Zutrauen überlassen, da lebhafte und treue Färbung, bei manchen andern Mängeln, eine allgemeine Tugend der fein ausgeführten Indischen Bilder ist. Nur wo eine landschaftliche Wirkung bezweckt würde, hätte etwa eine europäische Künstlerhand nachzuhelfen. Die Geschlechter des Lotus, dem Indier wie dem Aegyptier ein heiliges Sinnbild der aus dem Schooß der Gewässer

entfalteten Lebensfülle, möchten die Reihe eröffnen; die blühende Staude Asoka, so genannt, weil ihr Anblick jeden Kummer verscheucht; der duftende Champaka, der mächtige Mango, die mancherlei Palmen, die Waldungen im Ganzen mit ihrem üppigen Rankengewebe, würden uns unter jenen Himmelsstrich versetzen, uns gleichsam die balsamische Luft athmen lassen, welche den Dichter berauschte; Kränze und Blumenketten, der Lieblingsschmuck der Götter und der Menschen, dürften endlich auch nicht fehlen.

Zoologie.

Mein Freund und Amtsgenosse Hr. d'Alton hat die Güte gehabt, mir über den Asiatischen Tapir folgende Bemerkungen mitzutheilen. Niemand hat mehr Beruf, über einen solchen Gegenstand das Wort zu führen, als der Verfasser des meisterhaften Werkes über die sowohl antediluvianischen als noch lebenden Gattungen der Pachydermen.

Der Asiatische Tapir.

Verehrtester Freund!

Daß der Tapir, den man bisher immer allein America angehörig glaubte, wo er das größte Landthier ist, und die Stelle des Elephanten der alten Welt vertritt, neuerlich auch in Asien entdeckt wurde, ist in geologischer wie in zoologischer Hinsicht von höchster Bedeutung. Es sey nun, daß aus dieser abermals bestätigten Gemeinschaft der Thiere der alten und neuen Welt, in Folge eines gemeinsamen Ursprungs aus Einer Zone, vermöge ihrer Verbreitung auf einen früheren Zusammenhang beider

Continente, oder umgekehrt aus dieser Trennung der Welttheile auf einen gleichzeitigen verschiedenen Ursprung der Thiere geschlossen werden kann: so ergiebt sich doch daraus die Folgerung, daß die Natur unter gleichen äußeren Verhältnissen stets die nämlichen Formen hervorzubringen, und einen bestimmten Kreis der Bildungen zu beschreiben genöthigt sey, was wir im allgemeinsten als das Gesetz einer unendlichen Harmonie bezeichnen.

Nach meiner Ansicht einer innern Verwandtschaft aller Thiere, in Folge einer gleichzeitigen ursprünglichen Verschiedenheit und einer fortschreitenden Umbildung, weßhalb auch ihre Abstammung, ihrer specifischen Verschiedenheit ungeachtet, in ununterbrochener Reihe gedacht werden muß, ist diese Entdeckung des Tapirs in Asien, welchen Major Farquhar zuerst auf der Malayischen Halbinsel, und Hr. Sibbons später auch auf Sumatra antraf, noch von besonderer Wichtigkeit, indem dieses Thier, wie auch schon erkannt wurde, in seiner Verschiedenheit ein Mittelglied zwischen dem in America lebenden, und dem in Europa sich fossil vorfindenden Tapir bildet, was sowohl der Ansicht einer fortschreitenden Metamorphose, als der Ueberzeugung entspricht, daß wir keineswegs schon alle auf unserer Erde lebenden großen Thiere kennen. Als Beweis des letzteren könnte auch die Auffindung eines bisher noch unbekannten Rhinoceros auf Sumatra und eines andern im Innern von Africa gelten, anderer minder wichtiger Thiere hier gar nicht zu gedenken. Auch wird so unsere Hoffnung aufs neue belebt, daß sich künftig noch mehre Mittelglieder einer so befremblich scheinenden Abstammung der lebenden Geschlechter von den untergegangenen werden auffinden lassen.

Von besonderer Wichtigkeit scheint eine Bemerkung, die sich uns hier aufdrängt, wenn wir die verschiedenen Länder und Zustände mit einander vergleichen, in welchen der Tapir gegenwärtig noch lebt, und wo fossile Reste desselben ausgegraben werden. Nicht selten trifft man Knochen des Tapirs am alten Seestrande und an den Ufern großer, sich ins Meer ergießender Flüsse, in Frankreich, Deutschland und Italien an.

Die Abbildungen des Tapirs in Chinesischen und Japanischen Kupferstichen, welche Hr. Abel Remusat seinem Amtsgenossen Cuvier nachwies, und welche dieser für ganz unzweideutig erklärt, (Recherches sur les ossemens fossiles T. II. P. 1. p. 144) beweisen, daß das Thier den Chinesen, und vermuthlich durch deren Vermittlung den Japanern, längst bekannt war; sey es nun, daß jene es in der jenseitigen Halbinsel Indiens und auf den Inseln des Indischen Archipelagus kennen gelernt, oder daß der Tapir in den südlichsten Landschaften des eigentlichen China noch vorkommt. Allein das Nichtvorhandenseyn dieser Thiere in den angränzenden, den Europäern mehr bekannten Ländern Indiens, wo ihrer Ausbreitung und Vermehrung keine besonderen Hindernisse entgegen stehen würden, (um so mehr da der Tapir, wie der Hippopotamus, nur sumpfige Gegenden bewohnt, und sich wie jener lange unter Wasser aufzuhalten vermag, indem ihm dieß den meisten Schutz gegen reißende Thiere gewähren kann,) als auch daß, wie Sie, mein Freund, bemerken, sich im Indischen kein Name für dieses Thier findet, scheint eben so wie seine Seltenheit auf Malacca und Sumatra auf ein allmähliges Aussterben des-

selben in Asien hinzudeuten *), und uns zu dem Schlusse zu berechtigen, daß der Tapir früher auch da gelebt haben könne, wo sich seine Knochen jetzt nur noch im fossilen Zustande finden. Dazu kommt noch, daß Hr. Gibbons ausdrücklich sagt, einer der ältesten Männer auf Sumatra habe versichert, daß ihm nur einmal, und zwar in seiner Kindheit ein Thier der Art zu Gesichte gekommen sey, und er außerdem nie von einem solchen gehört habe. Ferner zeigt ein Skelett, welches Hr. Dr. Reinwardt aus Sumatra gesandt, und ich im Königlichen Museum zu Leyden zu vergleichen Gelegenheit hatte, alle Merkmale eines krankhaften Zustandes, welche sich doch sonst nur nach langer Gefangenschaft an Thieren finden, die aus südlichen Zonen in nördliche versetzt sind. Selbst auf der Malayischen Halbinsel ist dem Major Farquhar die Bemerkung nicht entgangen, daß dieses Thier, ungeachtet seiner dicken Haut, sogar im Indischen Clima für fallende Temperatur sehr empfindlich sey. Hier darf ich es nicht unterlassen, eine andre Bemerkung des trefflichen Mannes, dem wir zuerst die Entdeckung und Bekanntmachung dieses merkwürdigen Thieres verdanken, zu erwähnen, die, wenn sie vollkommen gegründet wäre, mich allein schon bewegen würde, meine Ansicht einer allmähligen Umwandlung der Thiere in Folge

*) Hr. Abel Remusat sagt im Journal des Savans, 1820. p. 217. Les Chinois, qui connoissent le tapir depuis long-temps et qui le décrivent sous le nom de *me*, disent qu'on en trouvoit autrefois dans le Yun-nan. Diese Landschaft liegt nordwärts von Tonquin, zwischen 23° — 27° Lat. Ein Zeugniß, wodurch jene Vermuthung auffallend bestätigt wird!

Anm. d. Hg.

veränderter äußerer Verhältnisse, aufzugeben. Farquhar sandte nämlich der Asiatischen Gesellschaft eine zweite Zeichnung von einem jungen Tapir von Malacca, den er lebend in seinem Hause hatte. An diesem Thiere nun glaubte er die Bemerkung gemacht zu haben, daß es nicht wie jenes aus Sumatra nach Calcutta lebendig gesandte, das sich in der Menagerie zu Barakpore befindet, eine große Liebe zum Wasser, sondern vielmehr eine Abneigung dagegen gezeigt habe, und daß diese Thiere überhaupt mehr hochgelegene Gründe lieben; wogegen das Sumatrensische zu Barakpore den größten Theil des Tages im Pfuhl und Sumpf versenkt zubringt. Eine solche Verschiedenheit der Neigungen und Lebensweise bei Thieren gleicher Organisation, ist jeder physiologischen Bedeutung der Organe widersprechend, und es scheint daher, wenn diese Beobachtung auch an sich richtig wäre, der Grund der Abneigung dieses jungen Thieres gegen das Wasser ein ganz anderer, vielleicht eine krankhafte Stimmung gewesen zu seyn, was um so wahrscheinlicher ist, da Farquhar gerade an demselben Individuum jene große Empfindlichkeit für Kälte bemerkt hat; anderer localer Ursachen hier nicht weiter zu gedenken. Jedenfalls müßte eine so wichtige Beobachtung öfters wiederhohlt und allgemein bestätigt werden.

Könnte man auf eine so unvollkommne Zeichnung, wie die den Asiatischen Untersuchungen beigefügte Abbildung des Tapirs ist, welche dem Styl nach von einem Japaner verfertigt zu seyn scheint, eine Vergleichung gründen, so wäre der Unterschied zwischen dem Schädel des Tapirs aus der Halbinsel von Malacca, der hier vorliegt, und jenes aus Sumatra, der in den Recherches sur les ossemens fos-

SILES, Tome II, Part. 1, Pl. V. vortrefflich abgebildet ist, wenigstens eben so groß, als der zwischen dem Americanischen und Sumatrensischen. So mangelhaft und ohne alles Verständniß von Licht und Schatten jene Zeichnung auch ist, so ist doch nicht wohl denkbar, daß dieselbe ganz ohne geometrische Ausmessungen der Grundverhältnisse ausgeführt worden sey; und daher möchte auch wohl auf eine Verschiedenheit jener beiden Schädel mit Recht zu schließen seyn. Daß aber diese Verschiedenheit von Hrn. Diard (ASIATIC RESEARCHES) noch nicht bemerkt wurde, ließe sich dadurch erklären, daß derselbe den aus Malacca stammenden Schädel, den die Asiatische Gesellschaft besitzt, nicht mit dem des Sumatrensischen Tapirs verglich, indem das Thier aus Sumatra noch lebte, als jener Gelehrte in Calcutta war; so wie Hr. Cuvier bei seiner Vergleichung des Americanischen Tapirs mit dem aus Asien, der ich nichts beizufügen wüßte, nur den Tapir von Sumatra vor Augen hatte. Das Resultat meiner Bemerkungen über diese wichtige Entdeckung wäre demnach eine Bestätigung der Meinung, daß alle Thiere, die sich in ihrer Neigung und Lebensweise gleichen, die stets von der Außenwelt bestimmt und bedungen sind, auch in ihrer Organisation und Bildung übereinkommen; daß, wo die äußeren Ve[illegible]nisse nicht die nämlichen sind, sich auch die Thiere nach Maaßgabe derselben unterscheiden; endlich daß, wie das thierische Leben selbst, als ein elementarer Prozeß, nur aus dem allgemeinen Leben der Natur zu erklären ist, auch die organische Form als abhängig von der Außenwelt betrachtet werden muß.

d'Alton.

Schließlich bemerke ich, daß der Tapir auf Malayisch Tannu heißt. Einen Namen im Sanskrit finde ich nicht: sollte ein solcher vorhanden seyn, so würde man mich durch die Nachweisung sehr verbinden. Aus dem Mangel eines Namens läßt sich, wie mich dünkt, unfehlbar schließen, daß seit Menschengedenken der Tapir weder im diesseitigen Indien noch in der, den Indiern wohlbekannten Insel Ceylon gelebt habe. Aus der Auffindung eines Namens würde sich aber nicht eben so zuverläßig das Gegentheil folgern lassen. Denn die alte classische Sprache enthält auch Benennungen für Thiere, welche dem Himmelsstriche Indiens ohne Zweifel von jeher fremd gewesen sind: z. B. für den grunzenden Ochsen aus Tibet und der Tartarei. Es wäre sehr wünschenswerth, wenn die im Amara-Kosha und den ergänzenden Real-Wörterbüchern aufgeführten Thiernamen zoologisch genau erörtert würden. Diese Arbeit kann aber nur in Indien selbst vorgenommen werden: denn es wäre dazu erfoderlich, daß man sich mit einheimischen Sprachgelehrten durch vorgezeigte genaue und colorirte Abbildungen der Gattungen, Arten und Unterarten von Thieren auf eine ganz unzweideutige Weise verständigte.

Ethnographie und Alterthums-Kunde.

In diesen Fächern haben wir zuvörderst zwei Aufsätze von Hrn. J. Crawfurd auszuzeichnen, dem man seitdem ein ausführliches Werk über den Indischen Archipelagus verdankt: Bemerkungen über die Fortbauer der Hindu-Religion auf der Insel Bali, und eine Beschreibung der Tempel-Ruinen von Brambanan in Java.

§. 1.

Java und Bali.

Die Englische Besitznahme von Batavia ist für die Erweiterung unsrer Kenntnisse ungemein fruchtbar gewesen. In dem großen Werke über Java von Sir Thomas Stamford Raffles nimmt zwar, wie billig, Geographie, Naturgeschichte, Statistik und neuere Geschichte des Landes die erste Stelle ein; aber auch der Sprach- und Alterthumsforscher wird auf das reichlichste bedacht. Es ist kaum zu begreifen, und nie genug zu preisen, daß ein Mann, dem die wichtigsten Regierungsgeschäfte oblagen, in wenigen Jahren einen solchen Schatz ganz neuer gelehrter Kenntnisse hat zusammenbringen können.

Die der Gesellschaft früher vorgelegten Aufsätze von Hrn. Crawfurd lassen sich nun mit dem Werke von Raffles vergleichen. Die beiderseitigen Berichte werden durch einander vielfach aufgeklärt, und größtentheils bestätigt. Ich will mich bemühen, die leitenden Gesichtspunkte für die schon angestellten und noch anzustellenden Untersuchungen so genau wie möglich zu bestimmen.

Das Volk der Javaner, Malayischen Stammes, verdankt dem diesseitigen Indien seine gesamte Geistesbildung. Sanskrit-redende Fremdlinge *) kamen vor vielen

*) Dieß behaupte ich entschieden, und wünsche, wenn man Einwürfe zu machen hat, den Widerspruch hervorzurufen, weil ich sehe, daß ausdrücklich oder stillschweigend angenommen wird, die Ansiedler hätten eine der heutigen landschaftlichen Mundarten Indiens gesprochen. Diese sind meines Erachtens durch Auflösung und Mi-

Jahrhunderten über das West-Meer, und brachten den Einwohnern der herrlich begabten Insel ihre Religion, Gesetze, Sitten, Künste, Schrift, Poesie und Wissenschaft. Seit viertehalbhundert Jahren ist durch Einführung des Mahomedanismus, welche ungefähr binnen eines Jahrhunderts beendigt ward, dieß alles wieder verschwunden. Der Islam hat auch hier seine gewöhnlichen Wirkungen auf die Völker, welche sich zu ihm bekennen, hervorgebracht: Stumpfsinn in der Wissenschaft, Verwahrlosung der edleren Künste, Gleichgültigkeit gegen alles, was das Leben verschönert, eigentlichen Luxus und baaren Sinnesgenuß ausgenommen; endlich knechtische Biegsamkeit unter dem Fatalismus despotischer Willkühr. Doch sind die Javaner nur laue Moslemin; sie hängen in vielen Stücken heimlich oder öffentlich an dem Glauben ihrer Vorfahren. Die Holländer haben den Verkehr mit Arabien, die Pilgerfahrten nach Mecca und die Sendung auswärtiger Zeloten möglichst verhütet: man weiß daher dort nichts von jener brutalen Intoleranz, die sonst unter den orthodoxen Bekennern des Korans allgemein und unvertilgbar ist.

Die Geschichte bezeugt, daß Java vormals weit besser angebaut und bevölkert gewesen, daß das Volk einen

schung erst seit dem Einbruch fremder Eroberer entstanden, und also weit jünger. Daß zu der Zeit, als die Griechen Indien kennen lernten, und noch beträchtlich später, das Sanskrit oder, wenn man lieber will, das Alt-Indische die allgemeine Sprache des Landes, mit Ausnahme der wilden Bergvölker, gewesen, wird sich so ziemlich erweisen lassen.

kühneren Unternehmungsgeist gehabt; und es ist sehr wahrscheinlich, daß von hier aus der Same der Cultur auf andern Inseln des Indischen Archipelagus ausgestreut worden. Der Javaner in seiner gegenwärtigen Versunkenheit schaut zu jener Vorzeit, wo seine Ahnen nach Indischer Weise lebten, wie zu einem wunderbaren Heldenalter empor; und daß sein Glaube kein Traum sey, beweisen die Ruinen unzähliger Tempel und Paläste, fest und meisterlich gebaut, und mit dem sorgfältigsten Schmucke mannigfaltigen Bildwerkes ausgestattet: Ruinen, die, wie man auch über den Geschmack der Architectur und Sculptur urtheilen möge, eine solche Vollkommenheit der mechanischen Künste voraussetzen, daß die heutigen Künstler und Handwerker von Java selbst nicht das kleinste jener Gebäude aufzuführen im Stande seyn würden. Dann die Reste einer reichen Litteratur in einer nun vergessenen Sprache, welche die Dichtersprache, KAWI, heißt *), weil sie nur in ihrem edelsten Gebrauche sich selbst überlebt hat.

Es fragt sich nun: auf welchem Wege kamen die Indischen Ansiedler? zu welcher Zeit? von welchem Gesetz und Glauben waren sie, Brahmanen oder Bauddhas, d. i. Anhänger des Buddhas? Die befriedigende Auflösung dieser Fragen kann auch auf die innere Geschichte des diesseitigen Indiens ein großes Licht zurückwerfen.

Wenn man die Landcharte betrachtet, und Java durch einen weiten insellosen Ocean von der diesseitigen Halbinsel getrennt sieht, während es mit Sumatra, nur durch schmale Sunde von der Landzunge der jenseitigen

*) कवि Kavi, Dichter; काव्य Kâvya, Gedicht.

Halbinsel gesondert, beinahe als deren Fortsetzung erscheint; wenn man die Thatsache dazu nimmt, daß alles, was die Bewohner dieser Halbinsel an Wissenschaft, Kunst und gesetzlichen Einrichtungen besitzen (den späteren Einfluß von China abgerechnet) aus Indien herkommt, und ausgemacht auf dem Landwege von Norden her über den Ganges zu ihnen gebracht worden: so wird man geneigt seyn, auch die Cultur von Java daher abzuleiten, und für die letzte Verzweigung jener Auswanderungen zu erklären.

Nichts desto weniger ist das Gegentheil das wahre. Die Javaner nennen das ganze diesseitige Indien Kling, und nach ihrer einstimmigen Ueberlieferung sind die gelehrten sittenbildenden Fremdlinge auf zahlreichen Schiffsgeschwadern von daher gekommen. Kling ist zusammengezogen aus Kalinga; dieß ist der Name eines vormaligen Königreichs, welches an der Nordküste von Coromandel den ganzen Landstrich von Cuttak bis gegen Madras zu, also das Gebiet der nördlichen Circars und darüber hinaus, einnahm. Noch heißt dort eine Stadt Kalinga-Pattanam. Der Name ist alt und classisch, er kommt in den Purana's vor; wollte aber jemand diesen ihr Alter bestreiten, so verweisen wir ihn auf den Plinius, welcher Calinga mit Angabe derselben Lage verschiedentlich erwähnt. Plinius fand den Namen ohne Zweifel beim Megasthenes, oder irgend einem andern Griechischen Schriftsteller des nächsten Zeitalters nach Alexander dem Großen, der sogar den Idiotismus des Sanskrit aufgefaßt hatte, daß der Landes-Name im Plural gesetzt, zum Namen des Volkes wird. *)

*) PLIN. HIST. NAT. L. VI, Cap. 20. Ab ostio Gangis ad promontorium CALINGΩN, et oppidum Danda-

Die Ueberlieferung der Javaner von Einwanderungen nicht von Malacca her, sondern aus Kalinga, wird durch einen innern, wie mich dünkt, ganz unumstößlichen Beweis bestätigt. Das den Sprachen der jenseitigen Halbinsel eingemischte Sanskrit ist ungemein verderbt, nicht selten bis zur Unkenntlichkeit; in dem Kawi hingegen haben sich die Sanskrit-Wörter bis auf einige Buchstaben, welche die Javaner nicht aussprechen konnten, wunderbar rein und unverändert erhalten, so daß man sie meistens ganz unverfälscht in die classische Sprache zurückschreiben kann. Es ist demnach klar, die Javaner haben unmittelbar und an der ächtesten Quelle geschöpft.

Man sagt, die Indier sind niemals Seefahrer gewesen. Hier sehen wir nun ein auffallendes Beispiel des Gegentheils. Wir wollen diese unläugbare Thatsache einstweilen in die Vorrathskammer der Geschichtforschung niederlegen. Sollten sich irgendwo unverkennbare Spuren einer Indischen Ansiedelung finden, (es versteht sich, daß allgemeine und oberflächliche Aehnlichkeiten nicht dafür genommen werden dürfen) so wird uns ein dazwischen liegendes Meer nicht abhalten, sie für wahrhaft anzuerkennen. Ferner ist es ein merkwürdiger Umstand, daß die Colonisten aus Kalinga nach einer schon sehr weiten Schifffahrt sich nicht auf dem vorliegenden Sumatra niederließen, sondern es vorbeigingen, und sich erst in Java und zwar in dessen entferntestem östlichem Theile ansiedelten. Es scheint wohl, daß die den Zug leitenden Priester nicht den nächsten Landesbesitz blindlings ergriffen, sondern nur da

gula DCXXV millia passuum. Vergl. die Charte des alten Indiens von Danville.

der Wanderung ein Ziel setzten, wo sie nach Prüfung der Luft, des Bodens und seiner Erzeugnisse mit erstaunlicher Durchschauung der Natur einen bequemen und angemessenen Schauplatz für die beabsichtigte Menschenbildung zu finden glaubten. Diese Annahme scheint mir bei der Geschichte der ältesten Völkerwanderungen überhaupt von großer Wichtigkeit zu seyn, und manche Ansiedelungen werden mir allein dadurch begreiflich.

Was den Zeitpunkt der ersten Einwanderung aus Indien in Java betrifft, so ist die Sache nicht so klar. Die Javaner haben zwar hierüber eine Ueberlieferung und sogar eine chronologisch bestimmte; aber eben ihre Bestimmtheit macht sie verdächtig. Sie bedienen sich noch gegenwärtig derselben Zeitrechnung, welche an der ganzen Küste Coromandel gilt: nämlich der Aera des Salivahana, Saka genannt, welche 78 Jahre später fällt, als die Christliche. Der erste Indische Ankömmling Adi Saka soll nun grade in dem ersten Jahre dieser Aera gelandet seyn. Welch ein seltsames Zusammentreffen! Dazu kommt, daß der Name Adi Saka im Sanskrit nichts anders bedeutet, als den Anfang oder das erste Jahr der Aera. Der vermeintliche Stifter der Colonie wird also leicht für ein aus der Personification eines Begriffes entstandenes Scheinwesen erkannt. Jener erste Ankömmling wird auch Tritresta genannt. Dieß ist doch wohl Dhritaraschtras, der Vater der Kuru's? Wie dieser hieher kommt, begreife ich vollends nicht. Der Name ist noch dazu ein sprechender: tenax imperii, weil der aus dem Maha-Bharata bekannte Dhritaraschtras, wiewohl blind, die Regierung nicht aufgeben wollte.

Uebrigens möchte ich die obige Angabe keineswegs deshalb bezweifeln, weil sie uns in ein unerschwinglich hohes Alterthum zurückführt. Konnte Indien überhaupt so weit hin eine Colonie zur See aussenden, so kennen wir wenigstens bis jetzt kein Ereigniß, wodurch es später möglich geworden wäre, während es früher unmöglich war.

Daß die Erinnerungen der Javaner von ihrer Vorzeit sich nur mit genauer Noth so weit erstrecken, ist meines Erachtens kein Beweis gegen das höhere Alter. Geschichte, eine beurkundete und nach Zeiten geordnete Geschichte, liegt außer dem Kreise Brahmanischer Geistesbildung: was nicht vergessen wird, gestaltet sich zur Mythologie. Bei den Buddhisten scheint es anders gewesen zu seyn. Sir Th. St. Raffles hat über die Geschichte von Java einheimische Erzählungen, sogar chronologische Tabellen mit größtem Fleiße gesammelt, will sie aber gleichwohl keineswegs für authentisch ausgeben, theils weil bekannte ältere Namen der Indischen Helden-Mythologie häufig als geschichtliche Personen eingewebt sind, theils weil die verschiedenen Angaben durchaus nicht mit einander übereinstimmen. Es sind augenscheinlich späte, erst seit Einführung des Islam gemachte Versuche, eine Art von Ordnung in die Geschichte des Landes zu bringen. Dieß offenbart sich auch darin, daß die wahre Bedeutung der Indischen Götter- und Helden-Namen und das Verhältniß, worin sie ursprünglich stehen, nicht mehr verstanden ward. Insbesondere scheint mir die angebliche Colonie aus Gujerat im Jahr 525 der Javanischen Aera ein neues Einschiebsel zu seyn, welches durch die gegenwärtigen Handelsverhältnisse veranlaßt worden.

Die an verschiedenen Tempel-Ruinen gefundenen Jahreszahlen bezeugen kein sehr hohes Alter. Aber dieß beweiset nichts gegen eine frühere Ansiedelung: denn viele Tempel sind ohne Jahreszahl, und die abweichenden Style der Baukunst lassen auf verschiedene Zeitalter schließen. In einer mit Vulcanen angefüllten und den heftigsten Erderschütterungen ausgesetzten Insel sind überhaupt uralte Gebäude nicht zu erwarten.

Es bleibt also nichts übrig als das Alter der Einwanderungen vermuthungsweise nach ihren Wirkungen zu schätzen. Und aus diesem Gesichtspunkte glaube ich, muß man ihnen einen so langen Zeitraum gönnen, als nur irgend mit andern Wahrscheinlichkeiten oder geschichtlichen Thatsachen verträglich ist.

Die Javaner haben die körperliche Aehnlichkeit mit ihren Stammverwandten, den Malayen, treu bewahrt. Nur in dem östlichen Theile der Insel, und auch dort hauptsächlich unter den Vornehmen, glaubte Sir Th. St. Raffles leichte Spuren des Indischen Geblüts in den zarteren Gesichtszügen, dem schlankeren Wuchs, der feineren Bildung der Hände und Füße zu erkennen. Dieß beweiset, daß die Indischen Ankömmlinge gegen die schon vorgefundene Bevölkerung nur in kleiner Anzahl waren. Desto erstaunlicher ist die Geistesherrschaft, welche sie über ein zahlreiches Volk ausgeübt, und desto längere Zeit mußte dazu erfordert werden.

Zu den merkwürdigsten Wirkungen der Ansiedelung gehört das Kawi, worin ungefähr die Hälfte der Wörter reines Sanskrit ist. *) Hieraus erhellet, daß das Sans-

*) So schätze ich das Verhältniß in der zusammenhängenden Rede nach den mitgetheilten Proben. In den Glossarien,

reit die Muttersprache der Fremdlinge war, und viele Menschenalter hindurch blieb: denn wäre es eine todte, in den heiligen Büchern aufbewahrte und nur gelehrten Priestern bekannte Sprache gewesen, so hätte sich die Einmischung auf wenige gottesdienstliche Ausdrücke beschränkt, wie es mit dem Latein bei den zum Christenthum bekehrten deutschen Völkern der Fall war.

Das Kawi war vormals gewiß eine lebende Sprache, wenigstens der unterrichteten obern Stände in Java, denn es ist viel darin gedichtet worden, und man dichtet nur für ein Publicum. Jahrhunderte waren nöthig, um eine solche Sprache zu bilden, Jahrhunderte, um sie mit einer reichen Litteratur auszustatten; und vor mehr als viertehalbhundert Jahren scheint sie schon in Abnahme gekommen zu seyn. Denn die noch jetzt in Java gangbaren Uebertragungen der ursprünglich Indischen Heldengedichte aus dem Kawi in die volksmäßige Sprache zeugen von einem Bedürfniß der Erklärung: und diese werden doch nicht erst seit dem Uebertritt zum Islam verfertigt worden seyn.

Hrn. Crawfurds Vermuthung *), wobei er sich freilich auch nicht auf eigne Sprachkunde beruft, das Kawi

welche Hauptbegriffe betreffen, werden sich die Sanskrit-Wörter zu den Malayischen ungefähr wie 9 zu 1 verhalten.

*) Pag. 161, note B. »Were I to offer an opinion respecting the history of the *Kawi*, I would say that it is Sanscrit deprived of its inflections; and having in their room the prepositions and auxiliary verbs of the vernacular dialect of *Java*. We may readily suppose the native *Brahmans* of that island separated from the

sey von jeher nur eine todte Sprache gewesen, ist ganz unhaltbar. Verse in todten classisch festgesetzten Sprachen hat man vielfältig geschrieben, wenn es Leser genug gab, dergleichen zu bewundern. Allein diese todten Sprachen waren einmal lebende: und nur vermöge ihres vormaligen Lebens hatten sie eine dichterische Diction Die Angelsächsischen Mönche sprachen und schrieben das Latein mit

country of their ancestors, through carelessness and ignorance endeavouring to get rid of the difficult and complex inflections of the *Sanscrit*, for the same reason that the barbarians altered the *Greek* and *Latin* languages to the formation of the modern *Romaic* and Italian. In progress of time it seems probable that a number of words of the vernacular dialect, besides the prepositions and auxiliary verbs, would creep in, and such a corruption encreasing would naturally enough account for the different states of the *Kawi*, more or less modern or obsolete, as already mentioned. The *Kawi* was probably always a dead language, or if spoken, a language confined to the priesthood.» — Alles, was der Verf. hier erwähnt, ist allerdings bei dem Uebergange des Latein zu den Romanischen Mundarten erfolgt, aber nicht als der Einfall einzelner Menschen, sondern als das allmählige Werk der Zeit, und des lebendigen Verkehrs zwischen Völkern, welche gemeinschaftlich Ein Land bewohnend, gleichwohl verschiedene Muttersprachen hatten. Erst als es erfolgt war, fing man an Romanisch zu dichten; bis dahin hatte man einerseits, gut oder übel, Lateinisch, andererseits Gothisch, Burgundisch, Fränkisch u. s. w. gedichtet. Eine todtgeborne Sprache hat es nie und nirgends gegeben.

Fertigkeit, wie die Indischen Priester in Java das Sanskrit. Wer möchte sich aber als möglich denken, jene Mönche hätten nach eigenem Belieben eine Anzahl Lateinischer und Angelsächsischer Wörter durch einander gemischt, die ersten, um der lästigen lateinischen Syntaxis los zu werden, ihrer Biegungen entkleidet, und in diesem Kauderwelsch lange Gedichte geschrieben? Es wäre das Mittel gewesen, sowohl den Gelehrten als dem Volke unverständlich zu werden. Die von Hrn. Crawfurd bemerkte Verschiedenheit des Styls zwischen dem älteren und neueren Kawi widerlegt vielmehr seine Meinung: man sieht, es war eine in der Bildung begriffene, daher dem Wechsel unterworfene Sprache, wo dann das volksmäßige immer mehr Raum gewann. Dasselbe bestätigt der noch bestehende große Unterschied zwischen der vornehmen und gemeinen Sprache der Javaner, und die nicht geringe Einmischung des Sanskrit sogar in die letzte.

Ein beträchtliches Alter der Ansiedelungen schließe ich ferner aus dem Umstande, daß die mitgebrachten Indischen Heldensagen sich ganz mit dem Daseyn des Volks verwebt haben, und völlig einheimisch geworden sind. Bis auf den heutigen Tag läßt sich der Javaner den Glauben nicht nehmen, daß der in der Gegend von Dehli im nördlichsten Indien geführte Krieg der Kuru's und Pandu's in seiner Heimath vorgefallen sey, und Sir Th. St. Raffles giebt eine Charte von Java, worauf die fabelhaften Schauplätze der Handlung verzeichnet sind. Nicht nur Sitte und Lebensweise der Einheimischen wurden durch die Fremdlinge umgewandelt, sondern auch ihre Einbildungskraft bezaubert. Wir kennen schon mehrere Beispiele vom Verpflanzen

und Einimpfen der Sage: dieß ist eins der auffallendsten und unbestreitbarsten. Die Möglichkeit solcher Verpflanzungen muß bei jeder Untersuchung über die Mythologie der Völker gar sehr in Betracht gezogen werden. Längst war es mir z. B. klar, daß die Erzählungen vom Sesostris aus Aegyptischen Heldengedichten genommen sind. Aber dieß reicht noch nicht hin, um sie zu begreifen. Der einzige Schlüssel des Räthsels ist der, daß die Stammväter der Aegyptier die Sage aus ihren Ursitzen mitgebracht und sie auf einen Beherrscher Aegyptens übertragen haben, wo sie nun zu der Lage der Dinge nicht passen wollte: weswegen die Thaten des Sesostris, als wahre Geschichte betrachtet, widersinnig und unmöglich erscheinen.

In dem Werke von Raffles findet sich ein Glossar des Kawi. Da nur ein einziger gelehrter Javaner zu finden war, der die Sprache noch einigermaßen verstand, so haben sich dabei natürlich Misverständnisse und Verwechselungen eingeschlichen, die jeder, dem das Sanskrit geläufig ist, leicht berichtigen wird. Ferner ziemlich lange Proben aus Gedichten, welche Hr. Crawfurd noch mit einer neuen vermehrt hat. Beide Herausgeber haben sie mit Uebersetzungen begleitet, aber leider nicht mit solchen, welche dem Original Wort für Wort folgen. Eins fehlt nur, eine Grammatik. Aus den vorliegenden Materialien, viel besser jedoch mit Hülfe der von Sir Th. St. Raffles gesammelten Kawi-Handschriften, würde ein Kenner des Sanskrit und des Malayischen sie leicht zu Stande bringen können, und dieß wäre wünschenswerth für die allgemeine Sprachkunde. Je mehr solcher Sprachen, die in einem schon geschichtlichen Zeitraume aus bekannten älteren Sprachen durch Mischung

erwachsen sind, man im Vergleich mit diesen zergliedert haben wird, desto bestimmter werden/die dabei obwaltenden Gesetze der Sprachbildung hervortreten, und desto zuverlässiger wird sich auch entscheiden lassen, daß dies- oder jene aus einer unbekannten Vorzeit herstammende Sprache, vermöge ihres Baues, nicht auf diesem Wege zufälliger Mischung aus fremdartigen Bestandtheilen hat erwachsen können.

Im Kawi haben, wie die beiden Berichterstatter versichern, und wie der Augenschein lehrt, die Sanskrit-Wörter ihre Biegungen eingebüßt, an deren Stelle einheimische Hülfswörter getreten sind; die Buchstaben hingegen sind meistens unverändert. In der heiligen Sprache der Birmanen, dem Pali, (wohl zu unterscheiden von der einheimischen Mundart der östlich neben Java liegenden Insel Bali) ist es nach einer von dem vortrefflichen zu früh verstorbenen Sprachkenner, Dr. Leyden, mitgetheilten Probe *) gerade umgekehrt. Die grammatischen Formen sind beibehalten, die Aussprache ist sehr verderbt, eine beträchtliche fremde Einmischung scheint hier nicht Statt gefunden zu haben. Das Kawi darf also keinesweges als eine Verzweigung des Pali betrachtet werden.

Ich komme nun auf die letzte Frage: ob die Indischen Ansiedler Brahmanischen Glaubens, oder Buddhisten waren? Wir werden sogleich sehen, daß beiden ein Antheil zugestanden werden muß Aber es fragt sich: in welcher Folge kamen sie? und haben die beiden Religionen in verschiedenen Zeiträumen ausschließend geherrscht, oder neben einander bestanden?

*) Dr. Leyden on the languages and litterature of the Indo-Chinese nations, As. Res. Vol. X, p. 285 der Londoner Octav-Ausgabe.

Die Einwohner der Insel Bali, welche jetzt erst durch die Nachrichten der Engländer für Europa aus der Dunkelheit hervortritt, haben den Islam nicht angenommen, sondern sind Anhänger der Brahmanen geblieben. Von hieraus verschaffte sich Sir Th. St. Raffles Kawi-Handschriften, welche in Java ganz verschwunden sind. In Bali hat die Eintheilung nach Casten volle Gesetzeskraft, es giebt sogar Auswürflinge oder Chandala's, und auch die grausame Sitte des Todesopfers edler Wittwen ist dort herrschend. Die Einwohner versichern, nach der Zerstörung von Majapahit, der letzten Hauptstadt Javanischer Fürsten des alten Glaubens, hätten sich viele Javaner, welche sich nicht zum Islam bekehren wollten, zu ihnen geflüchtet, auch ihre Bücher mit herüber gebracht. Da es nun in Bali nur wenige unwissende Buddhisten aus den untersten Ständen giebt, so erhellet, daß diese Flüchtlinge sich zum Brahmanischen Götterdienste bekannten, welcher demnach auch auf Java seinen Sitz gehabt haben muß. Auf der andern Seite ist die Religion des Buddhas nicht nur in Java einheimisch gewesen, sondern auch zu großem Ansehn und Reichthum gelangt. Denn Buddhistische Priester haben die herrlichen sogenannten tausend Tempel von Brambanan errichtet. Was Hr. Crawfurd hierüber sagt, ist vollkommen einleuchtend: die kleinen Tempel, welche den großen umgaben, waren für Bilder des Buddhas, anbetend nach den Gegenständen der Verehrung im Mittelpunkt hingewendet, bestimmt. Hr. Baker, ein englischer Offizier dessen Beschreibung von diesen Ruinen Sir Th. St. Raffles seinem Werke beigefügt hat, hatte in seinem Gefolge einen Sipay aus der Brahmanen-Caste,

welcher an den Bildwerken die Vorstellungen seiner vaterländischen Religion bewunderte, die Statuen des Buddhas aber für andächtige Brahmanen ausgab. Hr. Baker machte ihn aufmerksam auf die kurzen krausen Haare, welche schon einen und den andern Gelehrten bewogen haben, seltsam genug den Buddhas aus Afrika herzuleiten. Der Sipay erwiederte, das sey eine Art von Wollmützen, welche die andächtigen Büßer seines Landes zu tragen pflegten, und blieb fest bei seiner Behauptung, diese Tempel seyen dem Brahmanischen Götterdienste gewidmet gewesen.

Mir scheint dieser Widerspruch des Brahmanen-Soldaten von geringem Belange zu seyn. Einem ungelehrten Indier der niemals Buddhistische Länder bereist hat, muß bei dem ersten Anblick eines Tempels dieser Religion zuvörderst die Aehnlichkeit auffallen, die charakteristischen Kennzeichen des Unterschiedes können ihm leicht entgehen. Diese Figuren, deren das große Werk über Java einige im Kupferstich liefert, sind wahrlich Bilder des Buddhas, oder es giebt überhaupt keine.

Ich will es nur bei dieser Gelegenheit gestehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, mir von der Lehre des Buddhas, von ihrem innern Zusammenhange, und ihrem Gegensatze mit dem Brahmanismus einen deutlichen Begriff zu machen. Wir erfahren, daß in Buddhistischen Tempeln das ganze Pantheon der Indischen Götterbilder aufgethan wird; *) daß nicht nur die Theogonie sondern

*) In Moorcrofts Beschreibung eines Tempels in der Tibetanischen Stadt Daba heißt es, As. Res. Vol. XII, p. 420: On these benches was arranged in rows the greatest assemblage of Hindu deities I have yet seen.

auch die mit Brahmanischer Lehre und Brahmanischem Gesetz innigst verwebte heroische Mythologie aus Indien weit hinaus in Buddhistische Länder verpflanzt worden. Dieß alles hatten sie von den Priestern des alten Glaubens geerbt oder entlehnt: wo liegt das neue und eigenthümliche? Etwa in dem Monotheismus, der im Hintergrunde jenes Idolen-Dienstes steht? Dieser ist ja auch bei den Brahmanen unläugbar, und um so mehr, je mehr wir in die Vorzeit zurückgehen. Auch haben neuere Forscher vielmehr eine Art von Pantheismus als wahren Monotheismus für das Esoterische der Buddhistischen Lehre erkennen wollen. Oder in der mystischen Sittenlehre, daß der Mensch durch Beschaulichkeit und Abtödtung des Fleisches sich mit der Gottheit vereinigen könne? Dieses haben wir zur Genüge in Brahmanischen Schriften gelesen. Oder in der Ahinsâ, in der Untersagung alles Blutvergießens, sey es zum Opfer oder der Nahrung wegen? Diese Tugend wird schon an den fabelhaften Heiligen der Brahmanen gepriesen. Buddhas, sagt man, verwarf die Veda's, er hob einen Theil des Cäremonial-Gesetzes und die Casten-Eintheilung auf. Dieß war doch alles nur verneinend: man sollte denken, dazu hätte es keiner neuen Offenbarung, am wenigsten eines zum Gott erhobenen Propheten bedurft. Endlich versichert man, nachdem die Anhänger des Buddhas lange im diesseitigen Indien sehr zahlreich gewesen, seyen sie gänzlich vertilgt oder ausgetrieben worden. Kaum aber sind sie verschwunden, so sieht man die Secte der Jaina's erscheinen, von denen ich nicht weiß, wie man sie von den Buddhisten unterscheiden soll.

welcher an den Bildwerken die Vorstellungen seiner vaterländischen Religion bewunderte, die Statuen des Buddhas aber für andächtige Brahmanen ausgab. Hr. Baker machte ihn aufmerksam auf die kurzen krausen Haare, welche schon einen und den andern Gelehrten bewogen haben, seltsam genug den Buddhas aus Afrika herzuleiten. Der Sipay erwiederte, das sey eine Art von Wollmützen, welche die andächtigen Büßer seines Landes zu tragen pflegten, und blieb fest bei seiner Behauptung, diese Tempel seyen dem Brahmanischen Götterdienste gewidmet gewesen.

Mir scheint dieser Widerspruch des Brahmanen-Soldaten von geringem Belange zu seyn. Einem ungelehrten Indier der niemals Buddhistische Länder bereist hat, muß bei dem ersten Anblick eines Tempels dieser Religion zuvörderst die Aehnlichkeit auffallen, die charakteristischen Kennzeichen des Unterschiedes können ihm leicht entgehen. Diese Figuren, deren das große Werk über Java einige im Kupferstich liefert, sind wahrlich Bilder des Buddhas, oder es giebt überhaupt keine.

Ich will es nur bei dieser Gelegenheit gestehen, es hat mir noch nie gelingen wollen, mir von der Lehre des Buddhas, von ihrem innern Zusammenhange, und ihrem Gegensatze mit dem Brahmanismus einen deutlichen Begriff zu machen. Wir erfahren, daß in Buddhistischen Tempeln das ganze Pantheon der Indischen Götterbilder aufgethan wird; *) daß nicht nur die Theogonie sondern

*) In Moorcrofts Beschreibung eines Tempels in der Tibetanischen Stadt Daba heißt es, As. Res. Vol. XII, p. 420: On these benches was arranged in rows the greatest assemblage of Hindu deities I have yet seen.

auch die mit Brahmanischer Lehre und Brahmanischem Gesetz innigst verwebte heroische Mythologie aus Indien weit hinaus in Buddhistische Länder verpflanzt worden. Dieß alles hatten sie von den Priestern des alten Glaubens geerbt oder entlehnt: wo liegt das neue und eigenthümliche? Etwa in dem Monotheismus, der im Hintergrunde jenes Idolen-Dienstes steht? Dieser ist ja auch bei den Brahmanen unläugbar, und um so mehr, je mehr wir in die Vorzeit zurückgehen. Auch haben neuere Forscher vielmehr eine Art von Pantheismus als wahren Monotheismus für das Esoterische der Buddhistischen Lehre erkennen wollen. Oder in der mystischen Sittenlehre, daß der Mensch durch Beschaulichkeit und Abtödtung des Fleisches sich mit der Gottheit vereinigen könne? Dieses haben wir zur Genüge in Brahmanischen Schriften gelesen. Oder in der Ahinsâ, in der Untersagung alles Blutvergießens, sey es zum Opfer oder der Nahrung wegen? Diese Tugend wird schon an den fabelhaften Heiligen der Brahmanen gepriesen. Buddhas, sagt man, verwarf die Veda's, er hob einen Theil des Cäremonial-Gesetzes und die Casten-Eintheilung auf. Dieß war doch alles nur verneinend: man sollte denken, dazu hätte es keiner neuen Offenbarung, am wenigsten eines zum Gott erhobenen Propheten bedurft. Endlich versichert man, nachdem die Anhänger des Buddhas lange im diesseitigen Indien sehr zahlreich gewesen, seyen sie gänzlich vertilgt oder ausgetrieben worden. Kaum aber sind sie verschwunden, so sieht man die Secte der Jaina's erscheinen, von denen ich nicht weiß, wie man sie von den Buddhisten unterscheiden soll.

Das sicherste Mittel, die Sache aufzuklären, werden Uebersetzungen der heiligen Bücher der Buddhisten seyn. Die ursprünglichen im Sanskrit geschriebenen sind bei den Verfolgungen vernichtet, wenn nicht etwa in Tibetanischen Klöstern einiges noch verborgen liegt. Die nächsten daran in Absicht der Aechtheit, mögen die in der Pali-Sprache seyn; denn in Tibet, noch mehr in China und Japan dürfte sich doch vieles anders gestaltet haben.

Einige neuere Schriftsteller über Indien haben behauptet, die Religion des Buddhas sey älter als die der Brahmanen, und Sir Th. St. Raffles äußert sich über diese grundlose Hypothese einigermaßen zweifelhaft. *) Ueberall, wo wir in der Geschichte neben einem erblichen Priesterstande andre erbliche Stände finden, bei den Aegyptiern, bei den Etruskern und Römern, erscheint diese Verfassung als die alte und seit Menschengedenken ursprüngliche; und in Indien soll es nun gerade die Neuerung seyn! Wo sind denn die schriftlichen Urkunden der Buddhisten, die an unbestreitbarem Alterthum denen, welche die Brahmanen wirklich aufzuweisen haben, nur von Ferne verglichen werden

*) History of Java Vol. II, p. 63. Auch unter uns hat ein sehr hochgeschätzter Gelehrter (Ritter Vorhalle Herodotischer Völkergeschichten) die Lehre von einem vorbrahmanischen Buddhismus aufgestellt, dabei aber erklärt, daß er dieß in einem ganz andern Sinne verstanden wissen wollte, als von den englischen Verfechtern geschehen ist. Seine Ansicht hat ihn auf so neue und unerwartete Folgerungen geführt, daß ich mir schon längst eine ausführliche Prüfung derselben vorgesetzt habe.

könnten? Die Brahmanen zu Sectirern in der Buddhistischen Kirche zu machen, kommt mir gerade so vor, als wenn jemand die Anhänger des Mosaischen Gesetzes für Abtrünnige von der Lehre des Mahomed ausgeben wollte. Es wird hiedurch den Buddhisten ein Alterthum aufgedrungen, worauf ihre eigne Ueberlieferung gar keinen Anspruch macht. Nach der Angabe der Chinesen, der Japaner, und vermuthlich vieler andern Völker lebte der Stifter dieser Religion tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung. *) Daß die Griechen im Gefolge Alexanders und unter den ersten Seleuciden, welche über Indien geschrieben, der Buddhisten keine Erwähnung gethan, **) sondern die Gesetzgebung der Brahmanen und die Eintheilung in Casten als allgemein geschildert zu haben scheinen, ist kein Beweis gegen das frühere Daseyn der Secte. Jene Griechen haben ja keinesweges ganz Indien durchreiset, sie haben oberflächlich beobachtet, und überdieß haben wir nur magre Auszüge aus ihren Nachrichten. Clemens von Alexandria ist, so viel ich weiß, der älteste Griechische Schriftsteller, welcher den Buddhas na-

*) Kämpfers Geschichte von Japan. B. 7, S. 296. Vergl. Abel Rémusat *sur la succession des trente-trois premiers Patriarches de la Religion de Bouddha*, im Journal des Savans, 1821. Janvier.

**) In den Γερμᾶνες beim Strabo lassen sich unmöglich die Buddhisten erkennen; es scheint eine Unterabtheilung der Brahmanen zu seyn, deren Namen ich für jetzt nicht zu deuten weiß. Eben so seine Πρᾶμναι, *ἐριστικοί τινες καὶ ἐλεγκτικοί*, eine Art von Philosophen. Vielleicht nichts anders als प्राज्ञ prâjna, ein Gelehrter, welches der Grieche nicht auszusprechen vermochte.

mentlich erwähnt; aber **Porphyrius** schildert die Buddhistischen Priester mit ihren klösterlichen Einrichtungen im Gegensatz mit den Brahmanen unverkennbar deutlich unter dem Namen der **Samanäer**; und diese höchst authentische Nachricht geht ihrer Quelle nach auf die Mitte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zurück, da sie aus dem Berichte eines an den Kaiser Antoninus geschickten Indischen Gesandten geschöpft ist. *)

Daß Indische Fürsten die Verbreitung der Lehre des Buddhas begünstigten, weil sie durch diese Reform einer doppelten ihre Macht beschränkenden Aristokratie, des priesterlichen und des kriegerischen Adels, entledigt zu werden hofften, begreift sich leicht. Warum sie aber nachher den Brahmanen ihren Arm zur Verfolgung der Buddhisten liehen, leuchtet nicht sogleich auf den ersten Blick ein; wofern nicht etwa die Häupter der Buddhistischen Kirche das Regiment an sich zu reißen und ein geistliches Kaiserthum zu stiften versuchten, wie es ihnen ja nachher in andern Ländern gelungen ist. Die Brahmanen bildeten zwar eine weit verbreitete und mit großen Vorrechten ausgestattete Körperschaft, aber sie hatten keine Hierarchie und keinen gemeinsamen Mittelpunkt, und waren daher von dieser Seite weniger gefährlich. Die Behauptung oder Herstellung der Religions-Einheit in einer Monarchie ist oft der Grund religiöser Verfolgungen geworden. Man sollte denken, Anhänger der Brahmanen und des Buddhas hätten in verschiedenen Theilen desselben Königreiches friedlich neben einander leben können; wo aber die beiden

*) Porphyr. de abstinentia. L. IV, §. 17.

Religionsparteien in denselben Landschaften und Städten vermischt unter einander wohnten, mochte es dem Fürsten schwer fallen, beide in gleichem Grade zufrieden zu stellen

Vermöge einer Reihe scharfsinniger Combinationen setzt Hr. Wilson die Religions-Kriege gegen die Buddhisten in Indien vom dritten bis zum siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung *). Früher darf man deren Ausbruch schwerlich ansetzen: denn in dem Bericht des Porphyrius zeigt sich noch keine Spur von einem feindseligen Verhältnisse der Brahmanen und Samanäer. Eine grausame Verfolgung dieser Art wird einem Könige Namens Kumaril Bhatta zugeschrieben, der vermuthlich im fünften Jahrhundert gelebt hat, und von dem es heißt:

„Von der Brück' an die Schneeberg' hin, wer die Bauddha's,
so Greis, wie Kind,
„Nicht erwürgt, soll erwürgt werden!" rief der Fürst seinen
Dienern zu.

Die Brücke ist die Brücke des Ramas, d. h. die Meerenge zwischen der Spitze der Halbinsel und Ceylon: dieß umfaßt also das ganze diesseitige Indien. Diese grausenvolle und in ihrer Kürze erhabene Schilderung der Handlungsweise, deren der Fanatismus fähig ist, erscheint jedoch dichterisch vergrößert: denn wann hätte wohl ein König, auch nur mittelbar durch seine Vasallen, in solcher Ausdehnung über Indien geherrscht? Genug, wie die chronologisch bestimmten Einwanderungen der Buddhisten in andre Länder

*) In der Vorrede zu seinem Wörterbuche des Sanskrit, p. XV-XX.

in diesen Zeitraum der Verfolgungen fallen, so sind wir berechtigt, von der in Java das Gleiche zu vermuthen. Die Brahmanische Einwanderung aber hat höchst wahrscheinlich früher Statt gefunden. Denn es ist nicht glaublich, daß die Brahmanen ausgewandert seyn sollten, nachdem sie durch Unterdrückung ihrer Nebenbuhler von neuem zum ausschließenden Besitz hoher Ehren gelangt waren. Hingegen in dem Zeitraum, wo die begünstigten Buddhisten sich immer weiter verbreiteten, konnten sie sich beeinträchtigt finden, und bewogen werden, ein neues Vaterland zu suchen.

Hrn. Crawfurds Vermuthung, die Anführer der Colonie möchten keine wahren Brahmanen gewesen seyn, sondern sich nur in der Fremde dafür ausgegeben haben, *) will mir gar nicht einleuchten. Schwerlich waren Indier aus andern Ständen so gelehrt, als jene gewesen seyn müssen. Von dieser Gelehrsamkeit zeugt die gesammte Kawi-Litteratur, und die Sprache selbst durch ihre reiche Synonymik. **)

*) Pag. 147. Daß die heutigen Brahmanen in Bali die Veda's nicht besitzen, ist hiefür nur ein schwacher Grund. Sind doch die Veda's in Indien selbst äußerst selten geworden! Ein Gesetzbuch des Manus in der Kawi-Sprache wird von Raffles angeführt.

**) History of Java, Vol. II, p. CLXVIII u. f. Vocabulary of Kawi words. Hier werden z. B. dreizehn Benennungen des Mondes aufgeführt. Eine davon hat sich fremd hieher verirrt: ráti für रात्रि râtri die Nacht; zwei andre sind Varianten: indupàti und indung, beides

Die, welche ihr diese Fülle dichterischen Schmuckes verliehen, mußten mit den classischen Werken ihres Vaterlandes innig vertraut seyn. Brahmanen wandern nicht aus, sagt man; es ist ihnen sogar in dem Gesetz des Manus verboten. Aber Noth kennt kein Gebot, und bedrängte Brahmanen mögen mit einer Hoffnung des Erfolgs wohl so gut auswandern wie andre Menschen.

für इन्दु indu, der Mond, das erste mit dem Zusatz पति pati, der Herr. Es bleiben also eilf Namen übrig, Schreibfehler oder Abänderungen der Aussprache abgerechnet, sämtlich reines Sanskrit:

चन्द्र शशधर् शशाङ्क इन्दु भासन्त सोमान् निशारकर् शीतांशु शशिन् शशलक्षण शीतरश्मि

Die beiden letzten sind von so seltenem Gebrauch, daß sie im Amara-Kôsha und in Wilsons Wörterbuch nicht vorkommen, wiewohl sie auf den ersten Blick sowohl für sprachgemäß als nach den herrschenden Vorstellungen gebildet erkannt werden. So können wir unsre Wörterbücher des Sanskrit aus dem Kawi bereichern! Solche Beyspiele ließen sich leicht häufen. Für den Elephanten, ein der Insel fremdes Thier, welches die Javaner nur aus den Dichtungen und Sculpturen der Tempel kennen lernten, finden sich zwanzig Benennungen, darunter außer dem bekannten यूथप yûthapa, der Heerdenführer, d. h. der stärkste männliche Elephant, das gleichbedeutende व्रजमुख्य vrajamukhya, welches wiederum in unsern Wörterbüchern fehlt.

Von Streitigkeiten der beiden Parteien in ihren neuen Wohnsitzen findet sich keine Spur: dieß wäre nicht das einzige Beispiel, daß Religionen, die sich in ihrer Heimath hart angefeindet, in den Colonien friedlich neben einander bestanden hätten. Die später angekommenen Buddhisten scheinen ihre Lehre sehr verbreitet, und vor der Einführung des Islam beinahe allgemein gemacht zu haben. Dahin deutet die volksmäßige Erinnerung, welche nur bis zu dem letzten Zustande vor der gänzlichen Umkehrung der Dinge hinaufreicht. Der heutige Javaner nennt die Lehre seiner Väter âgama Budda, die Lehre des Buddha; und alles Alterthümliche wird mit dem Namen eben dieses Stifters belegt.

Da die Handschriften, woraus Sir Th. St. Raffles Proben mitgetheilt hat, aus Bali herkommen, so sind sie eher den Brahmanen als den Buddhisten zuzuschreiben, wofern sie nicht beiden gemein waren. Jedoch glaube ich, eine und die andre Spur von Buddhistischem Sprachgebrauch darin wahrzunehmen. *) Sonderbar wird in der mythologischen Ueberlieferung den Namen der Indischen Gottheiten der Titel Batâra vorgesetzt: dieses Wort ist verderbt aus avatâra, Herabkunft, sichtbare Verkörperung. Gewiß kein Brahmanischer Sprachgebrauch! Ramas und Krishnas

*) Hist. of Java Vol. I, p. 417. In der Probe aus dem in das Kawi übertragenen Mahâ-Bhârata werden vier Classen von geistlichen Weisen angeführt. Die beiden ersten, dvijavara und rishi sind geläufige Brahmanische Ausdrücke; der dritte Name, auf doppelte Weise geschrieben, ist mir nicht klar; der vierte, Sugata, wird in Wilsons Wörterbuch für die Bezeichnung eines Buddhistischen Lehrers erklärt.

werden so genannt, aber niemals Vishnus selbst. Und wer ist denn Batâra Guru, der geistliche Lehrer, der an die Spitze der Götter gesetzt wird, anders als der Stifter der Offenbarung, welcher die Gottheit in Person seyn sollte?

Will man meine obigen Gründe für die Annahme gelten lassen, daß die älteren Ansiedler Brahmanen gewesen, die Buddhisten hingegen sich später verbreitet, so dürfte man ferner vermuthen, beide Religionsparteien hätten einige der in Java befindlichen Tempel nach einander inne gehabt, und dieß würde manches erklären. Wir kannten bisher den Buddhismus nur in Ländern, wo die Brahmanische Religion niemals herrschend gewesen. Aber es ist glaublich, daß die Buddhisten in Indien die alten Tempel stehn ließen, nur weniges daraus wegnahmen und andres hinzufügten. Fand nicht ein Accommodations-System Statt, um nicht gegen den besondern Volksglauben dieser oder jener Landschaft anzustoßen? Ich verstehe es nicht ganz, wie es Hr. Crawfurd mit dem gemilderten Sivas-Dienste meint, den er den Buddhisten in Java zuschreibt. Die Göttin Durga in ihrer furchtbaren Gestalt ist ja ein Lieblingsgegenstand; die häufig vorkommenden Geschlechtssymbole deuten auf Orgiasmus; und vollends die merkwürdige Bildsäule des Ganesa!*) Diese Bildsäule, die gegenwärtig, wie man mir meldet, in der Sammlung des Königlichen Instituts zu Amsterdam aufbewahrt wird, sitzt auf einem Thron von Schädeln; dem Hauptschmuck und den Gewändern sind Schädel eingewirkt: der grause Schmuck des Vaters ist also hier auf

*) Man sehe das Titelkupfer vor dem zweiten Bande des Werkes über Java.

den Sohn übertragen. Ich erinnere mich nicht, daß aus Indien selbst eine solche Abbildung des Ganesas ans Licht gezogen worden wäre.

Die Abbildungen von Tempelruinen in dem großen Werke über Java sind sehr dankenswerth. Es war hier in der That Gefahr bei dem Verzuge: denn durch das Wegschleppen der Steine zur Benutzung, durch häufige Erdbeben, endlich durch eine üppig wuchernde Vegetation, welche in die Fugen der Steine eindringt, und sie aus einander sprengt, geben sie ihrer gänzlichen Zerstörung schleunigst entgegen. Die beiden oben genannten Beschreiber wurden bei dem Anblick vieler Ruinen von lebhafter Bewunderung ergriffen. Hrn. Crawfurds Urtheil über die von Brambanan ist strenger, doch kann ich es nach Ansicht der Kupferstiche nicht ganz unbillig finden. Er vermißte Leichtigkeit wegen des Mangels an freistehenden Säulen, er fand die Massen mehr schwerfällig als großartig, und zu sehr mit Zierrathen überladen. Manches ist jedoch von ungemeiner Eleganz, z. B. der Palast zu Kulasan, und die Rotunde bei Bobolingo. *) Die Gebäude tragen die Kennzeichen ihrer Errichtung in verschiedenen Zeitaltern an sich; aber sie gehören allerdings sämtlich nicht zu den ältesten und großartigsten Styl Indischer Baukunst.

Die zahlreichen Reste Indischer Sculptur in Java beweisen, daß die Typen der Götterbilder, wie sie noch jetzt in Indien aus Stein, Bronze oder andern Metallen verfertigt werden, aus sehr alter Zeit herstammen. Man sieht, die Ansiedler haben diese Typen aus der Heimath

*) Hist. of Java, Vol. II, pag. 1 u. 51.

mitgebracht, und mitten unter dem Anblick eines fremdartigen Menschengeschlechts wunderbar treu bewahrt. An den meisten Figuren ist die Indische zu einem conventionellen Götter-Ideal gesteigerte National-Bildung so unverkennbar, die Verhältnisse des Körperbaues, sogar die Stellungen und Wendungen sind den ursprünglichen Vorbildern so auffallend ähnlich, daß ich denke, auch ein geübter Kenner, der aber die Herkunft dieser Figuren nicht wüßte, würde sie unbedenklich für einheimische Erzeugnisse des diesseitigen Indiens gelten lassen. Nur selten einmal hat sich eine Gottheit zu der Javanischen Physiognomie bequemt, und solche Bilder müssen wohl der späteren Zeit zugesprochen werden. Die Buddhas stimmen mit den bisher bekannten völlig überein, und bilden in der viereckigen Stellung, dem Costum und den Gesichtszügen den gewöhnlichen Gegensatz mit den Brahmanischen Göttergestalten. Es finden sich auch Harpyien und Sirenen, und eine dem Aegyptischen Typhon sehr ähnliche Figur. Die meisten Vorstellungsarten sind bekannt, einige neu, und mir zum Theil noch räthselhaft.

§. 2.

Die Phansigars.

Ein schauderhaftes Gemählde menschlicher Ausartung. Die Phansigars sind Räuberbanden, welche hauptsächlich in Mysore ihren Sitz haben. Sie bestehen meistens aus Mahomedanern, sind aber nichts desto weniger dem Dienst der Göttin Durga, die sie wegen ihrer Kämpfe mit den Riesen und Ungöttern zur Beschützerin ihres Gewerbes um-

deuten, und dem Aberglauben des Vogelflugs sehr ergeben. Sie ziehn jährlich aus, zum Theil in entfernte Gegenden; unter der Gestalt harmloser Wanderer wissen sie das Vertrauen wirklicher Reisenden durch allerlei Gefälligkeiten und einschmeichelnde Gespräche zu gewinnen; und sobald Ort und Zeit günstig ist, werfen sie dem Betrogenen hinterrücks eine Schlinge um den Hals, erdrosseln ihn, bergen seine Leiche, scheußlich verstümmelt, damit sie desto weniger Raum einnehme und nicht etwa durch Anschwellen sich verrathe, in eine Grube, und verschwinden mit ihrer Beute wieder aus der Gegend, wo sie den Frevel verübt haben. Jede Spur ist weggeschafft, der Reisende, oft aus einer entfernten Landschaft, wird dort auch nicht vermißt, und so mochten ihre Mordthaten selbst einer wachsamen Polizei entgehen. An Europäische Reisende wagen sie sich niemals, weil sie in diesem Falle die Thätigkeit der gerichtlichen Nachforschungen allzu sehr fürchten. Nach ihren Streifzügen kehren sie wieder in die Heimath zurück, wo sie friedlich mit ihren Nachbarn leben, und wo sie bisher, wenn ihr Gewerbe auch nicht unbekannt war, an bestochenen Obrigkeiten, besonders auf Gränzgebieten, Beschützer und Hehler fanden. Da die Englische Oberherrschaft jetzt in diesen Gegenden allgemein verbreitet worden, so hofft man sie gänzlich auszurotten, wiewohl es wegen ihrer unglaublichen List und tiefen Verstellung kein leichtes Unternehmen ist.

Diese Räuberbanden sind gewissermaßen erblich, und die Kunst, womit die Väter ihre Knaben zu dem grausamen Handwerk abhärten, und allmählich in ihre Gräuel-Geheimnisse einweihen, ist wahrhaft teuflisch.

Die Phansigars haben eine Gaunersprache, aus verblümten Redensarten bestehend, vermittelst deren sie einander erkennen, und sich in Gegenwart von Fremden, ohne Argwohn zu erregen, verständigen. Dieß giebt ihnen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zigeunern, wiewohl man diese eher der Diebereien als Mordthaten beschuldigt hat.

Nach den neuerdings erworbenen großen Erweiterungen unsrer Kenntniß von Indischen Völkern, Sitten und Sprachen wäre es wohl an der Zeit, auf die Untersuchung über den Ursprung und die Schicksale jenes Volkes zurück zu kommen. Zwar die allgemeine Thatsache, daß die Zigeuner aus Indien herstammen; diese zuerst durch Sprachvergleichung ausgemittelte, dann in der Schrift von Grellmann durch mancherlei andre Gründe bestätigte Thatsache, steht vollkommen fest, aber im einzelnen bleibt noch vieles zu berichtigen oder näher zu bestimmen übrig.

Die Sprache soll Hindustanisch, das Volk also aus dem nordwestlichen Indien seyn. Da wir jetzt vortreffliche Wörterbücher des Hindustanischen sowohl als andrer neueren Mundarten besitzen, so könnte die Vergleichung befriedigender angestellt werden, besonders wenn das Verzeichniß von Wörtern der Zigeuner-Sprache durch Beiträge aus Ländern, wo sich dergleichen noch sammeln läßt, vermehrt würde. Ferner erklärt Grellmann die Zigeuner für Sudra's. Hiebei hat sich aber der Grundirrthum eingeschlichen, daß er Sudra und Paria, zwei himmelweit verschiedene Dinge, mit einander verwechselt. Die unterste Caste der Indier, die Sudra's, wiewohl meistens aus Tagelöhnern und Dienstboten bestehend, sind so wenig mit einer Unehre behaftet,

daß sie sogar auf eine reine und unvermischte Abkunft von ihres Gleichen einen hohen Werth legen. Die Paria's hingegen sind unreine, von der religiösen und bürgerlichen Gemeinschaft ausgestoßene Menschen. Aber die Benennung Paria ist nur an der Küste Malabar üblich, der eigentliche Name ist Chandala. Wenn die Stammväter der Zigeuner Sudra's waren, so konnten sie keine Chandala's seyn, und umgekehrt. Indem Grellmann die Sitten und Lebensweise der Sudra's zu schildern glaubte, hat er eigentlich die der Chandala's geschildert, und also in der That die Zigeuner von diesen abgeleitet. Schwerlich sind die Chandala's in irgend einem Theile Indiens in solcher Menge vorhanden, daß sie in großen Heerhaufen hätten auswandern können; und überdieß möchte wohl ihr tiefes Elend, und die Dumpfheit und Unwissenheit, welche einen solchen Zustand begleitet, sie unfähig zu jedem kühnen Unternehmen machen, dergleichen doch jene Auswanderung in entfernte Länder war. Ich fürchte aber, es ist dem Verfasser der Schrift über die Zigeuner noch eine zweite Verwechselung begegnet. Es giebt in Indien halbwilde Gebirgsbewohner, die von gesetzlos gewordenen Hindu's, oder von Ureinwohnern des Landes abstammen, oder Mischlinge aus beiden seyn mögen. Weil sie den Brahmanischen Indiern für unrein gelten, so werden sie auch mit denselben Benennungen bezeichnet, wie die einzelnen Ausgestoßenen. Jedoch heißen sie schwerlich Chandala's, sondern Nishada's, was eigentlich die aus einer andern Art von Misheirathen entsprungenen bedeutet, nachher aber für wilde Jäger überhaupt gebraucht wird. Die Menschen, welche Hyder-Aly bei dem Troß seines Heeres gebrauchte,

und die ein Französischer Officier, welcher den Feldzug mitmachte, wegen ihres herumirrenden Lebens mit den Zigeunern vergleicht, waren unstreitig von dieser Art; Grellmann hingegen hält sie für Paria's. Doch dem sey, wie ihm wolle, seine Zusammenstellung dieser Auswanderung mit den entsetzlichen Verheerungen Timurs, als ihrer Ursache, ist scharfsinnig und einleuchtend *). Eine solche Drangsal konnte Menschen von sehr verschiednem Stande zu gemeinschaftlicher Flucht verbinden. Und daß dieses wirklich der Fall gewesen sey, machen die mancherlei zum Theil trügerischen Künste, in welche die Zigeuner hineinpfuschen, wenigstens glaublich. Wenn sie lauter Chandala's gewesen wären, so hätten sie den lüsternen Tanz der Indischen Buhlerinnen gewiß nicht mit nach Europa gebracht, worin sich die jungen Zigeunerinnen, und wie man versichert, nicht ohne Reiz und Anmuth, noch jetzt in Spanien sehen lassen. Sollten sich nicht auch Räuberbanden zu ihnen gesellet haben, und aus diesen vorzugsweise die Führer gewählt worden seyn, weil sie die zu solchen Zügen nöthige Schlauheit besaßen? Daß wenige oder gar keine Priester, Krieger und Landeigenthümer unter ihnen waren, kann man gern glauben: denn sonst wäre es kaum begreiflich, daß sie nicht sollten versucht

*) Timur wütete in Indien in den Jahren 1398 und 99; im Jahr 1417 sind die Zigeuner bereits in Deutschland erschienen. Zu einer so unermeßlichen Wanderung mit Weibern und Kindern, während welcher die wandernden Haufen verweilten, wo sie konnten, und nur nothgedrungen fortrückten, konnten leicht 18 Jahre erforderlich seyn.

haben, sich dauerhafte Wohnsitze zu verschaffen, entweder mit gewaffneter Hand durch Vertreibung der Einwohner, oder durch den Anbau eines noch nicht urbar gemachten Landstriches. In Aegypten sind sie gewesen, sie machten zusammen viele tausende aus: man sollte denken, in Nubien und Aethiopien hätte ihnen dieß nicht mislingen können, und sie hätten dort das Klima ihres Vaterlandes wiedergefunden. Statt dessen haben sie sich in viele, zum Theil sehr nördliche Länder verirrt und zerstreuet, und sich dadurch allem möglichen Elende und einem besitzlosen Zustande Preis gegeben, wo die Noth sie zu Gaunern machte, wenn sie es nicht schon zuvor waren. Es ist in der Geschichte dieses Volkes noch manches der Aufklärung bedürftig.

§. 3.

Die Königsweihe.

Die alt-Indischen Feierlichkeiten der Thronbesteigung fielen unter Mahomedanischen Beherrschern natürlich weg; einheimische Fürsten von Bedeutung giebt es nur noch wenige: ein solches Schauspiel muß also immer seltner werden. Es ist deswegen anziehend, die Beschreibung davon aus der Erinnerung eines Augenzeugen zu lesen, um so mehr, da die Brahmanischen Gebräuche, unverändert nach heiliger Ueberlieferung gefeiert, meistens ein getreues Gegenbild dessen sind, was schon in den ältesten Sagengedichten geschildert wird. Die hier beschriebene Krönung fand Statt im Jahre 1778, zu Maday, an der Küste Malabar. Hyder Aly hatte das Land zwölf Jahre zuvor erobert, seine Beamten hatten so übel darin gehaust, daß er es

rathsam fand, einen einheimischen Fürsten aus dem Geschlecht der Nayren wieder einzusetzen. Dieser sah sich wegen Erschöpfung des Landes außer Stande, den bedungenen Tribut zu bezahlen: man schritt also zu der Krönung, als einem Mittel, sich durch die dabei üblichen Geschenke nicht nur von Unterthanen, sondern auch von auswärtigen Vasallen eine bedeutende Summe zu verschaffen. Die Feyer war majestätisch: während der Weihungsgebräuche, der lautgesprochenen Gebete und Segnungen herrschte die tiefste Stille unter dem versammelten Volke, dann erfolgte ein gewaltiger Jubelruf, und die Huldigung der Anwesenden nach der Reihe. Die goldne Krone des schon bejahrten Königs glich einer Tiare, der Oberpriester streuete auf diese Krone zu dreienmalen gerösteten Reis aus einer silbernen Schüssel. Der Verfasser dieser Beschreibung bemerkt hiebei, das Salben der Könige sey ein vergleichungsweise neuerer Gebrauch, und von den Hebräern entlehnt. Freilich die Ausdrücke für Königsweihe im Sanskrit: Abhishêka, und abhishêchana, würden nicht ganz genau durch Salbung übersetzt werden; sie bedeuten Besprengung mit Weihwasser *). Daß dieser

*) Unter den zur Krönung des Ramas erfoderlichen Sachen wird auch das an dem Zusammenfluß des Ganges und Yamuna geschöpfte Wasser erwähnt. Ramay, II, Sect. 13, Sl. 5. In der dem Ramayana beigefügten Uebersetzung heißt es Vol. II, p. 188: Rama circumambulating the vessel containing *the sacred oil* prepared for the installation, slowly departed. Aber im Original wird durchaus kein Oel erwähnt:

अभिषेचनिकं भाण्डं कृत्वा रामः प्रदक्षिणं ।

Gebrauch hier wegfiel, konnte eine zufällige Ursache haben: vielleicht fehlte es, so weit im Süden, an heiligem Wasser aus dem Ganges. Jene Wörter können unmöglich ein bloßes Bestreuen bezeichnen. Dieses Bestreuen mit Reis, vermuthlich noch mit andern Bestandtheilen vermischt, möchte ich für ein Arghya-Opfer halten.

In einer zweiten Bemerkung, daß nämlich von Alters her gewisse Lehnsverhältnisse in Indien gegolten haben, stimme ich dem Beschreiber vollkommen bey. Auch im Ramayana erscheinen benachbarte und sogar Barbarische Könige zu der nachher hintertriebenen Krönung des Ramas **). Die Bewirthung der weit her aus der ganzen Umgegend in großer Menge versammelten Brahmanen in eigens dazu errichteten hölzernen Gebäuden wird hier ebenfalls gerade so geschildert, wie bei dem Pferdeopfer im Ramayana. Ueberall die Vorzeit in der Gegenwart!

Dieß muß meines Erachtens vielmehr übersetzt werden: „Ramas umwandelte das mit Weihwasser angefüllte Gefäß."

**) Ramay. II, Sect. 2, Sl. 25.

XI.

Ueber die in der Sanskrit-Sprache durch die Suffixa त्वा und य gebildeten Verbalformen.

Von
Hrn. Staatsminister Freiherrn von Humboldt.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Die Neigung, welche ein so scharfsinniger Denker und umfassender Sprachkenner, als der Verfasser der folgenden Abhandlung ist, dem Studium des Sanskrit zugewendet, ist von glücklicher Vorbedeutung für dessen allgemeines Gedeihen; noch mehr die hiebei gewonnene Ueberzeugung, welche er schriftlich gegen mich äußerte: „daß ohne möglichst gründliches Studium des Sanskrit weder in der Sprachkunde, noch in derjenigen Art Geschichte, die damit zusammenhängt, das mindeste auszurichten sey.“

Den beiden durch so mannichfaltige Auszeichnungen erlauchten Brüdern scheint es eigenthümlich zu seyn, im Gebiet der Wissenschaft noch unbekannte Regionen zu besuchen, und der Forschung neue Bahnen zu öffnen. Man darf die vergleichende Sprachkunde wohl eine neue erst im Entstehen begriffene Wissenschaft nennen. Hr. Wilhelm von Humboldt hat, in seiner Abhandlung über das vergleichende Sprachstudium

in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung (in den Schriften der Königlich Preußischen Akademie) alle, auch die verwickeltsten Aufgaben jener Wissenschaft mit großer Klarheit und gedrängter Kürze aufgestellt; er hat in seiner Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Baskischen Sprache, gezeigt, wie ein geschichtliches Bruchstück der Vorzeit, die geographischen Namen eines Landes, aus der noch lebenden Mundart von Abkömmlingen seiner alten Bewohner, mit kritischer Vorsicht zu deuten ist; und von seiner ausführlichen Vergleichung einer großen Zahl Americanischer Sprachen, woran er seit geraumer Zeit arbeitet, stehen sehr wichtige Aufschlüsse über eine Sprachfamilie zu erwarten, welche einer ganz andern psychologischen Sphäre angehört, als die bekanntesten Sprachen der alten Welt.

Durch die gegenwärtige Abhandlung nun, deren Gegenstand eine der merkwürdigsten und eigenthümlichsten Wortfügungen des Sanskrit ist, liefert der Verfasser einen Beitrag zur Syntaxis dieser Sprache: einer Lehre, welche bis jetzt nach dem Maaßstabe unsrer Griechischen und Lateinischen Grammatiken noch nicht bearbeitet worden ist. Denn in den wenigen Blättern unter dieser Ueberschrift bei Carey und Wilkins sind bloß die allgemeinsten Züge entworfen: die dort gegebenen Regeln möchten schwerlich selbst nur für die Auslegung ausreichen; geschweige denn für die Entscheidung in verwickelten Fällen, ob diese oder jene Wendung und Verbindung grammatisch richtig wenn auch ungewöhnlich sey, oder ob sie als eine verderbte Leseart verworfen werden müsse?

Der Verfasser hat zuvörderst die Thatsache des Sprachgebrauchs in ihrem ganzen Umfang aufgefaßt und zergliedert; dann ist er in der Theorie zurückgegangen, um in dem System allgemeiner Begriffe denjenigen auszumitteln, welcher dieser Erscheinung am vollkommensten entspricht. Es wäre unverzeihlich, den Gang einer solchen Untersuchung, welche, unabhängig von ihrem Gehalt, schon durch die befolgte wissenschaft-

liche Methode anziehend ist, durch Einwendungen zu unterbrechen, wenn man auch hier und da eine abweichende Ansicht hätte; und ich werde nicht versuchen, eine frühere Aeußerung über jene Formen des Sanskrit (Ind. Bibl. Th. 1, S. 124, 125) gegen eine aus der Tiefe der Theorie geschöpfte Entscheidung, wodurch ich mich vielfach belehrt sehe, zu vertheidigen. Einige Gedanken, die ich über das Verhältniß der allgemeinen Sprachlehre zu den Special-Grammatiken, und über die Bedürfnisse der Terminologie für beide vorzutragen habe, mögen am Schluß der Abhandlung ihre Stelle finden. Die mit Genehmigung des verehrten Verfassers beigefügten Anmerkungen betreffen bloß den bearbeiteten Stoff, nämlich die Richtigkeit der Lesearten in den angeführten Beispielen. Hr. von Humboldt hat erst seit seiner Zurückkunft nach Deutschland das Sanskrit zu erlernen angefangen, folglich keine Gelegenheit gehabt Handschriften zu benutzen, sondern sich an die bisherigen Ausgaben gedruckter Bücher halten müssen, deren Texte nicht überall so gereinigt sind, wie es zu wünschen wäre.

---

§. 1.

Wenn man die grammatischen Formen verschiedener Sprachen mit Rücksicht auf das vergleichende Sprachstudium untersucht, läuft man leicht Gefahr auf zwei Abwege zu gerathen, indem man entweder diese Formen gänzlich nach ähnlichen bekannter Sprachen beurtheilt, und sie, einzelner Abweichungen ungeachtet, mit denselben Namen belegt, oder sie, als ganz abgesondert dastehend, außer aller Verbindung mit andern Sprachen betrachtet. Das erstere dieser beiden, gleich nachtheiligen Verfahren hindert,

jede Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, das letztere, aus allen allgemeine, für das Ganze der Sprachwissenschaft wichtige Folgerungen zu ziehen. Man vermeidet aber diese beiden Abwege, wenn man, von den Begriffen und Forderungen der allgemeinen Grammatik ausgehend, die Zergliederung des Baues jeder einzelnen Sprache beständig auf diesen Mittelpunkt aller zurückführt, und auf diese Weise die Verschiedenheiten, welche die Eigenthümlichkeit jeder Nation hervorbringt, in ein richtiges Verhältniß zu den allgemeinen Bedingungen des Sprechens überhaupt stellt.

Es schien mir nothwendig, diese allgemeine Betrachtung vorauszuschicken, ehe ich in die Erörterung der oben angegebenen Sanskritischen Formen einginge, da sie zu derselben gleich passend ist, man möge die Erörterung als einen einzelnen Belag zu der allgemeinen Behauptung ansehen, oder in dieser einen sichernden Leitfaden bei jener finden.

Um aber jede voreilige Bestimmung zu vermeiden, werde ich damit anfangen, die Fälle möglichst vollständig aufzuzählen, in welchen sich die in त्वा und य ausgehenden Formen vorfinden, und erst nachher untersuchen, welche Natur sie an sich tragen, und mit welchen anderer Sprachen sie zu derselben Gattung gehören?

So viel indeß kann und muß über ihre Natur schon hier vorausgeschickt werden, daß sie dazu dienen, zwei Sätze dergestalt in Einen zu verbinden, daß der in ihnen enthaltene in der Ideenreihe (nicht gerade in der Rede, da sie bisweilen nachstehen, noch in der dargestellten Wirklichkeit, da dies erst erörtert werden soll) als den anderen einführend

und bestimmend vorausgeht, nicht, als von ihm bestimmt, nachfolgt. Alles Uebrige bleibt der Untersuchung vorbehalten.

Sollte man dieser schon dadurch vorgegriffen glauben, daß sie in der Ueberschrift **Verbalformen** genannt sind, so möge man auch dies aufheben. Ich habe es nur gethan, weil sie schon bisher allgemein dafür galten und sich daher auf diese Weise bestimmter bezeichnen lassen.

Diese Benennung rechtfertigt sich überdies auch dadurch, daß der von diesen Formen regierte Casus immer, wie bei dem Verbum, der Accusativ, niemals, wie beim Nomen, der Genitiv ist.

Daß die hier gemeinte in य ausgehende Verbalform (da es noch andere mit diesem Suffixum giebt) sich von der in त्वा bloß dadurch unterscheidet, daß nur mit Präpositionen und einigen andern Indeclinabilien verbundene Wurzeln sie annehmen, bemerke ich für diejenigen, welche, ohne selbst des Sanskrit kundig zu seyn, diesen Blättern nur aus allgemeinem Interesse an dem Sprachstudium ihre Aufmerksamkeit schenken sollten. Aus dem gleichen Grunde habe ich die in der Originalsprache angeführten Stellen immer mit einer möglichst wörtlichen Uebersetzung versehen.

Erinnern muß ich hier noch, daß es außer jenen beiden Formen, eine dritte, gewöhnlich nur mit Wiederholung gebrauchte giebt, die sich in अम् endigt. Da in der Bedeutung und dem Gebrauche kein wesentlicher Unterschied zwischen ihr und den andern zu liegen scheint, so werde ich dieselbe in dem Laufe der Abhandlung übergehen, und ihrer nur am Ende bei Gelegenheit der äußeren grammatischen Bildung wieder gedenken.

§. 2.

Da diese Verbalformen durchaus nach der Natur verbundener Sätze beurtheilt werden müssen, so kommt es bei denselben am meisten darauf an, ob die Verbalform und das Verbum des Satzes von demselben Subjecte regiert werden, oder ob ein doppeltes Subject entweder wirklich vorhanden ist, oder doch hinzugedacht werden muß?

In jedem dieser Fälle steht alsdann das Subject entweder im Nominativ, und bezieht sich daher auf ein Verbum activum, oder im Instrumentalis, und bezieht sich auf ein Verbum passivum. Das letztere ist vorzüglich häufig der Fall, da sich die Sanskritsprache häufiger, als die Griechische, Lateinische und Deutsche, statt des Activum, des Participium des Passivum, mit hinzugefügtem, oder ausgelassenem Verbum substantivum bedient.

A.

Der gewöhnlichste Fall ist der, daß das Subject sich auf das, den Hauptsatz bildende Verbum bezieht, die Verbalform gewissermaßen einen Zwischensatz ausmacht, und füglich, (wenn die Interpunction nicht in der Sanskritsprache durch das Uebergehen der Buchstaben in einander fast unmöglich gemacht würde) zwischen zwei Kommate gestellt werden könnte. Eben dies Subject geht alsdann, dem Sinne nach, allerdings auch auf die Verbalform, aber nur dem Sinne nach, und nur insofern, als diese kein eignes Subject hat, oder voraussetzt. Denn der Construction nach, ist zwischen dem Subject und der Verbalform in diesem Fall keine unmittelbare Beziehung vorhanden.

Hitôpadêsa (ed. of Lond.) p. 11. lin. 16. 17.

हिरण्यकः विवरं कृत्वा निवसति । 1

Hiranyakas, nach dem eine Höle-Machen, bewohnt sie.

Der Nominativus bezieht sich hier gerabezu auf die dritte Person des Verbum. Die Verbalform mit dem von ihr regierten Accusativ bildet einen Zwischensatz, und bedarf grammatisch durchaus nicht der wiederholten Beziehung des Nominativus auf dieselbe.

Dies ist noch sinnlicher in die Augen fallend, wo der Nominativus sich unmittelbar an das Verbum knüpft, und beide der Verbalform nachfolgen.

Hitop. p. 14. lin. 2. 3.

एतच्छ्रुत्वा हिरण्यकोऽपि विवराभ्यन्तरादाह । 2

Nach Hörung von diesem, sagte Hiranyakas auch aus dem Inneren seiner Höle.

Daher kann auch das Subject ganz fehlen, und aus dem vorhergehenden Satze auf den folgenden bezogen werden müssen.

So Hitop. p. 14. l. 13. 14.

इत्यालोच्योपसृत्याब्रवीत् । 3

Nachdem er dies überlegt hatte und hinzugegangen war, oder: nach dem Ueberlegen und Hingehen, sagte er.

Das Subject liegt hier nur in der Endung der dritten Person, und muß aus dem vorhergehenden Satze, in welchem von einem Schakal die Rede ist, ergänzt werden.

Wenn das Subject im Instrumentalis steht, findet im Ganzen dieselbe Vorstellungsweise Statt.

Hitop. p. 13. l. 10. 11.

4 एवमुक्त्वा तेन सर्वेषां बन्धनानि छिन्नानि ।

Nach diesem Sagen, wurden durch ihn aller Bande zernagt.

Der Instrumentalis kann hier ganz allein auf das Participium passivum bezogen werden, und muß es sogar; und wenn man auch allerdings ihn wieder in Gedanken zu der Verbalform ziehen, und übersetzen kann: »da also durch ihn gesprochen worden war,« oder: »nach dem also durch ihn Sprechen,« so kann man auch die Verbalform ganz allgemein nehmen, und übersetzen: nach dem also Sprechen, nach diesen Worten.

Ebenso ist die Stelle im Hitop. p. 15. l. 3. 4.

5 ततस्तमायान्तं दृष्ट्वा पक्षिशावकैर्भयार्तैः
कोलाहलः कृतः ।

Darauf, bei dem Erblicken ihres (der Katze) Herannahens, wurde von den, von Furcht ergriffenen Jungen der Vögel ein Gekreisch gemacht.

Hier ist offenbar die Hauptidee, daß das Geräusch von den jungen Vögeln gemacht wurde; daß sie es auch waren, welche die Katze herankommen sahen, versteht sich so sehr von selbst, daß die Verbalform, ohne ausdrückliche Wiederholung des Subjects in Gedanken, allgemein genommen werden kann.

Indeß kommen bei dieser Constructionsart auch häufige Beispiele vor, wo man, sowohl durch den Sinn, als die Wortstellung darauf gebracht werden kann, den Instrumentalis ausdrücklich lieber auf die Verbalform zu beziehen,

und ihn bei dem, die Stelle des Verbum vertretenden Participium bloß in Gedanken zu wiederholen.

Hitop. p. 17. l. 4, 5.

इति सर्वैः पक्षिभिर्निश्चित्य गृध्रो व्यापादितः । 6

Da von allen Vögeln also beschlossen wurde, wurde der Geier getödtet.

Gingen die unterstrichenen Worte hier hauptsächlich auf das Tödten, so wäre allen ein müßiger Zusatz. Allein weil von allen so beschlossen wurde, mußte der Geier sterben, indem keiner ihn in Schutz nahm.

In den meisten Fällen kann der Instrumentalis, auch wenn er vorn steht, gleich natürlich auf das Participium passivum bezogen, und die Verbalform allgemein genommen werden.

Hitop. p. 28. l. 1. 2.

तेनाधीतं श्रुतं तेन तेन सर्वमनुष्ठितं । 7
येनाशाः पृष्ठतः कृत्वा नैराश्यमवलम्बितं ॥

Durch den ist gelesen, gehört durch den, durch den allem nachgelebt,
Von welchem, nach rückwärts geworfenen Hoffnungen, sich auf Hoffnungslosigkeit gestützt wird.

Es ließen sich aus wenigen Blättern desselben Buchs eine große Menge von Stellen den hier erwähnten anreihen, theils solche, wo das Subject offenbar zunächst mit dem Verbum verknüpft ist; (p. 19. l. 9. 15. p. 25. l. 12. 13. p. 26. l. 7.) theils solche, wo es natürlicher ist, es, dem Sinne nach, mit der Verbalform zu verbinden. (p. 33. l. 12. 13. p. 17. l. 20. p. 29. l. 26. u. f.) Es würde aber unnütz seyn, Stellen zu häufen, die, bei

dem beständigen Gebrauch dieser Verbalformen, auf allen Seiten vorkommen.

Nur eine verdient herausgehoben zu werden, in welcher es in der That hart scheint, den Instrumentalis mit dem, das Verbum vertretenden Participium zu verbinden, und wo es ausschließlich der Verbalform anzugehören scheint.

Hitop. p. 34. l. 4. 5. Es ist von einem Fürsten die Rede, der seinen Aufenthalt an einem Ort aufgeschlagen hat:

8 प्रातश्च तेनात्रागत्य कर्पूरसरःसमीपे भवितव्यं ।

Und am Morgen, wenn durch ihn dort hingegangen seyn wird (nach dem Hingehen durch ihn) soll in der Nähe des Karpura-Sees geblieben werden;

wörtlich: ist zu seyn; das sogenannte Part. fut. passiv. (Wilkins Gr. §. 713) Das Verbum seyn (hier im Begriffe von sich aufhalten, sich befinden) bedarf hier der Hinzufügung des Subjects nicht, und verbindet sich nicht einmal, ohne Härte, mit dem Instrumentalis: »es ist durch ihn zu seyn.«

In dem passiven Ausdruck steht auch die Verbalform oft ganz unpersönlich.

Hitop. p. 9. l. 12.

सुचिन्त्य चोक्तं सुविचार्य यत् कृतं ।

Das nach richtiger Ueberlegung Gesprochene, was nach richtiger Erwägung gethan ist

So lange indeß das Subject der Verbalform, und das Verbum dasselbe bleibt, verändert sich die Construction nie wesentlich. Es muß dies Subject immer zu beiden Redetheilen in Gedanken hinzugenommen werden, es mag

sich nun ausdrücklich mehr auf den einen, oder den andern beziehen. Indeß ist doch der Unterschied zwischen dem activen und passiven Ausdruck der Sätze (mit dem Nominativus oder Instrumentalis) immer darin fühlbar, daß man bei dem letzten sehr oft zweifelhaft seyn kann, ob das Subject nicht, auch grammatisch, besser zur Verbalform gehört, da bei dem activen Ausdruck der Nominativus geradezu das Verbum bestimmt, und die Verbalform für sich, und mit den von ihr regierten Worten, als ein Zwischensatz, stehen bleibt.

B.

Wenn das Subject nicht dasselbe ist, so hat die Verbalform entweder ein ausdrücklich, in einem eigenen Substantivum, oder Pronomen hinzugefügtes, oder dasselbe muß bloß in Gedanken ergänzt werden. Der letztere Fall steht dem vorigen näher, da das ausdrücklich erwähnte Subject in ihm das Hauptverbum des Satzes allein bestimmt, und ich fange bei demselben an.

a. Activer Ausdruck, wo das Subject im Nominativus steht.

Hier finden sich zuerst Stellen, wo das Subject zwar, wenn man auf die gemeinte Person, oder Sache sieht, dasselbe bleibt, wo es aber auf eine Weise, durch Bezeichnung einer seiner physischen oder moralischen Eigenschaften, angedeutet ist, auf welche die in der Verbalform liegende Handlung nicht paßt, so daß man in Gedanken zu dieser nicht die ausgedrückte Eigenschaft, sondern die ganze Person beziehen muß.

RAMAYANA Book I, Sect. 2, Sl. 16.

10 तं तथा निकृत्तं दृष्ट्वा निषादेनाण्डजं वने ।
मुनेः शिष्यसहायस्य कारुण्यं समजायत ॥

Den also im Walde von dem wilden Jäger erschlagenen Eigeborenen sehend,
Entstand das Mitleid des schülerbegleiteten Heiligen.

RAMAY. B. I. Sect. 2, Sl. 49.

11 तस्येदमुक्त्वा वचनं चिन्ताभूत् ।

Diese Rede gesagt habend, war sein Gedanke.

RAMAY. B. I, Sect. 3, Sl. 67. a.

12 रामस्य कोपं विज्ञाय लक्ष्मणस्य च संभ्रमः ॥

Lakshmanas Verwirrung nach Erkennung des Zornes des Ramas.

Hier paßt das Subject des Verbum nicht zu der in der Verbalform ausgedrückten Handlung, da z. B. es nicht das Mitleid, sondern der Bemitleidende ist, welcher sieht. Man muß also in Gedanken ein andres, nur bloß der Verbalform eigenes Subject ergänzen, oder die letztere ganz allgemein nehmen, und im obigen Beispiel: »bei dem Anblick« u. s. f. übersetzen.

Durchaus ähnlich ist folgende Stelle des HITOP. p. 24. l. 18. 19.

13 सुवेशं पुरुषं दृष्ट्वा भ्रातरं यदि वा सुतं ।
योनिः क्लिद्यति नारीणां सत्यं सत्यं हि नारद ॥

und des NALUS XII. 72, 73.

दृष्ट्वैव ते परं रूपं --- विस्मयो नः समुत्पन्नः । 14

Im Sehen deiner ausnehmenden Schönheit ist unsere Bewunderung entstanden.

Bisweilen ist das Subject des Hauptverbum ein durchaus verschiedenes, so daß das der Verbalform nur aus dem Sinne und dem Zusammenhange erkannt werden kann.

HITOP. p. 8. l. 27.

Ein alter Tiger hat einen Mann in einen Morast gelockt. Als er darin steckt, sagt der Tiger spöttisch, daß er ihn herausziehen will, dann fährt der Erzähler fort:

इत्युक्त्वा शनैः शनैरुपगम्य तेन व्याघ्रेण धृतः स 15
पान्थोऽचिन्तयत् ।

Nachdem er (nemlich der Tiger) also gesprochen hatte, und langsam, langsam herangekommen war, überlegte der von dem Tiger festgehaltene Wanderer.

Der Tiger ist hier offenbar das Subject des ersten Satzes, und man muß daher die Verbalform sehr eng mit den unterstrichenen Worten verbinden, um einen sonst leicht möglichen Misverstand zu verhüten.

Bisweilen ist zwar offenbar bei der Verbalform nicht das Subject des Hauptsatzes gemeint, allein man braucht auch kein andres bestimmtes im Sinn zu haben, sondern die Verbalform steht unpersönlich da.

So Nalus XII. 82. 83.

16 स -- आहूय -- देवनकुशलैर्जिह्मैर्जितः ।

Er wurde, nach einer Herausforderung, von des Spieles Kundigen, verkehrten Menschen besiegt.

Aus dem Zusammenhange dieser Stelle und der Erzählung der früheren Gesänge geht hervor, daß Nalas, von dem hier die Rede ist, nicht zum Spiele herausforderte, sondern von seinem Bruder Pushkaras (VII. 7.) herausgefordert wurde. Hier aber ist dieser nicht genannt, sondern die Herausforderung allgemein, und ohne Andeutung ihres Urhebers, erwähnt.

An diese Stelle schließt sich eine andre an, auf die ich allerdings weniger Gewicht lege, weil sie auf einer Leseart der Seramporer Ausgabe des Hitopadesa beruht, die in der Londoner sich anders befindet. Es läßt sich aber bei solchen Verschiedenheiten der Lesearten wohl annehmen, daß keine dem Genius der Sprache für ganz zuwiderlaufend gehalten wurde. Hitop. ed. of Seramp. p. 7, l. 3.

17 ततः संजीवक आनीय दर्शनं कारितः ।

Darauf wurde Sanjivakas, nachdem man ihn dahin geführt hatte, des Anblickes (nämlich des Löwen) theilhaftig gemacht.

Hier ist das Subject des die Stelle des Verbum finitum vertretenden Participium, Sanjivakas. Derselbe kann aber nicht das Subject der Verbalform seyn, sondern diese steht unpersönlich, oder müßte, was in andere Schwierigkeiten verwickelt, passiv übersetzt werden.

Hitôp. ed. of Lond. p. 54. l. 18. 19 liest man dagegen:

ततः संजीवकमानीय दर्शनं कारितवन्तौ ।

Darauf machten die beiden (nämlich Damanakas und Karatakas) den Sanjivakas, ihn hinzuführend, des Anblicks theilhaftig.

Hier ist die Construction ganz gewöhnlich, und Verbalform und Verbum finitum, oder vielmehr das an dessen Stelle stehende Part. praet. 3. act. haben dasselbe nur nicht ausdrücklich genannte Subject *).

In einigen Stellen bleibt man zweifelhaft, welches Subject man verstehen soll, ob das aus dem unmittelbar Vorhergehenden zu entnehmende, oder das des Hauptverbum.

So Nalus XIV. 10.

Der Drache Karkotakas hat sich ganz klein zusammengerollt, und Nalas hat sich mit ihm in die feuerlose Gegend erhoben. Nun fährt der Dichter fort:

*) Die Pariser Handschrift giebt hier eine ganz andre und, wie mich dünkt, weit vorzüglichere Leseart:

ततस्ताभ्यां संजीवकं समानीय राज्ञो दर्शनं कारितं ।

Die Seramporer Leseart ist meines Erachtens grammatisch durchaus nicht zu rechtfertigen. In der Londoner Ausgabe fehlt wenigstens राज्ञो welches ich als den Genitivus commodi erkläre: Deinde ab ambobus istis, (thoïbus) bove Sanjivaka adducto, regi (i. e. leoni) conspectus eius exhibitus; nicht umgekehrt, als ob sie den Ochsen hätten des Löwen ansichtig werden lassen.

Anm. d. Hg.

18 आकाशदेशमासाद्य विमुक्तं कृष्णवर्त्मना ।
उत्स्रष्टुकामं तं नागः पुनः कर्कोटकोऽब्रवीत् ॥

Da er die Gegend des Aethers erreicht hätte, die von Feuer befreite,
Sagte der Drache Karkotakas wiederum zu ihm, der Lust hätte, ihn los zu lassen.

Auf wen geht hier das unterstrichene Pronomen? auf Nalas, oder den Drachen? Beide erreichen mit einander den Aether. Aber richtiger wird dieses Wort und noch mehr das des Textes, welches von पद् gehen, herkommt, von dem Tragenden, als dem Getragenen gebraucht. Dagegen läuft die Construction der Verbalform natürlicher fort, wenn, wie ich es für die wahre Auslegung halte, in beiden Versen der Drache gemeint ist. *)

Indeß darf man nicht vergessen, daß es hier gar nicht nöthig war, gerade zu bestimmen, wer den Aether erreichte, da beide es thaten, und daß dies eine der Stellen ist, aus welchen man sieht, daß diejenige Erklärung der Verbalform die richtigere ist, welche der Hinzusetzung

*) Hiemit bin ich ganz einverstanden, glaube aber, daß आसाद्य eben so wohl von dem Getragenen als dem Tragenden gesagt werden kann: es heißt nichts weiter als hingelangt; die Art wie die Bewegung bewerkstelligt worden, ist dabei gleichgültig. Ich wünschte, विमुक्तः statt विमुक्तं lesen zu dürfen, um den ganzen ersten Vers auf den Drachen zu beziehen, und die richtig bemerkte Zweideutigkeit zu heben.

Anm. d. Hg.

eines bestimmten Subjects überhebt. Ich würde daher hier folgende Uebersetzung vorziehen: nach dem Erreichen der Gegend u. s. w.

Auch die Stelle des Nal. XI. 4. 5. würde nach der Boppischen Uebersetzung hieher gehören.

कथमुक्त्वा तथा सत्यं सुप्तामुत्सृज्य कानने । 19
कथमुत्सृज्य गन्तासि दत्तां भार्यामनुव्रतां ॥

Hr. Professor Bopp übersetzt den ersten Vers: Quomodo, (quod) dixisti, ita verum, dormientem quum reliquisti in sylva? Hier wäre also est bei verum ausgelassen, und das Subject des Verbum die dritte Person, das Gesagte, das Subject der Verbalform aber die zweite. Allein ich gestehe, daß mich diese Erklärung nicht ganz befriedigt *), da es, bei dieser Art zu construiren, gänzlich an einem Hauptworte fehlt, worauf sich das Adjectivum wahr beziehen kann. Denn die Verbalform kann doch nicht als das Gesagte genommen werden, und wenn man genau zu Werke geht, kann man

*) Auch mir ist in diesen Zeilen verschiedenes verdächtig, und die Schwierigkeiten, welche der Vf. treffend bemerkt, scheinen mir ohne veränderte Leseart unauflöslich. Durch eine solche Gewissenhaftigkeit in der Auslegung werden wir jedoch wahrhaft gefördert. Ich vermuthe, daß an der Ordnung etwas verrückt ist: man versuche nur, die beiden Distiche 4 und 5 ihre Stellen mit einander vertauschen zu lassen, so wird dem jetzt auffallenden Unzusammenhange so ziemlich abgeholfen seyn.

Anm. d. Hg.

nur übersetzen: wie, nach der Sagung, also wahr nach dem Verlassen der Schlafenden?

Die Worte des Scholiasten: »Was bei der Heirathswahl gesagt war: Ich werde dich nicht verlassen! Also,« entscheiden wohl über die Construction der Stelle nichts, sondern erläutern nur, welche Versicherung gemeint ist. Sollte man nicht beide Verse zusammennehmen, सत्यं adverbialiter fassen, und übersetzen können:

Wie, wenn du also wahr geredet hast, verlassend im Walde die Schlafende,
Wie verlassend die treue, ergebene Gattin wirst du hingehn?

Die unterstrichenen Worte wären dann eine im Affect geschehene Wiederholung. In der ganzen Stelle scheint mir eine Steigerung der Ideen zu liegen. Wenn du wahr redetest, wie konntest du verlassen, und nachdem du verlassen hattest, weiter gehn, und nicht zurückkehren? Diese verschiedenen Sätze sind durch die Verbalformen leidenschaftlich an einander gekettet. Daß ich die erste mit wenn übersetzte, erträgt die Unbestimmtheit des Ausdrucks der Verbalform sehr gut, denn sie sagt nichts als: bei deinem wahrhaft Reden. Im Grunde ist auch wenn hier zu unbestimmt. Die Versicherungen des Nalas trugen so das Gepräge der Wahrheit, und Damayanti hält dieselben noch jetzt, trotz der widersprechenden Handlung, für so wahr, daß sie sich nur wundert, wie dieser Widerspruch zu reimen ist.

b. Passiver Ausdruck.

HITOP. p. 7. l. 2.

उत्थायोत्थाय बोद्धव्यं महद्भयमुपस्थितं । 20

Jedesmal beim Aufstehen muß man erkennen eine große sich erhebende Besorgniß.

Hier ist der Ausdruck, wie wir ihn auch schon im Vorigen gefunden haben, unpersönlich, aber es scheint immer hervorzugehen, daß das Subject, auf welches das Erkennen geht, von demjenigen verschieden ist, dem das Aufstehen zugeschrieben wird *).

In einer andern Stelle des HITOP. p. 25. l. 9. 10. scheint das Subject gleichfalls zu wechseln:

ततस्तया कुट्टिन्या तत्कारणं जारं परिज्ञाय सा 21
लीलावती गुप्तेन दण्डेन दण्डिता ।

Darauf wurde Lilavati, vermittelst der den Buhlen, welcher die Schuld davon trug, erkannt habenden Kupplerin mit heimlicher Züchtigung gezüchtigt.

Die Verbalform geht hier offenbar nicht auf die Gestrafte, welche das grammatische Subject des Hauptsatzes

*) Wilkins übersetzt: Every time we rise, great fear is to be apprehended; er nimmt also ebenfalls भयं für den Nominativ des Hauptsatzes. Ich würde dagegen übersetzen: Quotiescunque surrexeris, cogitandum: *Ingens periculum imminet.* Alsdann macht das zweite Hemistichium einen besondern Satz aus; es ist der in die Form einer Rede eingekleidete Gedanke, den man beim Aufstehen haben soll; und die Zeitwörter des ersten Satzes werden beide unpersönlich verstanden.

Anm. d. Hg.

ausmacht, sondern auf die Kupplerin. Diese steht im Instrumentalis, und dieser Instrumentalis bezieht sich auf das Verbum finitum, nicht zwar in dem Sinn, daß sie die Strafe verhängte oder vollzog, aber daß sie, und ihre Erkennung des Buhlen dieselbe herbeiführte *).

Auch eine Stelle im Nal. XIV. 17. scheint hieher zu gehören. Der Drache sagt zu Nalas:

22 क्रोधादसूययित्वा तं रक्षा मे भवतः कृता ।

Da ich im Zorne den verflucht habe, ist deine Rettung von mir gemacht worden.

Denn in der Verbalform ist das Subject die Schlange, und in dem als Verbum finitum dienenden Participium ein sich auf Nalas beziehendes Abstractum. Ich finde indeß doch Bedenken, diese beiden Stellen hier anzuführen. Der Passiv-Ausdruck dreht allemal den Activ-Ausdruck

*) Diese Erzählung ist, vermuthlich durch Abkürzung, etwas dunkel geworden. Nach अचिन्तयत् ist ausgemacht etwas ausgefallen, entweder ein Distichon oder eine prosaische Rede. Der vorhergehende Spruch über die Schlauheit der Frauen könnte hier schicklich eingeschaltet werden; auch in der freilich lückenhaften und verwirrten Handschrift, welche Wilkins bei seiner Uebersetzung zum Grunde legte, stand er an einer andern Stelle. Die angeführten Worte übersetze ich so: »Hierauf, da von der Kupplerin bemerkt worden war, daß »der Liebhaber die Ursache der Umarmung sey, wurde »Lilavati mit einer heimlichen Ruthe gezüchtigt;« d. h. wie Wilkins ganz richtig erklärt, she was obliged to silence the woman with hush money.

Anm. d. Hgb.

gerade um, und macht das Object zum Subject. Dem Sinne (nicht der wörtlichen Construction) nach, sind also auch bei dem Participium hier die Kupplerin und die Schlange das eigentliche Subject, und das sich hier auf die letztere beziehende Pronomen मे kann, der Analogie andrer Stellen nach, auch auf die Verbalform bezogen werden. Stände statt des Dativus मे, der Instrumentalis मया, so könnte hierüber nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben. Indeß ist auch kein Grund abzusehen, warum, wenn das Participium passivum, um das wirkende Subject auszudrücken, den Dativus annehmen kann, dies nicht derselbe Fall mit der Verbalform seyn sollte. Daß aber der Dativ statt des Instrumentalis gebraucht wird, läßt sich durch andre Stellen beweisen. Vgl. RAMAY. B. I, S. 9, sl. 2. a. *).

C.

Daß die Verbalform ein ausdrückliches Subject mit sich führe, welches nicht zugleich mit auf das Verbum, das den ganzen Satz bildet, bezogen werden kann, kommt zwar vor, aber nur sehr selten, und ich habe nur sehr wenige Beispiele finden können, welche keine andre Erklärungsart, oder Construction zuließen. Es ist gewiß, daß sich diese Vorstellung auch am meisten von demjenigen Gebrauch der Verbalform entfernt, den wir oben, als den gewöhnlichsten und natürlichsten, erkannt haben. Bei

*) Ich halte in beiden Stellen das मे nicht für den Dativ, sondern für den gleichlautenden Genitiv.

Anm. d. Hgb.

diesem nämlich bildete die Verbalform einen bloßen Zwischensatz, der sich an das Subject und das Verbum des Hauptsatzes anschloß; wenn sie mit einem eigenen, von dem des Hauptsatzes verschiedenen, Subject ausgestattet wird, so entsteht durch sie ein vollständiger Satz, und sie kann sich dem andern nicht mehr gleich geschmeidig anfügen.

Hitop. p. 35, l. 12. 13.

23 ततो दूती गत्वा तत् सर्वं तुङ्गबलस्याग्रे निवेदितं

Darauf da die Botin gegangen (gekommen) war, ward dies alles vor dem Tungabalas gemeldet.

Die Seramporer Ausgabe hat aber hier eine andre Leseart. Sie setzt statt des Nominativs दूती den Instrumentalis दूतिकया und verändert mithin die sehr ungewöhnliche Construction in eine gewöhnliche, wo der Instrumentalis sich auf das Participium passivum bezieht, welches mit ausgelassenem Verbum substantivum den Satz bildet, und die Verbalform nur dazwischen geschoben ist.

Darauf wurde von der Botin, nach ihrem Dahingehen, dies alles u. s. w.

Da es aber viel wahrscheinlicher ist, daß die seltnere Wortstellung in die gewöhnlichere, als umgekehrt, umgeändert wurde, so dürfte der Leseart der Londoner Ausgabe der Vorzug zu geben seyn *).

*) Nach meinen Erfahrungen wird durch obige Voraussetzung den Indischen Abschreibern zu viel Ehre erzeigt: sie haben nur allzu oft das ganz ungrammatische gedankenlos hingeschrieben. Ich kann nicht umhin, die Leseart der Londoner Ausgabe für fehlerhaft zu erklären. In der

Nalas V. 34. 35.

दमयन्तीं तथा वाग्भिरभिनन्द्य कृताञ्जलिः । 24
तौ परस्परतः प्रीतौ दृष्ट्वा त्वग्निपुरोगमान् ॥
तानेव शरणं देवान् जग्मतुर्मनसा तदा ।

Da er, die Hände zusammen gefaltet, also mit seinen
Worten die Damayanti erheitert hatte,
So wendeten sich beide, frölich gegenseitig durch einander,
sehend die vom Agnis Geführten,
Auch also im Geist um Schutz zu den Göttern.

Hier steht die Verbalform zweimal; zunächst dem Verbum hat sie mit demselben dasselbe im Dualis stehende Subject, allein das erstemal bezieht sie sich nur auf eine der beiden im Verbum gemeinten Personen, und diese steht in Form eines Adjectivs neben ihr. Dies Adjectivum कृताञ्जलिः drückt zwar nur die Art und Weise der Stellung des Nalas aus, und hat hier gewissermaßen nur die Bedeutung eines Adverbium. Man kann auch dabei भूत्वा im Seyn, seyend, ergänzen, so wie dies Nal. XIV. 4. a. wirklich mit einem ganz ähnlichen Worte (प्राञ्जलिर्भूत्वा) verbunden ist. Dann entsteht ein neuer Zwischensatz, in welchem das Adjectiv nicht das Subject, sondern das Prädicat ausmacht. Allein wie man sich drehen und wenden möge, so bleibt es immer richtig, daß

Pariser Handschrift steht दृ.त्या, was im wesentlichen mit der Seramporer Leseart übereinstimmt, und sie bestätigt.

Anm. d. Hgb.

in dem ersten dieser drei Verse nur von Nalas allein, in den beiden letzten von ihm und Damayanti zugleich die Rede ist, und daß Nalas durch ein, sich bloß auf ihn beziehendes im Nominativ stehendes Adjectivum eingeführt wird. Die Construction würde also, wenn auch das Adjectivum durch Ergänzung einer andern Verbalform gänzlich zum Adverbium gemacht würde, immer zu dem zweiten Fall gehören, wo das Subject wechselt, und der ausdrücklichen unveränderten Wortstellung nach, entfernt sich diese Stelle noch weiter von der gewöhnlichen Construction, und wird der in der Londoner Ausgabe des Hitopadesa (Beisp. 23) gleich.

Hitop. p. 54. l. 16. 17.

25 ततो वानरैः घण्टां परित्यज्य फलासक्ता बभूवुः ।

Darauf, nach Verlassung der Glocke durch die Affen, wurden sie (nämlich die Affen) auf die Früchte aufmerksam.

Es ist nämlich in dieser Stelle von einer Glocke die Rede, welche im Besitze von Affen ist, und die denselben durch ein Weib entwunden wird, welche die List anwendet, ihre Aufmerksamkeit durch hingestreutes Obst von der Glocke abzuziehen. Die Construction der Stelle aber ist sehr merkwürdig, und ich kenne bis jetzt in dieser Hinsicht keine ihr völlig gleiche. Denn der Instrumentalis वानरैः kann sich hier durchaus nicht auf das Hauptverbum बभूवुः beziehen, da dieß den Nominativus वानराः fordern würde. Er läßt sich auch sonst auf keine Weise mit dem Hauptsatz in Verbindung bringen. Man kann ihn daher nur an die Verbalform परित्यज्य

anschliessen, und diese hat daher hier deutlich und bestimmt ihr Subject im Instrumentalis, ihr Object im Accusativus bei sich. Zu dem Verbum des Hauptsatzes बभूवुः muss man das Subject वानराः aus वानरैः dem Sinne nach, ergänzen.

Die Seramporer Ausgabe liest hier वानराः statt वानरैः wodurch alles leicht und gewöhnlich wird *). So ist dies der dritte Fall, in welchem diese beiden Ausgaben in der Construction dieser Verbalformen von einander dergestalt abgehen, dass die eine (die Seramporer zweimal, die Londoner einmal) die leichtere und gewöhnlichere, die andere die seltnere Construction hat. Man darf daher die letztere wohl nicht, als einen Schreib- oder Sprachfehler ansehen, sondern kann annehmen, dass auch sie, den Gesetzen der Sprache nach, für erlaubt gehalten werde.

Ramay. B. I. S. 1. sl. 61. 62.

तेन मायाविना दूरमपवाह्य नृपात्मजौ । 26

रावणोऽन्तरमासाद्य सीतां -- जहार ।

Nach der Entführung der beiden Fürstenentsprossenen durch den Zauberer, raubte Ravanas, in das Innere hineingehend, Sita.

*) Die Seramporer Leseart wird hier wiederum durch die Pariser Handschrift bestätigt, und ich würde sie ohne Bedenken als die wahre in den Text aufnehmen. Die Wortfügung der Londoner Ausgabe scheint mir durchaus sprachwidrig. Indessen ist die Erörterung nicht überflüssig, da der berühmte Herausgeber bei dieser Stelle keinen Druckfehler angemerkt hat.

Anm. d. Hgb.

Die Handlung der Verbalform, die Wegführung der beiden Fürstenentsprossenen, geht auf Marichas, der als Zauberer bezeichnet ist, das Hauptverbum auf Ravanas. Allein der Instrumentalis, in welchem Marichas steht, wird vom Hauptverbum regiert. Ravanas raubte die Sita vermittelst der von Marichas vollbrachten Wegführung. Daß der Dualis, welcher den ersten Vers schließt, ein Accusativ ist, und von der Verbalform regiert wird, braucht nicht bemerkt zu werden.

Eine andere Stelle des Ramayana (B. I, Sect. 9. sl. 7. u. folg.) führe ich nicht an, weil sie eine doppelte Interpunction und Construction zuläßt. Da sie zu lang herzusetzen ist, muß ich dem Leser überlassen, sie nachzulesen, und bemerke nur, daß wenn man den Satz am Ende des ersten Verses des achten Slokas schließt, und den neuen von dem zweiten bis zum ersten des zehnten Slokas fortlaufen läßt, alsdann auch eine Construction entsteht, wo sich auf die Verbalform रोपयित्वा wachsen machend, pflanzend, der Nominativus पार्थिवः, auf das Participium verbi neutrius प्रयाताः (welches für das Verbum finitum, sie giengen, steht) der Nominativus सुसमृद्धाः die wohl zubereiteten, bezieht. Bei dieser Interpunction gehörte die Stelle zu der hier in Rede stehenden Constructionsart. Da aber diese immer sehr selten ist, so scheint es wohl natürlicher, bei dem ersten Verse des achten Slokas den Satz nicht zu schließen, sondern dies erst nach dem zweiten des neunten Slokas zu thun. Dann bezieht sich die Verbalform auf das Part. act. कृतवान् welches mit ausgelassenem Verbum seyn, er machte,

heißt, und beide haben dasselbe Subject. Indeß folgt alsdann die Verbalform mit drei ganzen von ihr regierten Versen auf das Hauptverbum, was gewiß auch sehr ungewöhnlich ist *), wenn gleich, mit wenigeren davon abhängenden Worten, das Nachfolgen der Verbalform häufiger vorkommt. Vgl. Nal. XI. 24. Ramay. B. I. S. 1. sl. 62. a.

Ist einmal, wie hier, durch wenige, aber sichre, und keine andre Deutung zulassende Stellen bewiesen, daß die Verbalform, sowohl im Nominativus, als Instrumentalis ein eignes, sich ausschließlich auf sie beziehendes Subject haben kann, so können, und müssen sogar auch einige andere Stellen hiehergezogen werden, in welchen das Subject zwar, der mechanischen Construction nach, auch mit dem Hauptverbum verbunden werden kann, allein dem Sinn und der Stellung nach, doch eigentlich der Verbalform angehört. Von solchen will ich hier noch einige aufführen.

*) Ich fürchte, die Handschrift, welche die Herausgeber in Serampore bei ihrem Abdrucke zum Grunde legten, war an dieser Stelle, wie an vielen andern, völlig in Verwirrung gerathen. Die drei fraglichen Verse (Sl. 8 und 9, a) scheinen sich aus einer früher ausgelassenen Beschreibung des künstlichen Gartens, womit die zur Entführung des Rishyasringas bestimmten Schiffe ausgeziert wurden, hieher verirrt zu haben, woraus das ἀνακόλουθον entstanden ist. So ist wenigstens die Anordnung in der Pariser Devanagari-Handschrift, welche übrigens in diesem ganzen Abschnitt von dem gedruckten Texte so weit abweicht, daß ich es leichter fand, das Ganze abzuschreiben, als alle Varianten einzeln zu bemerken.

Anm. d. Hg.

Hitop. p. 25. l. 16. 17.

28 ततः खनित्रमादाय तेन परिव्राजकेन मम विवरं
खनित्वा चिरकालोपार्जितं धनं गृहीतं ।

Darauf wurde mein seit langer Zeit zusammengeraubt gewonnener Reichthum von dem Bettelgeistlichen genommen, der ein Grabscheit ergriff, und meine Höle aufgrub.

Hier gehört der Instrumentalis, dem Sinn nach, wohl offenbar zu den Verbalformen, zwischen denen er steht, und darf bei dem Hauptverbum nicht wiederholt werden.

Ramay. B. I, Sect. 9, sl. 4. 5.

29 इन्द्रियार्थैरभिमतैर्नरचित्तापहारिभिः ।
लोभयित्वाभ्युपायेन क्षिप्रमानीयतां वनात् ॥

Nachdem in ihm, vermittelst die Seele anlockender, den Verstand entrückender Gegenstände der Sinne, Begierde erregt ist, werde er durch solche List schnell aus dem Walde herbeigeführt.

Der ganze erste, aus drei im Instrumentalis stehenden Worten gebildete Vers bezieht sich sichtbar allein auf die Verbalform, das Hauptverbum führt sein eignes wirkendes Subject, auch im Instrumentalis, bei sich.

Ramay. B. I, Sect. 1, sl. 78. 79.

30 समयं तौ ततः कृत्वा नरवानरपुङ्गवौ ।
किष्किन्ध्यां रामसुग्रीवौ जग्मतुस्तौ गुहां तदा ॥

Da die beiden stärksten der Menschen und Affen eine Zeit bestimmt hatten, so kamen beide, Ramas und Sugrivas, in die Höle von Kishkindhya.

Die Nominative stehen hier in Apposition, da aber das Pronomen तौ was ohngefähr dem Homerischen Artikel entspricht, und eine zwischen dem Pronomen demonstrativum, und dem Artikel andrer Sprachen mitten inne liegende Bedeutung hat, dem ersten hinzugefügt ist, so beweist dies, wie die Stellung dieser Casus, daß die des ersten Verses der Verbalform, die des zweiten dem Hauptverbum angehören.

Eine Stelle des Ramayana (B. I, Sect. 3, sl. 142, a.) weicht gewissermaßen von allen bisher angeführten ab. Es wird der Inhalt eines Buches des Ramayana angegeben, und eine ganze Reihe von Versen hindurch folgen bloße Nominative auf einander, die zwar in diesen Inhaltsverzeichnissen bisweilen von dem Verbum: wird erzählt, unterbrochen sind, aber großentheils absolut, wie Titel der Abschnitte, bald im Singularis bald im Pluralis dastehen. Auf eine beträchtliche Anzahl solcher Nominative folgen die Verse:

काव्यस्य चान्ते विज्ञाय स्वपुत्रौ तौ कुशीलवौ । 31
वाल्मीकेश्चैव वाक्यानि विलापो राघवस्य च ॥

Und am Ende des Gedichtes, nach der Anerkennung seiner eignen Söhne, des Kusi und Lava,
Die Reden Valmiki's, und die Klage des Raghu-Entsprossenen.

Die Verbalform ist hier offenbar nur eine andre Wendung, welche der Dichter, statt der gewöhnlichen Folge von Nominativen, gebraucht hat, es müßte denn, was man nur aus diesem, noch ungedruckten Theil des Gedichts beurtheilen könnte, ein näherer Zusammenhang zwischen Valmiki's Reden, und jener Anerkennung vorhanden seyn. Auf

alle Fälle ist aber die Verbalform, wenn man sie nach der Analogie der obigen Beispiele betrachtet, sehr wunderbar gebraucht. Denn die Anerkennung muß durch Ramas geschehen seyn, welcher der Vater der genannten Jünglinge war, und derselbe mit dem in der Folge erwähnten Abkömmling des Raghu ist. Dieß muß man aber wissen, denn in den zunächst vorhergehenden Versen kommen wohl andre Personen, allein Ramas nicht namentlich vor. Nachdem nun auf diese Weise das Subject der Verbalform Ramas ist, folgt als Subject des Substantivs, von welchem hier, wie sonst von dem Verbum, die Verbalform abhängt, Valmiki. Wollte man aber sagen, die Verbalform müsse zu dem weiter folgenden Substantiv: Rama's Klage, gezogen werden, so stehen Valmiki's Reden, die Construction unterbrechend, dazwischen. Man kann also wohl nur annehmen, daß der Dichter gar nicht beabsichtete, die Anerkennung der Söhne mit Valmikis Reden, und Ramas Klage in irgend eine Sachverbindung zu setzen, sondern die Construction nur des Verses, oder der Mannigfaltigkeit wegen abwechselte, die Verbalform ganz absolut in dem Sinn eines Substantivs nahm, und es für überflüßig hielt, Ramas dabei wirklich namhaft zu machen, theils weil das ganze Gedicht von ihm handelt, und es sich dadurch von selbst versteht, daß, wo nicht ausdrücklich andre genannt werden, er handelnd auftritt, theils weil die Namen seiner Söhne allgemein bekannt waren. So scheinen auch die Englischen Uebersetzer die Stelle gefaßt zu haben, die sich um die Verbalform gar nicht kümmern, sondern ebenso übersetzen, als stände sie nicht da: Rama recognizes his two sons at the end of

the song — the discourse of Valmikee — Raghuva's lamentation. *)

*) Unmöglich ist es mit diesen Versen, wie sie gedruckt stehen, richtig bewandt. In der Pariser Devanagari-Handschrift fehlt die Stelle ganz; die Bengali-Handschrift zu vergleichen, hatte ich noch nicht Gelegenheit. Es sey mir daher vergönnt, eine Emendation zu versuchen, wozu ich ein ganz leichtes Mittel vorschlage. Man kehre nur die Ordnung der beiden Verse um, so fallen die oben vollkommen richtig bemerkten Schwierigkeiten insgesamt weg. Dann stört bloß noch das zweite च, welches ich ebenfalls durch eine leichte Umstellung wegräume, da ohnehin die fünfte Stelle des ersten Hemistichs eine Kürze fordert, wenn die beiden folgenden Sylben lang sind. Nun lautet, den vorhergehenden Vers mit hinzugenommen, die Stelle so:

अश्वमेधसमारम्भो गीतश्रवणमेव च ।
वाल्मीकेश्चैव वाक्यानि विलापो राघवस्य च ।
अन्ते काव्यस्य विज्ञाय स्वपुत्रौ तौ कुशीलवौ ।

Nun hängt sowohl die Wortfügung als die Folge der Ereignisse aufs beste zusammen. [illegible] Erlegung des Ravanas hat die von ihm entführte Sita ihre Unschuld durch die Feuerprobe bewährt; Ramas verstößt sie dennoch nachher in einem Anfall ungegründeter Eifersucht; sie gebiert in der Wildniß Zwillinge, welche der Einsiedler Valmikis auferzieht; er theilt ihnen sein Heldengedicht mit, sie lernen es auswendig, und singen es bei einem feierlichen Opfer vor ihrem Vater, dem Helden des Gedichtes: nun offenbart Valmikis diesem das

§. 3.

Die Verbalformen in त्वा und य werden in der Regel in der Bedeutung einer vergangenen Zeit gebraucht. Dies geht aus allen oben angeführten Beispielen hervor. Es liegt dies auch in ihrer Natur, da sie gewöhnlich dasjenige, worauf etwas Anderes folgt, den Grund, aus dem es entspringt, das Werkzeug, vermittelst dessen es bewirkt wird, anzeigen, und immer als Vorderglieder verbundener Sätze dienen. Indeß sind beide Zustände, oder Handlungen oft so unmittelbar auf einander vorgehend, daß sie sich eigentlich mehr begleiten, als folgen, wie (Beisp. 10.) Valmikis Gewahrwerden des erschlagenen Vogels, und sein aus diesem Anblick entspringendes Mitleid, (Beisp. 22.) die Verwünschung des Drachen, und die dadurch bewirkte Rettung Nalas, (Beisp. 12.) Lakshmana's Bemerken des Zornes des Ramas, und seine daraus entstehende Verwirrung, und eine Menge andrer Fälle mehr. In andern Wendungen und Constructionsarten würde man sehr füglich beide solche, als auf einander folgend dargestellte Zustände im Präsens ausdrücken können. Gerade deshalb aber weil die Folge so unmittelbar, und mit so kaum bemerkbarem Zwischenraume angenommen werden kann, wird es schwer, bei diesen Verbalformen solche aufzuzeigen, die nothwendig als Präsens angesehen werden müssen, und in denen nicht noch irgend ein, noch so unbedeutender Zwischenraum nachgewiesen werden könnte. In dem Constructionsgange ist nun

Geheimniß ihrer Geburt, und Ramas, da er seine Söhne erkannt hat, wehklagt über seine gegen die Sita begangene Ungerechtigkeit.

Anm. d. Hg.

außerdem die Verbalform immer der früher erscheinende Theil.

Hr. Prof. Bopp hat indeß (Anm. z. Nalas S. 202. Anm. 77.) auf einige Stellen aufmerksam gemacht (Nal. IX. 24. XX. 13. a. Man vgl. ferner Conjugationssystem 48.) 32
die ich deshalb nicht wiederhole, gegen die sich nach meiner Ueberzeugung, nichts Gegründetes anführen läßt.

Eine andere, meines Erachtens, gleich beweisende Stelle ist im Hitop. p. 22. l. 10.

किमत्रावस्थाय मया कर्तव्यं । 33

Was soll ich im hier Bleiben thun?

Wollte man schlechterdings auf der Bedeutung eines Praeteritum bestehen, so könnte man freilich auch hier übersetzen:

Was sollte ich thun, nachdem ich hier geblieben wäre, oder seyn würde?

allein eine solche Auslegung schiene mir wenigstens keinesweges natürlich.

Indeß giebt es, wie schon Hr. Ritter v. Schlegel (Ind. Bibl. S. 125) bemerkt hat, Stellen, wo die Verbalform mit einem Futurum verbunden ist, und dadurch die Bedeutung eines Futurum perfectum annimmt.

Dies ist Beisp. 8 und Nal. XI. 24. a. der Fall.

Daß jedoch diese Verbalformen wirklich die Bedeutung des Präsens haben können, setzt, außer den oben angeführten, eine andere Stelle des Nalas (X. 10. a) außer allen Zweifel, in welcher der Dichter selbst zu erkennen giebt, daß er die Verbalform als Präsens gebrauchte.

Ausgesagten Vorangegangenes, oder dasselbe Begleitendes, oder Bestimmendes hinzugefügt wird;

2. daß diese fernere Bestimmung bald allein steht, bald andre Begriffe von sich abhängig macht, bald sich mit dem Hauptsatze auf dasselbe, bald auf ein eigenes, verschiedenes Subject bezieht;

3. daß diese Verbalformen zu activem und passivem Ausdruck dienen, daß sie gegenwärtige, vergangene und zukünftige Zeit andeuten, daß das Subject bei ihnen in jedem Genus und Numerus stehen kann;

4. daß diese Verbalformen in allen diesen Fällen durchaus unverändert bleiben, und daß die einzige Verschiedenheit, die sich in ihrem Gebrauch findet, die Endung in त्वा und य, von allen hier aufgezählten Umständen, und überhaupt von ihrem syntaktischen Gebrauche unabhängig ist;

5. daß sie also durch sich selbst nichts, als den bloßen allgemeinen und unbestimmten Begriff einer Handlung, oder eines Vorganges enthalten, alle ferneren Bestimmungen dieses Begriffs aber lediglich aus den ausdrücklich dabei stehenden Worten oder aus dem Sinne des Ganzen genommen werden müssen;

6. daß sie mit dem Satze, zu dem sie gehören, durch keinerlei eignes Beziehungswort, Conjunction, oder Präposition, verbunden sind, oder daß, wenn eine Andeutung solcher Beziehung vorhanden seyn sollte, dieß nur in ihren Lauten selbst liegen kann;

7. daß sie, ihrer Bildung und Endung nach, eigne Formen, nicht andre, sonst unter bestimmten Namen in der Sprache vorkommende, nur zu diesem Zwecke gebrauchte

sind, sondern daß, wenn sie analogisch auf andre Formen zurückgebracht werden können, dies erst aufgefunden und erwiesen werden muß.

Auf diese Weise stellt sich, wie es mir scheint, die Natur dieser Formen der Sanskritsprache dar, wenn man sie bloß an und für sich selbst betrachtet, ohne sie irgend einer der Classen der Redetheile unterordnen zu wollen, welche die allgemeine Grammatik oder die besondere einzelner Sprachen aufstellt.

Die flüchtigste Vergleichung mit diesen wird hinreichen zu zeigen, daß wenigstens die gewöhnlich bekannten morgen- und abendländischen Sprachen sätzeverbindende Verbalformen von so vielumfassendem Gebrauch nicht besitzen.

Wir wollen nun im Folgenden die Bestimmung dieser Verbalformen nach allgemeinen Begriffen, und der Grammatik der verwandten Sprachen versuchen.

§. 6.

Die in त्वा und य ausgehenden Verbalformen werden gebraucht, Nebensätze mit einem Hauptsatz in Eins zu verknüpfen.

Bei einer solchen Verbindung ist der Nebensatz entweder ein absoluter, scheinbar für sich bestehender, oder eine Erweiterung eines der Theile des Hauptsatzes; und in beiden Fällen muß die in ihm enthaltene Verbalform eine solche seyn, welche nicht zum Verbum finitum gehört.

Die Verbalformen dieser Gattungen sind das Participium, der Infinitivus, das Gerundium, und das Supinum.

Von diesen ist das Participium die schicklichste für absolute Sätze, indem es, sich durch Genus und Casus dem Subject anschließend, und zugleich Vox und Tempus des Verbum andeutend, am besten den Mangel des Verbum finitum ersetzt, an welchem die absoluten Sätze gerade leiden. Es läßt sich aber aus allgemeinen Gründen nicht behaupten, daß absolute Sätze nur durch Participien gebildet werden könnten.

In Nebensätzen, welche Theile des Hauptsatzes erweitern, kann das Participium, als Attributivum, sich nur an das Nomen, es stehe im Subject oder Prädicat, anschließen. Eine genauere Ausführung des Verbum (der Copula des Satzes) oder eines zum Subject oder Prädicat gehörenden Nomen ist nur durch ein Adverbium möglich. Die Stelle des Adverbium aber vertritt unter den Verbalformen das Gerundium. Denn wenn ich sage citissime, oder festinando se recepit, so füge ich in beiden Fällen dem Verbum, nicht, wie, wenn es festinans hieße, dem Subject, eine Nebenbestimmung hinzu.

Die Sanskrit-Sprache bedient sich zu ihren absoluten Sätzen gewöhnlich der in den Locativus gestellten Participien, und da dieser Casus nur anzeigt, daß eines im anderen enthalten ist, so giebt es keine richtigere Bezeichnung der Inhärenz des Nebensatzes im Hauptsatze, keine gleich bestimmte und allgemeine Beziehung des einen auf den andern. Man findet aber auch Beispiele absoluter Genitive, obgleich Wilkins derselben nicht erwähnt. So Nal. XII. 8. Ramay. B. I. Sect. 32. sl. 31. Sect. 1.

sl. 50 — 52. *). Ein absoluter Nominativus scheint Sect. 4. sl. 68. Sect. 35. sl. 19. a. zu stehen. Denn da in diesen Stellen die beiden Sätze offenbar in Sachverbindung mit einander sind, so läßt sich bei dem Participium des ersten nicht füglich das Verbum Substantivum ergänzen, um ihm Selbständigkeit für sich zu geben **).

*) वसतस्तत्र रामस्य वने वनचरैः सह ।
रक्षोभ्यः कामरूपिभ्य ऋषयोऽभ्यागमन्भयात् ॥
रामं कमलपत्राक्षं शरण्यं शरणार्थिनां ।
महेन्द्रमिव दुर्द्धर्षं वाणखड्गधनुर्धरं ॥

»Da Ramas im Walde mit den Waldbewohnern wohnte,
Kamen die Heiligen, aus Furcht vor den sich nach Gefallen umgestaltenden Rakshas,
Zu Ramas, dem lotusblattäugigen, dem Beschützer der Schutzbedürftigen,
Wie zum großen Indras, dem schwer sichtbaren, dem Pfeil, Schwert und Bogen haltenden.«

Die Englischen Uebersetzer nehmen entweder diese Stelle anders, oder lassen doch ihre eigentliche Construction nicht sehen. To him dwelling with the sylvan inhabitants did the holy sages resort through fear — — — even to Rama whose eye cet. Allein der Accusativus रामं wird geradezu vom Hauptverbum regiert, das [illegible] dem Genitiv nicht verbunden werden kann, und von der durch die Uebersetzer eingeschobenen Partikel *even* ist im Text keine Spur anzutreffen.

**) Der genitivus absolutus kommt unläugbar vor, den nominativus absolutus aber bezweifle ich. Jene beiden

Die durch die Verbalformen in त्वा und य gebildeten Nebensätze können gleichfalls als absolute betrachtet werden. Da, wo in denselben die Verbalform ihr eignes Subject hat, und noch mehr, wo dieses ausdrücklich erwähnt ist, wie in Beisp. 23, 24. 26—30. paßt diese Erklärungsart vorzüglich gut. Denn da man, bei Gleichheit des Subjects, nur den Hauptsatz am Subject selbst zu erweitern braucht, so bringt erst die Verschiedenheit die Nothwendigkeit absoluter Sätze hervor, und bildet im Griechischen geradezu die Regel ihres Gebrauchs. Wo das Subject nicht ändert, ist die Annahme eines absoluten Satzes zwar nicht nothwendig, sie wird sogar weniger natürlich, aber sie bleibt immer möglich, so wie die Bildung eines solchen im Griechischen auch ausnahmsweise erlaubt.

Für die gegenwärtige Untersuchung kommt indeß wenig darauf an, zu welcher Gattung von Nebensätzen die hier erwähnten gehören. Denn die oben von einander geschiedenen Gattungen laufen, bei genauerer Betrachtung, wieder auf dieselbe hinaus. Auch die absolut stehenden Nebensätze müssen doch, als dem Hauptsatz einverleibt (inhärent) gedacht werden. Darum bedienen sich die Sprachen meistentheils zu denselben der casus obliqui, als der Abhängigkeit bezeichnenden; absolute Nominative sind, nach allgemeinen Begriffen, nicht zu rechtfertigende, und nur vermittelst besondern Sprachgebrauches verständliche Anomalien: Als einverleibt gedacht aber werden die

Stellen scheinen mir einer berichtigten Leseart zu bedürfen.

Anm. d. Hg.

absoluten Nebensätze zu Erweiterungen des Hauptsatzes, und bei Verschiedenheit des Subjects ist solche Erweiterung nur am Verbum, und mit einer Verbalform nur durch ein Gerundium möglich. *Θεοῦ ϑέλοντος* und viso lupo sind soviel, als: bei dem Wollen des Gottes, nach dem Gesehen werden des Wolfes.

Die ganze und eigentliche Frage ist daher immer die: sind die Verbalformen in त्वा und य Participien, welche sich an das Subject, oder Gerundien, welche sich an das Verbum des Hauptsatzes anschließen?

(Die Fortsetzung im nächsten Bande.)

